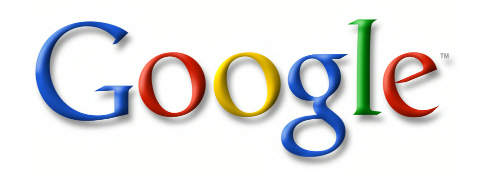
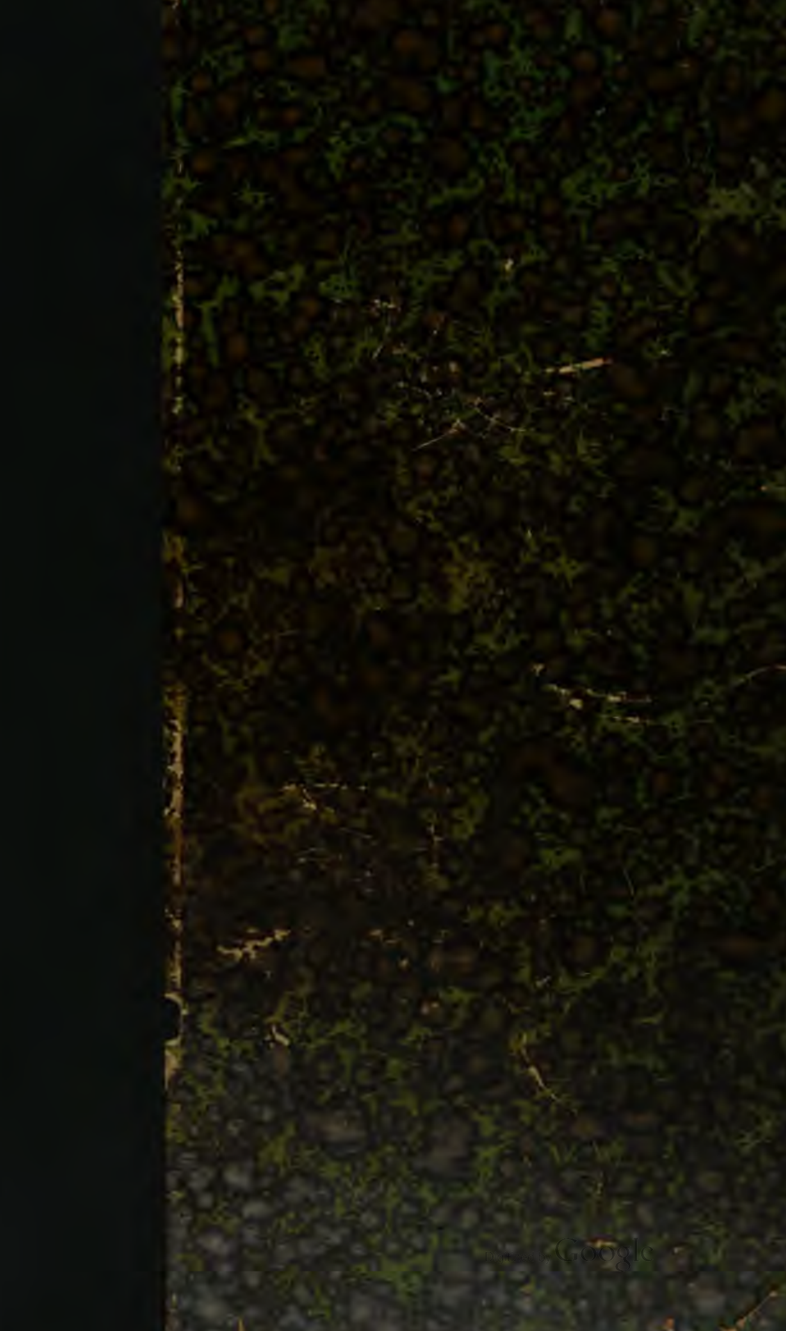
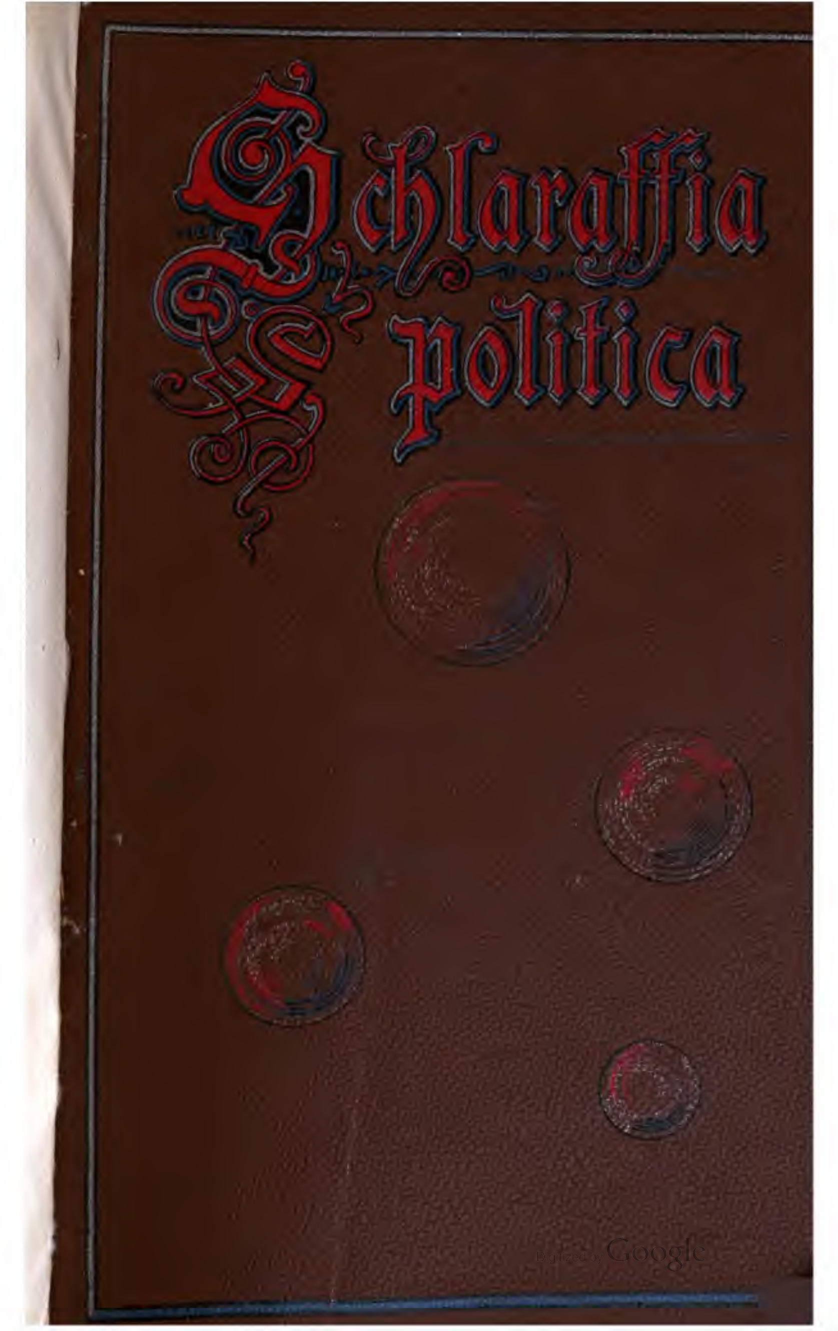





Schlaraffia
politica

Schlaraffia politica



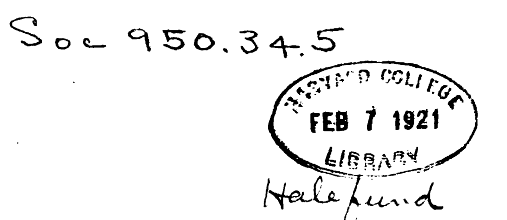
Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen

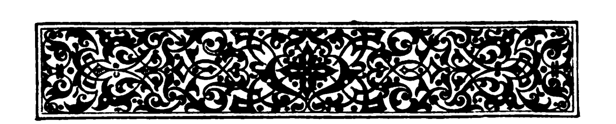
vom besten Staate



Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1892



Inhalt



Zum Beginn

Die „Staatsromane“; Träume von der goldnen Zeit

Vom Schlaraffenlande sollen die folgenden Blätter erzählen, allerdings nicht von dem, das die Märchenbücher unsern Kindern schildern, wo Süßigkeiten und gebratne Tauben das wichtigste sind, aber doch von einem Schlaraffenlande, wo möglichst wenig gearbeitet wird und trotzdem alle von allen Schätzen in Hülle und Fülle haben. Es giebt Märchen derart, die weit über jene Kinderideale hinausgehen, Erzählungen, die uns einen besten Staat schildern, ein Staatswesen mit ebenso ausgezeichneter Verfassung wie vortrefflichen Organen, eine befriedigende Ordnung aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse! Da man nun heutzutage wieder beginnt, mit Vorliebe solche Ideale auszumalen, bald den Blick rückwärts zu einem verlornen Paradiese, bald vorwärts auf eine glückliche Zukunft nach dem Jahre 2000 lenkt, und weiten Kreisen der „Himmel auf Erden“ in fabelhaftem Glanze vorgezaubert wird, — da drängt sich dem Historiker der Gedanke auf, diese phantastischen Träume vom besten Staate, mit denen Denker entschwundner Zeiten das Publikum

unterhalten und zuweilen aufgeregt haben, aus der Vergessenheit hervorzuziehen. Das soll hier geschehen. Wer da meint, die sozialistischen und kommunistischen Zukunfts- oder Zerrbilder, mit denen der Büchermarkt seit einigen Jahren überflutet wird, seien etwas Neues, der wird belehrt werden; aber auch wer vielleicht von des Thomas Morus Utopia und ähnlichen Werken schon gehört hat, wird erstaunen über die Excentrizitäten, denen sich die menschliche Phantasie oft überlassen hat. Es ist einerseits also ein grundgelehrtes Werk, was hier vor dir liegt, das man „Geschichte der Staatsromane" titulieren könnte (und wenn du ein Professor oder Privatdozent der Litteratur- und Kulturgeschichte, Nationolökonomie, Staatswissenschaft, Philosophie u. s. w. oder ein Dr. phil. oder irgendwie zu wissenschaftlicher Forschung angelegt oder geneigt bist, wirst du mit einem kleinen „litterarischen Apparat" am Schlusse[1]) als Fachkundiger zufrieden sein und anerkennen, daß R. v. Mohl und andre weniger gründlich vorgegangen sind): aber fürchte dich nicht, lieber Leser, wenn du nicht zu den genannten gehörst, daß das etwa nicht Lektüre für dich wäre — es ist gerade ein Buch für dich — hic tua res agitur, dich persönlich geht das alles an, was hier erzählt und fabuliert wird. In allen diesen Dichtungen, die ich vorführen werde, wird der Mensch in seinem Verhältnis zum Staate geschildert, zum Staate, jenem merkwürdigen Wesen, das wir zwar nicht greifen und sehen können, das aber trotzdem nicht nur Begriff, sondern Wirklichkeit ist. Geburt und Erziehung, Ehe und Tod, Arbeit und Besitz, häusliches und öffentliches Leben, alles ist in diesen Dichtungen in prächtigen Farben geschildert. So denke ich, es wird dich und jedermann interessieren, von dem Inhalt dieser Utopien vom Jahre 3366 bis zum 5653. Jahre seit Erschaffung der Welt, d. h. von Platon bis heute etwas zu hören, wenn es nicht allzu trocken vor-

getragen wird. Sollte aber ein Doktrinär — quod Deus avertat! — sich etwa durch die Art der Darstellung, Format oder Umschlag beirren lassen, so sei ihm gesagt, daß der Verfasser nicht glaubt, es hänge die Wissenschaftlichkeit von derartigen Äußerlichkeiten ab, oder man schädige gar die Wissenschaft, wenn man sie für weite Kreise fruchtbar macht: verliert doch der Nil nicht an fruchtbringender Kraft und nicht an Tiefe dadurch, daß er zeitweise weites Land überflutet!

Die Worte, die Schiller 1797 schrieb:

> Es reden und träumen die Menschen viel
> Von besseren künftigen Tagen,
> Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
> Sieht man sie rennen und jagen.
> Die Welt wird alt und wird wieder jung,
> Und der Mensch hofft immer Verbesserung

könnten als Motto für alle diese Staatsromane dienen — denn das „glückliche goldene Ziel“ ist es, das uns da geschildert wird. Man hat diese Dichtungen neuerdings „Staatsromane“ genannt, und sie haben auch manches gemeinsam mit den Romanen. Denn es sind freie Erfindungen der Phantasie, und selbst wo der Stoff der Überlieferung entnommen oder Thatsächliches verwertet ist, ist es phantastisch ausgestaltet. Ein weiteres Merkmal teilen sie mit dem Roman: es sind alles Erzählungen in Prosa. Was sie vom Roman unterscheidet, ist das Fehlen der Handlung, oder jedenfalls ihr außerordentliches Zurücktreten. Im Vordergrunde steht die Schilderung der erdichteten Staats- und Gesellschaftszustände. Das ist ihre Tendenz, und nur von den Schriften soll im folgenden die Rede sein, die im Gewande der Dichtung ein Staats- und Gesellschaftsideal vorführen. Das kann man Staatsromane nennen, das sind wirkliche „Utopien“ — nicht aber die Zukunftsbilder, die nur wie Curd Laßwitzens, Novellen (1879) technische Vervollkommnungen, Luftdroschken und Düfteklaviere vorführen, oder wie eine englische

Schilderung der Stadt „Hygiea“ das Ideal einer hygienisch gebauten Stadt, z. B. mit den Küchen im obersten Stockwerk, u. s. w. aufstellen; auch nicht politische Romane wie Beaconsfields Endymion (1887), oder historisch-politische wie Barthélemys Voyage en Grèce (1788) oder Marmontels Belisar (1767), nicht soziale Romane, die einzelne Probleme dichterisch behandeln und heutzutage zu Dutzenden kolportiert werden.

Zu allen Zeiten hat man Ideale vom Staate aufgestellt. Philosophen und Politiker erhoben sich über die staubige und stürmische Alltäglichkeit, indem sie in ihrem Geiste ein Bild des anzustrebenden Staates in leuchtendem Glanze gedachter Vollkommenheit schufen. Der praktische Staatsmann verwob in diesem Bilde die erreichbaren Zwecke: so entstand das, was wir in jedem Zeitalter Staatsidee nennen. Wir sprechen in diesem Sinne von antiker und moderner Staatsidee, von der Idee des Polizei- und der des Rechtsstaats. Es ist gewiß, daß diese Staatsidee nicht eine bloß theoretische Bedeutung hat. Immer und immer ist in allen Zweigen des staatlichen Lebens, in allen Kanälen der Verwaltung die Idee zur Erscheinung gekommen, die die leitenden Staatsmänner vom Staate und von seinem Beruf hatten. Aber es giebt noch andre Staatsideale. Es sind die, die lediglich Spekulation sind. Von der Unzulänglichkeit aller bestehenden Einrichtungen ausgehend erhebt sich der Geist zu fabelhaften Fernen, stürzt sich in den unbegrenzten Ozean der Phantasie. Der Philosoph ersinnt ein Ideal. Wie anders ist es als das eben angedeutete: hier ist nicht nur der Bau, hier ist der Baugrund ideal — kurz, es ist Phantasie, ist Dichtung. Die geistreichen Männer, die in langer Gedankenarbeit die Grundzüge des vollkommnen Staates gefunden hatten, wußten aber wohl, daß ihre abstrakten — oder wie Lessing sagen würde, abgezognen — Begriffe in Form einer „Theorie“ oder eines „Systems“ wenig

Beifall finden würden. So griffen sie zu einem andern Mittel, zur Poesie, die die gewonnenen Vorstellungen mit dem Scheine der Wirklichkeit umkleidete. Dieser Drang, das begrifflich Deutliche im künstlerischen Bilde anzuschauen, führte zur Erschaffung der Dichtungsgattung, der wir im vorliegenden Büchlein unsre Aufmerksamkeit widmen wollen. Einer der neuesten Schriftsteller auf diesem Gebiete hat diese „Romane“ gegenüber denen, die ihre Berechtigung bezweifelten, gerechtfertigt: „Ja ich schreibe einen Roman, um ein gesellschaftliches, politisches und philosophisches System darzulegen, weil ich überzeugt bin, daß dies die einfachste, natürlichste und verständlichste Form ist, um das verwickeltste und schwierigste System begreiflich zu machen; weil ich nicht nur für die Gelehrten, sondern für jedermann schreiben will; weil ich lebhaft wünsche, von den Frauen gelesen zu werden, die eifrige Apostel sein werden, sobald ihr edler Geist vom wahren Interesse der Menschheit überzeugt ist.“ Und wie Cabet so haben alle diese Dichter gehofft, durch ihre Dichtungen Anhänger zu gewinnen, ohne einen Schüler ihres Systems dadurch zu verlieren.[2])

Aber freilich diese Doppelnatur der Staatsdichtungen macht ihre Beurteilung schwierig und ist wohl der Anlaß, daß man sie nicht immer richtig gewürdigt hat. Staatswissenschaft und Dichtung scheinen an sich weit von einander zu liegen, und Herder nennt diese und ähnliche Märchen die undankbarsten von allen. Bleiben sie den Thatsachen zu nahe, so amüsieren sie selten, entfernen sie sich zu sehr von ihnen, so entstellen sie die Thatsachen. Dem Litterarhistoriker sind diese Romane zu didaktisch, dem Staatsgelehrten zu poetisch und phantastisch. So kam es, daß die zünftigen Gelehrten diese Werke vernachlässigten, und so erklärt es sich, daß das gewöhnliche Lesepublikum sie oft vielleicht als zu schwer betrachtete. Wie unrecht dies ist, das werden hoffentlich die folgenden Blätter

zeigen. Wir bieten darin eine Übersicht über die Utopien aller Zeiten, sofern sie eine Bedeutung haben und wir versuchen sie aus den Zeiten heraus zu begreifen, was bisher so gut wie gar nicht geschah. Diese Übersicht giebt einen Einblick in des Weben der Phantasie, der ewig beweglichen, immer neuen, oftmals seltsamen Tochter Jovis, und einen Beitrag zur Geschichte der menschlichen Sehnsucht nach Glück, nach Frieden.

Erhöhte Bedeutung erhält eine solche Betrachtung in unsrer Zeit, die auch von hoffnungsvollen Träumen und Wünschen bewegt ist, und die wieder nachdenkt über die Ordnung der Dinge. Da lohnt es sich umsomehr nachzuforschen, was andre vor uns hierüber gedacht, welche Zauberbilder Denker und Dichter früherer Zeiten den unbefriedigten Forderungen dieser entgegengestellt, wie sie alle Grundfragen der Menschennatur und des Staats- und Gesellschaftslebens gelöst haben. So folge mir nun, lieber Leser, zu dieser neuen Wissenschaft, die zwar an den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten bis jetzt nicht Vorlesungs- und Prüfungsgegenstand ist: laß uns dem Reichs- und Landesstaatsrecht, dem vergleichenden und allgemeinen Staatsrecht u. s. w. die Staatslehre der Schlaraffen hinzufügen, und diese zunächst einmal historisch behandeln. Also hinein ins gelobte Land, in die phantastischen Staatswesen auf, über und unter der Erde!





Platons Ideal vom Staate

Kürzlich bekam ich ein Buch von einem berühmten englischen Gelehrten in die Hand, Vorträge über die Entwicklung der Staatsidee. Es ward mir ganz seltsam zu Mute bei den ersten Sätzen. Denn der Verfasser begann mit einer feierlichen und förmlichen Begrüßung des Aristoteles und in begeisterten Worten erklärte er, so zieme es sich, daß die Schüler den Meister grüßen, und den Hellenen danke die Welt alles, was das Leben lebenswert mache! Ein kühnes Wort! Aber auch der Schreiber dieser Blätter gehört zu denen, die in ihren Mußestunden nicht zu Cicero und Horaz, sondern zu Platon, Homer und andern griechischen Klassikern greifen, und er stimmt, wenn auch nicht in so weitem Maße, wie jener Engländer,[3]) so doch in gewissem Sinne in den Gruß an die Griechen ein. Auch hier, wenn wir die Staatsgebilde der Phantasie betrachten, muß sich der Blick zuerst auf Hellas richten. Gewiß ist die Vorstellung einer idealen Welt eine allgemein menschliche, und man kann die Gestaltung der Gedanken darüber in altindischen Erzählungen, in arabischen Reiseromanen und bei allen Völkern verfolgen. Aber die Griechen waren es, die jene Vorstellungen tiefer durchdachten.

Sie bemühten sich, dem taumelnden Gange geographischer Träume eine festere Richtung zu geben, und auf sie ist irgendwie fast alles zurückzuführen, was in den letzten vierhundert Jahren in dieser Richtung geleistet worden ist.

Der Gedanke eines idealen Gemeinwesens steht offenbar im Zusammenhange mit dem antiken Glauben. Schon auffallend früh sehnt sich die Menschheit zurück nach dem Naturzustande — das ist keine Erfindung Rousseaus, dieses Sehnen ist so alt wie die Welt, von der wir durch Aufzeichnungen Kunde haben. Schon Homer schildert uns elysische Gefilde, schon Hesiod die Insel der Seligen. Immer und immer liebt es die Phantasie, sich einen Zustand auszumalen, wo der „Racker von Staat" nicht existiert, ein Leben ohne Gesetze, ohne Steuern, ohne Beamte, ohne Militäretat, ein goldnes Zeitalter, „der Söldner entbehrend": „Furcht und Strafe war fern," „es lebten sorglos in behaglicher Ruhe die Völker" — man sieht: Abwesenheit des Strafrechts, der stehenden Heere, und ein ewiger Friede — das war vor so und so viel tausend Jahren die Hauptsache.[4]) Später suchte man die idealen Gefilde in einer wirklichen Welt, z. B. auf den kanarischen Inseln, und es kann daher selbst von Auswanderung dorthin von solchen, die mit den bestehenden Zuständen nicht zufrieden waren, die Rede sein. Mit dieser romantischen Sehnsucht nach einem bessern Zustande verband sich die buntfarbige Reisefabulistik, die durch den zunehmenden Verkehr angeregt war — Naturbeschreibungen und Phantasie flossen in einander über, und solche Gedanken fanden in Märchen von glücklichen Völkern, fanden aber auch in der griechischen Staatsphilosophie ihren Ausdruck.

Es kann kein Zufall sein, daß zwei Schüler des Sokrates die ersten sind, von denen uns Aufzeichnungen solcher Ideale überliefert wurden: Xenophon

und Platon. Von Platon kommen eine Reihe von Schriften in Betracht, die zwar nicht im strengsten Sinne „Staatsromane“ sind: aber diese Schriften, gleich den übrigen Platonischen Werken in Form des Dialogs überliefert, haben vielen aushelfen müssen und sind der Kern aller der Phantasiegebilde geblieben, die man „Utopien“ nennt. Diese sind nicht ohne jene zu verstehen, und so müssen auch wir zuerst zu diesem Urquell wandern.

Diesen ewigen Bronnen bilden „der Staat,“ die „Gesetze“ und „Kritias,“[5]) die ersten beiden ziemlich weitschweifig, Kritias ein unvollendetes Bruchstück. Das letztere unvollendete Werk, das eine Fortsetzung des Gesprächs Timäos über Gott und Welt bildet, führt zugleich den Titel „Athen und Atlantis neun Jahrtausende vor Solon“ und stellt diese beiden Gemeinwesen in einer märchenhaften Vorzeit gegenüber. Wir wollen den Kritias hier nicht philologisch untersuchen. Soviel ist gewiß, daß Platon uns auch in diesem Werke ideale Staatswesen vorführen wollte, wenn er mit reicher Phantasie hier die westliche Wunderwelt enthüllte. Der Grundgedanke des Dialogs ist in dem Satze zusammengefaßt, daß je mehr ein Staat auf Tugend und vernünftiger Erkenntnis erbaut sei, desto herrlicher er sich in der Gefahr bewähren und aus jedem Kampfe nach außen siegreich und nach innen sittenrein hervorgehen werde. Diesen Gedanken auszuführen mußte ein gerechter und tugendreicher Staat einem sittlich schwachen, wenn auch äußerlich glänzenden gegenübergestellt werden — eine Parallele, die Platon leider nur begonnen hat; die zunehmende Verderbnis, der Zusammenstoß beider Staaten, der Sieg der gerechten Sachen sind nicht mehr behandelt — gerade hierbei bricht die Erzählung ab. Um so ausführlicher ist der noch gesunde und unverderbte Staat der Atlantiden geschildert, der auf Tugend und Gerechtigkeit gegründet ist und dem

athenischen Staat — vor neuntausend Jahren! — ähnlich erscheint. Hier wie dort bezwecken alle Gesetze Förderung der Weisheit und Frömmigkeit, hier wie dort finden wir Krieger- und Arbeiterstand, Zentralstaaten und Vasallenstaaten u. s. w. Mit meisterhafter Feinheit ist schon in dem erhaltnen Bruchstück der trotz scheinbarer Ähnlichkeit bestehende Gegensatz angedeutet: bei der Verteilung der Erde fiel das Land Athen dem Hephästos und der Athene die Insel Atlantis dem Poseidon zu: hier der Urheber der Schiffahrt und Rossezucht, dort die Ideale der Weisheit, der Tapferkeit, der bildenden Kunst. So ist der letzte Zweck des Staates dort behaglicher Lebensgenuß und äußerer Glanz, Handel und Industrie, hier aber die Heranbildung zum Guten und Schönen; dort erblicken wir ein mächtiges König-, hier ein freies Bürgertum; dort herrscht Gewalt und Reichtum, hier Geist und Tugend.

Die Atlantis ist vor neuntausend Jahren verschwunden für immer. Vergeblich hat man dieses Wunderland wie das Paradies in allen Weltteilen gesucht. Eitles Beginnen: denn nur eine Ansicht ist richtig, daß diese Atlantis nicht im Gebiete des Raumes sondern in dem des Gedankens liegt.

Ist dies nun auch eine der frühesten Phantasien vom Staate, so haben doch die beiden andern Dialoge Platons, der „Staat“ und die „Gesetze“, den Utopisten aller Zeiten sehr viel mehr Material geliefert. Das Verhältnis beider zu einander ist eigentümlich — denn beide wollen das Ideal des Staates entwickeln. Aber während dieses im „Staat“ gewissermaßen absolut aufgestellt wird, wird es in den „Gesetzen“ gemildert und ins praktische, ins mögliche übersetzt.

Das Gespräch über den „Staat“ wird außer von Fachmännern heute wenig gelesen, zum Teil wohl wegen jener „glänzenden Dialektik,“ die den meisten

als unerträgliche Breite erscheint. Und doch ist es so tief und so schön, daß mancher sich daran freuen würde. Wie stimmt schon Ort und Zeit so trefflich zu Thema und Ton des Gesprächs. Es beginnt an einem Nachmittag im wunderschönen Monat Mai in der kühlen Halle eines vorstädtischen Hauses, die Teilnehmer kommen von dem Feste der thrakischen Mondgöttin Bendis, das zum erstenmale gefeiert wird — eine Hindeutung auf den neuen Kreis von Anschauungen, der uns erschlossen werden soll. In zehn Büchern wird uns dann jene gewaltige Staatsphilosophie gegeben, die alle Zweige menschlicher Erkenntnis in ihr Bereich zieht. Der Begriff der Gerechtigkeit bildet die Grundlage In glänzender Rede wird uns das Wachsen und Werden der Staaten geschildert, wie sie aus dem Gefühle der Unzulänglichkeit des einzelnen entstehen, wie aus den idyllischen Zuständen heraus die verfeinerten und vervielfachten Genüsse sich bilden und ein künstlicher Organismus immer notwendiger wird. Dann werden uns die tiefen Grundsätze der sokratischen Erziehungslehre mitgeteilt und in gedrängtem Umrisse die Formen des vollkommnen Staates, das Verhältnis der Stände geschildert, bis die letzten Bücher sich weit über eine gewöhnliche Rechts- und Staatsphilosophie erheben. Hier umspannt der große Philosoph das ganze Reich menschlicher Erkenntnis und schwingt sich empor zu einer Theodikee. Die Gerechtigkeit ist wie das A so das O des ganzen Werkes — es klingt aus in der „ewigen Gerechtigkeit.“ Die sittliche Weltordnung, die imStaatsleben noch unerreichtes Ideal ist, wird im Glauben Wirklichkeit!

Schon aus diesen paar Andeutungen kann man die Großartigkeit der leitenden Gedanken entnehmen: der Staat ist das Gegenbild der sittlichen Vollkommenheit. Fesselnd schildert uns Platon die Anfänge staatlichen Lebens, die Zunahme des Luxus, das

Überhandnehmen animalischer Nahrung(!), die (zum Teil mit dieser unnatürlichen Lebensweise verbundene) immer größere Schwierigkeit der Heilkunde. Aber der alte Athener ist weiser als Rousseau: denn ihm ist jener bedürfnislose Urzustand kein Ideal, er läßt in richtiger Erkenntnis die schönen Künste erst nach seiner Überwindung auftreten, ja selbst die „Gerechtigkeit" (eine Theorie, die zu denken giebt!) erst in entwickelten Verkehrsverhältnissen entstehen. Jenes Leben aber, das Rousseau als idealen Naturzustand pries, läßt er den Glaukon „ein der Schweine würdiges" nennen.

Will man die Grundgedanken dieses Ideals mit wenigen Worten bezeichnen, so sind es im wesentlichen drei. Erstens: die Regierung soll den Wissenden gehören. Die Herrscher sollen Philosophen sein und die Philosophen sollen herrschen. Zweitens: die bürgerlichen Stellungen und Dienste werden nur den dazu geeigneten übertragen, und drittens wird die Weibergemeinschaft und der vollste Kommunismus überhaupt empfohlen. Platon tritt zunächst in sehr warmer Weise für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts ein, und wer heute bei Abfassung oder Vertretung einer Petition um Zulassung weiblicher Studenten und dergleichen um Gründe in Verlegenheit wäre, brauchte nur im Staat Buch V Kap. 5 nachzulesen. Ausdrücklich wird z. B. die Befähigung der Frauen zur Heilkunde hervorgehoben. Mehrfach wird betont, daß weibliche Hunde gerade so brauchbar zur Jagd und zur Bewachung, wie männliche seien. Man wird diese Begründung nicht gerade schmeichelhaft finden, aber man muß gestehen, daß Platon der erste war, der für eine gute Erziehung auch des weiblichen Geschlechts eintrat, für hellenische Verhältnisse etwas auffallendes. Andrerseits erniedrigte er das weibliche Geschlecht mehr, als selbst antiken Anschauungen entsprach. Denn die Weiber

werden von den Herrschenden einfach ausgewählt und den Kriegern beigegeben, diese bilden die „Herde der Wächter," eine vollständige Gemeinschaft. Es soll zwar eine „schlaue Verlosung" stattfinden, aber Platon versteht das corriger la fortune — die Verlosung ist nur scheinbar, vielmehr findet eine rationelle Selektion seitens der Herrschenden statt, die Viehzüchtern vergleichbar sind: sie führen die Besten mit den Besten zusammen, sorgen dafür, daß die Zahl der Geburten der der Todesfälle gleich ist, und gestatten ausgezeichneten Männern zur Belohnung häufigere Paarung — alles dies liegt auch im Interesse des Staates. Die einzige Gefahr dabei ist natürlich, daß diese „Krieger" ihre Macht mißbrauchen. Sie müssen daher so dressiert werden, daß sie ihre Mitbürger nicht beißen, aber jeden äußern Feind zerfleischen. Ein Mittel dazu ist — die Beseitigung des Privateigentums, die nun seitdem immer und immer in Verbindung mit der Weibergemeinschaft gepredigt wird. Aber schon hier tritt die Eigenart des Kommunismus recht kraß hervor. Den Nutzen des Gemeinschaftseigentums haben doch nur die Krieger, diese auserwählte Herde. Sie werden vom Staate erhalten, und damit sie dem friedlichen Bürger, deutsch gesprochen, nicht sein Bier wegtrinken, bekommen sie täglich Braten und Wein und allerlei Gutes, was jene Bürger erarbeiten müssen!

Interessant ist nun, daß Platon diesem Werke ein andres, die „Gesetze" folgen ließ, das die praktische Ausführung enthält. Es ist der „zweitbeste" Staat, das letzte Werk des greisen Philosophen. Dieses Werk ist in Bezug auf die Organisation des Staates viel ausführlicher, und aus ihm besonders haben die spätern Utopisten geschöpft. Man könnte sagen, hier wird uns die vollständige Gesetzgebung eines idealen Staates vorgeführt. Der Verfasser beginnt mit Land und Leuten. Das Land ist radial in zwölf Teile

oder 5040 Lose geteilt (die Zahl ist offenbar in pythagoreischer Weise gewählt durch alle Zahlen bis 10 und durch 12 teilbar). Jedes Los ist im Ertrage dem andern gleich, ausreichend, eine Familie zu ernähren: somit sind die mit besserm Boden schmäler, die mit schlechterm Boden und die entlegnern breiter. Diese Höfe, wie wir heute sagen würden, vererben sich lediglich auf den ältesten Sohn — Töchter erben nur als einzige Kinder: wie die Höfe unteilbar, so sind sie auch unveräußerlich. Wir erkennen hier den großen, den staatsmännischen Philosophen, der den Wert eines „Höferechtes," die Bedeutung des Bauerngutes richtig beurteilt, und der, wie es auch Aristoteles oftmals thut, erklärt, daß wo der Mittelstand fehle, der ganze Unterbau des Staats morsch und faul sei, und daß Armut weniger aus Verringerung des Besitzes als aus Zunahme der Begehrlichkeit entstehe!

In der Mitte jedes der zwölf Bezirke liegt die Hauptstadt oder der Marktflecken. Eine Überfülle von Beamten kennzeichnet bereits diesen ersten aller utopischen Staaten. Die Polizeigewalt ist unter den Stadtmeister, den Marktmeister und den Landverwalter verteilt, neben der höchsten Verwaltungsbehörde steht ein Rat, dann folgen allerlei engere Ausschüsse, die Spitze des Staates bilden die siebenunddreißig Gesetzeswächter, am Schlusse des Werkes wird dann aber noch von dem (aus diesen bestehenden) Erhaltungsrate („der nächtlichen Versammlung," einer Art „Staatsrat") und dem Rechenschaftsrate, einer Behörde zur Kontrolle der Beamten, gesprochen. Alle diese Beamten gehen aus Volkswahlen hervor, überall aber zeigt der Verfasser das Bestreben, eine Kombination zu finden zwischen der unerschütterlichen Festigkeit der Monarchie und der wandelbaren Erregtheit der Demokratie.

Familienleben und Erziehung sind auch

hier ganz im sozialistischen Sinne geordnet, wenn auch nicht so schroff wie im „Staate.“ Die Männer müssen zwischen 25 und 35 Jahren, die Frauen zwischen 18 und 20 heiraten. Erfahrene Frauen sind von der Obrigkeit bestellt, um zu kontrollieren, daß nichts geschieht, was die Entstehung schöner Bürger hindern könnte; unfruchtbare Ehen werden getrennt. Auffallend für die damaligen Anschauungen ist, daß Platon die Frauen an den öffentlichen Mahlzeiten der Männer teilnehmen läßt, er verspricht sich davon offenbar einen veredelnden Einfluß. Die Gesetzgebung über Erziehung ist von wenigen großen Grundsätzen beherrscht, im wesentlichen von den zwei Gedanken, eine alles Einzelne regelnde Gesetzgebung sei unmöglich, und das von den Vätern Überlieferte sei vor allem zu erhalten. Platon beginnt die Erziehungslehre, indem er von der mäßigen und zweckmäßigen Gymnastik derer, die sich Mutter fühlen, handelt, und verfolgt den Bürger bis zur Eheschließung, eine bedeutsame Pädagogik entwerfend.

Es folgen die Gesetze über Handel und Verkehr, die mehr im lykurgischen Sinne gefaßt scheinen. Beengende Schranken überall. Mit härtestem Zunftzwange wird das Handwerk überwacht, Reisen werden vor dem vierzigsten Lebensjahre gänzlich verboten und ältern Leuten nur zu öffentlichen Zwecken gestattet. Wer behauptet, daß die Nahrungsmittelfälschung etwas neues sei, weil sie als Strafthat im deutschen Reiche erst wieder seit dem 14. Mai 1879 bekannt ist, der sei daran erinnert, daß es im platonischen Staate für jede Drachme verfälschter Waren einen Geißelhieb gab; ebenso zog Anpreisen der Ware Stockstreiche nach sich, die jeder dreißigjährige Bürger sofort erteilen konnte.

Die letzten Bücher handeln vom Rechte im besondern, d. h. vom Straf-, Privat- und Prozeßrecht und bieten dem Juristen viel Interessantes.

Von allgemeinem Interesse ist das, was über Strafrecht mitgeteilt wird. Mord, Tempel-, Religionsschändung und Hochverrat werden als Kapitalverbrechen bezeichnet, im übrigen kommt die Einteilung der Delikte der seit dem code pénal bei uns üblichen Dreiteilung sehr nahe. Hinsichtlich des Wesens und Zwecks der Strafe steht Platon ganz auf dem Boden der Interessetheorien — er verwirft die Gerechtigkeits- und predigt die Besserungstheorie. Ehrenstrafen und körperliche Züchtigung spielen daher eine große Rolle; merkwürdigerweise wird aber auch die Todesstrafe in vielen Fällen zugelassen, nämlich insbesondre bei Unverbesserlichen. Hier finden wir also eine Scheidung, wie sie die allerneuesten Schulen befürworten. Sehr eigentümlich und ebenfalls den allermodernsten Anschauungen entsprechend ist die dreifache Gefängnisstrafe — Haft im Aufbewahrungshaus am Markt, Gefängnisstrafe im Besserungshaus vor der Stadt, und schließlich das Zuchthaus in öder wilder Gegend an der äußersten Grenze.

In den Schlußabschnitten wird dann die Religionsphilosophie berührt. Gegen drei der Sittlichkeit verderbliche religiöse Meinungen richtet Platon seine von edelstem Zorne über die Verleugnung des Göttlichen bei dünkelhafter Jugend überströmende Rede, nämlich 1. gegen die Meinung, daß Götter überhaupt nicht seien, 2. daß sie sich nicht um das Einzelne und Kleine, die Schicksale der Menschen kümmerten, und 3. daß sie sich, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, durch Opfer und Gebete bestimmen ließen; d. h. also der Aberglaube und die zwei Formen des Unglaubens, die Leugnung des Daseins und der Weltregierung Gottes sind der Gegenstand dieses Kampfes des greisen Dichter-Philosophen.

Das sind die Grundgedanken des platonischen

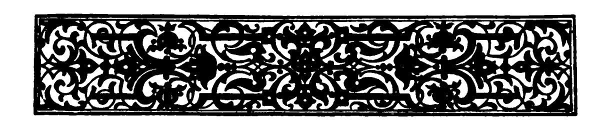
Staats, des Ur- und Vorbilds für so viele Schriften, der Quelle, aus der so viele geschöpft haben. Das sind die Gespräche, die vor bald 22 Jahrhunderten in der Hauptstadt von Hellas gehalten und seitdem viel studiert und viel angefochten wurden. Muß nicht der unbefangne Leser darin eine Menge ewiger Wahrheiten erkennen? So phantastisch und unhaltbar einzelnes ist, so groß und gewaltig sind doch viele Gedanken dieser Werke. Mögen die Mittel, die Platon angiebt, zum Teil verkehrt und unnatürlich sein, er erhebt sich doch zu einem großartigen Ziele. Wir erblicken in dem platonischen Ideal eine Verschmelzung des pythagoreischen Denkerstaates mit dem lykurgischen Lagerstaate. Wir finden die Forderung der Arbeitsteilung begründet. Aber mehr als das bietet uns Platon. Ein neues Geschlecht soll geschaffen, die Selbstsucht überwunden werden. Das Glück der Bürger soll erreicht werden und zwar erreicht werden dadurch, daß jeder das Seinige thut, und daß die Gesamtheit tugendhaft wird. Im Staate erscheint jene Nachbildung des harmonischen Zustandes der Seelenkräfte, worin die Tugend besteht. Wie es drei Seelenkräfte giebt, Weisheit, Mut und Begehren, so giebt es drei Stände, Lehr-, Wehr- und Nährstand, und ganz im platonischen Sinne ist der letzte der beherrschte; ist das nicht fast zu allen Zeiten der Fall? In dem harmonisch gegliederten, von Gemeinsinn getragenen Gemeinwesen, das Platon aufstellt, ist der Grundton „Gerechtigkeit“, und die Weisheit ist es, die alle andern Kräfte sich dienstbar macht und zur Vollkommenheit leitet. Freilich ist Platons Staat Ideal und von keinem leiblichen Auge gesehen: in scharfem Gegensatze dazu erscheint der Realpolitiker Aristoteles, der insbesondre die kommunistischen Ideen seines Landsmanns in seiner „Politik“ geißelt: wenn Platon der Mann im Luftballon ist, erscheint Aristoteles als der Kolonist der Erde!

Beachtet aber dürfte doch werden, daß diese kommunistischen Ideen nicht eine private Phantasie des Dichters Platon waren. Schon vor ihm beschäftigten sich mit derartigen Gebilden Phaleas von Chalcedon und der Baumeister Hippodamos von Milet, und die Lustspiele des Aristophanes beweisen, daß ähnliche politische Theorien nicht nur in allen gebildeten Kreisen Athens besprochen wurden, nein, daß sie auch bereits in Platons Jugendzeit begannen verwirklicht zu werden. Mit der zunehmenden Demokratisierung war es üblich geworden, daß der Lebensunterhalt des großen Haufens von Staats wegen bestritten wurde — nicht nur die tägliche Arbeit wurde mit drei bis vier Obolen bezahlt, auch für Teilnahme an der Volksvertretung und für den Theaterbesuch wurden Diäten gewährt, und um möglichst viele mitgenießen zu lassen, gab es zahlreiche Behörden; wurde doch z. B. die richterliche Gewalt in Athen bei einer Anzahl von 20000 Bürger durch nicht weniger als 6000 Richter (Heliasten) geübt. Alle solche Ideen, wie sie in verschiednen Zeitaltern wieder und wieder auftauchen, sind mit köstlicher Satire von Aristophanes in den „Ekklesiagusen" verspottet: dieses Lustspiel ist ja freilich, da für das gewöhnlichste Publikum berechnet, nach unsern Begriffen höchst unanständig. Aber wie witzig ist doch die Situation, wenn die Volksversammlung selbst durch die Probe der Weiber vorgestellt wird, wie treffend werden jene Ideale der Gemeinschaft lächerlich gemacht, wenn die verbuhlten alten Weiber das Vorrecht vor den jungen und hübschen beanspruchen! Und ist es nicht für alle Zeiten prächtig, wenn Aristophanes von der Gütergemeinschaft sagt: „aus Armut thut kein Mensch mehr was, denn alle haben ja alles," und wenn er die niedrige Lebensanschauung geißelt, nach der der Staat dem Bürger nicht nur was er nötig hat liefert, sondern ihm

obendrein noch für Erfüllung der Bürgerpflicht Geld zuzahlt, sodaß Staatsdienst Geldverdienst geworden ist. Das ist alles vorzüglich in Gegensatz gebracht zur guten alten Zeit:

Da brachte sich jeder
Im Ranzen sein Schlückchen mit
Und Brotes 'nen derben Schnitt.
Jetzt sprechen sie Mann für Mann,
Wenn Pflicht sie dem Staat gethan,
Gleich ihren Obolos an, —
    Taglöhnern vergleichbar!





Spätre Griechen, Indien, Orient

Neben der platonischen Utopie finden wir eine zweite, die ebenfalls aus der sokratischen Schule hervorgegangen ist. Sie ist das Werk, das von dem zweiten berühmten Schüler des Sokrates, Xenophon, verfaßt ist — die Cyropädie. So manchem ist dieses Werk aus der Gymnasialzeit bekannt, da es eine beliebte Schullektüre ist. Als Kuriosum darf man da wohl erwähnen, daß ein Professor der Staatswissenschaften, der über diesen Gegenstand schrieb, offenherzig bemerkte, er habe es nicht gelesen.[6]) Die Cyropädie ist aber insofern von hoher litterarischer Bedeutung, als sie das Vorbild nicht nur für eine ganze Gattung von Staatsromanen, nämlich die Staatsromane in Form der Biographie, sondern auch das Muster für historische Romane geworden ist. Ist sie doch so geschickt geschrieben, daß man sie vielfach für ein historisches Werk gehalten hat. Daß sie das nicht ist, ist nun zwar heutzutage erwiesen, denn wenn auch vieles darin historisch ist, so ist es vieles doch nicht, neue Persönlichkeiten, wie Cyaxares, werden eingeführt, die Zeitrechnung wird verrückt, der Tod des Cyrus findet im Frieden statt u. s. w. — also der Verfasser verfährt ganz willkürlich und mischt Wahrheit und

Dichtung, aber er schreibt so meisterhaft, daß jeder Leser nach und nach wirklich zu dem Glauben kommt, ein historisches Werk zu lesen. Dieses berühmte Werk, das man also insofern einen „historischen Roman" nennen könnte, ist jedoch nicht nur ein solcher. Es ist eine Tendenzdichtung. All das Geschichtliche und scheinbar Geschichtliche ist nur das Gerüste für die Hauptsache. Xenophon will in der Person des Cyrus das Ideal eines Herrschers darstellen. Er will gegenüber der platonischen Demokratie die Trefflichkeit der unbeschränkten Fürstenherrschaft darlegen. Als Träger dieser Ideen ist der ältere Cyrus gewählt, und die Dichtung schreitet als Lebens- und Regierungsgeschichte dieses Königs vorwärts. So haben wir hier die erste Utopie in Form der Biographie. Die Lebensgeschichte des Cyrus ist einfach und soll, da Übersetzungen leicht zugänglich sind, hier nicht erzählt werden. Darum nur ein paar Einzelheiten. Wie anders ist hier alles, als bei Platon. Dort der tiefe Philosoph, hier der Offizier, der Hofmarschall mit allen nobeln Passionen des Mannes von Stand und Vermögen — Reiten und Jagen, mit einem Worte „Sport." Außer von Kriegs- und Adelsleben, Heeresorganisation u. s. w. erfahren wir wenig. Merkwürdig oft wird von dem anständigen Verhalten gesprochen, und seltsame Dinge erfahren wir über das, was der Schriftsteller aus dem Jahre 360 v. Chr. als „guten Ton" bei Hofe darstellt. Wir hören z. B., daß es bei den Persern unanständig sei, in Gegenwart andrer sich zu schneuzen, auszuspucken, Blähungen zu haben oder eines Bedürfnisses halber auf die Seite zu gehen und dabei gesehen zu werden. Diese Schicklichkeit ist aber nur möglich durch die große Mäßigkeit der Perser, und fast alles, was in frühern Zeiten uns als Kindern von dieser ihrer Mäßigkeit erzählt wurde, stammt aus der Cyropädie. Die Mäßigkeit wird überall als eine Kardinaltugend

gerühmt. „Anstrengungen sind euch die Führer zu angenehmem Leben, der Hunger gilt euch als Zugemüse, das Wassertrinken könnt ihr besser als die Löwen vertragen.“ Ein andermal rät der Feldherr seinen Truppen, an Wein gerade soviel mitzunehmen — daß man sich ans Wassertrinken dabei gewöhnen kann. Schon in den öffentlichen Schulen wird zur Mäßigkeit erzogen — Brot, Kresse, Wasser, das ist die Nahrung. Aber über diesen Äußerlichkeiten erscheint auch hier der platonische Gedanke: die Gerechtigkeit. Neben Mäßigkeit und Gerechtigkeit sind Gehorsam und Dankbarkeit Zielpunkte der Erziehung; nicht nur Diebstahl, Gewaltakte, üble Nachrede, auch der Undank wird als Verbrechen bestraft. Ist der Knabe erzogen, so gelangt er in die Klasse der Jünglinge, wo er zehn Jahre verbleibt. Diese Jünglinge wohnen in den Staatsgebäuden, zu deren Bewachung sie verwendet werden, üben sich in den Waffen, in der Jagd u. s. w. In der Klasse der gereiften Männer verbleibt der Perser fünfundzwanzig Jahre. Aus dieser Klasse werden Krieger und Beamte entnommen (nur nicht die Lehrer, die eine besondre Laufbahn haben). Wer sich tadellos geführt hat, gelangt dann schließlich zu den „Ältern“ — diese sind vom Kriegsdienst befreit und sprechen Recht, sie bilden die Aristokratie. Man sieht, es ist die Aristokratie des Alters, keiner der hundertundzwanzigtausend Perser ist von Ehrenstellen ausgeschlossen.

Von der Verwaltung erfahren wir nur, daß eine Menge von ausgezeichneten Beamten angestellt ist, Steuereinnehmer, Zahlmeister, Schatzmeister, Besorger der Tafel, Aufseher der Pferde und Hunde — ein Hofmarschallamt mit seinen Stäben. Im übrigen ist die Verwaltung ganz nach dem Schema der Heeresverwaltang mit stufenweiser Aufsicht eingerichtet. Besonders erwähnt wird die treffliche Einrichtung der Post, „da es ja etwas Gutes ist, wenn

man von allem schnell Nachricht bekommen und schnell dafür sorgen kann.“ Es ist aus Herodot und andern Quellen bekannt, wie im persischen Reiche die Post sehr vorzüglich eingerichtet war, wie in Entfernungen von Tagereisen Stallungen zum Pferdewechsel angelegt waren, und mit einer für jene Zeit erstaunlichen Schnelligkeit bis in die entferntesten Teile des Reiches gereist und man möchte fast sagen telegraphiert werden konnte.[7]) So wird uns von Xenophon ein Bild einer trefflichen Monarchie gegeben, wo Ordnung und Ruhe herrschen, und wo an der Spitze ein Fürst steht, der das Muster von Menschenfreundlichkeit ist. Xenophon ist Royalist und hat offenbar der stürmischen republikanischen Verfassung seiner Landsleute dieses Ideal entgegenhalten wollen.

Diese wenigen Worte über die Cyropädie mögen hier genügen, da wir später sehen werden, wie dieses Werk vorbildlich geworden ist für Fénélon und andre Schriftsteller, die seit der Glanzzeit der französischen Litteratur mit solchen Staats- und Fürstenromanen hervortraten. (S. 147.)

Zunächst scheint Platons Vorbild mehr Beifall gefunden zu haben. In der Zeit Alexanders des Großen und der Diadochen versuchen sich mehrere philosophische Dichter in dem Genre der Utopien. Sie benützen dabei die volkstümlichen Vorstellungen, nach denen das Glück, das den Griechen mit ihrer übersättigten Kultur längst verloren gegangen war, sich noch bei einigen im Naturzustande lebenden Barbarenvölker finden sollte. Die Dichter wiederholen die Nachrichten von einem vollkommnen Glückszustande bald der nordischen Völker, der nomadischen Skythen, bald der Äthioper tief im Süden, bald der Inder im fernen Osten, endlich des äußersten aller Völker, der halb fabelhaften Serer, und sie stellen damit ihre Ideen auf einen Boden, dem der Glaube ihrer Leser eine gewisse Wirklichkeit zuzuerkennen sich leicht entschloß.

Aber keine dieser Dichtungen ist uns vollständig überliefert worden, und so müssen wir uns begnügen, nach den erhaltnen und mühsam zusammengestellten Resten den Inhalt von einigen dieser Werke kurz zu skizzieren.[8])

In der Reihe dieser Dichter erscheint zunächst vor uns Theopompos, der ernste Geschichtschreiber Philipps von Macedonien. Man tadelt ja schon an ihm als Historiker die Neigung, Fabelhaftes herbeizuziehen. Im achten Buche seiner Philippischen Geschichten erzählt er uns, wie König Midas von Phrygien einst den Silen trunken gemacht und gefesselt habe, und wie dieser sich durch Offenbarung seines geheimsten Wissens lösen mußte. Er berichtet von einem Lande an der Erde fernstem Rande, dem einzigen Festlande jenseits des Ozeans, in dem Asien, Europa und Afrika als Inseln erscheinen. Dort gedeihen die Menschen zu ungeheurer Größe und bringen ihr Leben zu doppelter Dauer. Zwei Städte werden gegenübergestellt, Frommern und Hadersleben (Eusobes und Machimos): in jener ein heitres, friedliches Volk ohne Krankheit und Leiden; in dieser ein Volk unter ewigem Streite. Das ist alles was wir hiervon wissen, sodaß wir nur einen sehr unvollkommnen Begriff dieses offenbar seltsamen Buches erhalten.

Neben Theopomp nennt Apollodor[9]) als bedeutendste Beispiele dieser Richtung und Dichtung die kimmerische Stadt des Hekatäus und die Panchaia des Euhemeros. Hekatäus von Abdera, der als Zeitgenosse Alexanders am Hofe der Ptolemäer lebte, war ein Schüler des Skeptikers Pyrrho, dessen Lehre nur durch seine Schüler (hauptsächlich Timon von Phlius) bekannt geworden ist. Er schildert das glückliche und unschuldige Volk der Hyperboreer auf der Insel Helixoia im nördlichen Ozean. Dort im fruchtbarsten, alljährlich zwei Ernten gewährenden

Lande leben die Hyperboreer ein langes, fröhliches Leben. Die gesamte Bevölkerung könnte man Priester des Apollo nennen. Denn dieser Gott wird täglich mit Saitenspiel und Gesang gefeiert, und in jedem neunzehnten Jahre kommt er selbst zu ihnen, tanzend und die Kithara spielend und von schwebenden Schwärmen singender Schwäne begleitet. Auch diese Leute sind, wie so häufig die Bewohner der Idealstaaten, Vegetarianer, und diese Lebensweise ist in den Augen des Dichters eine recht bekömmliche. Denn von tausendjährigem Leben gesättigt springen diese Hyperboreer schließlich mit Kränzen geschmückt ins Meer.[13]) Unzweifelhaft sollte in diesem Volke ein Musterbild der frommen Götterverehrung und ihrer segensreichen Folgen aufgestellt werden, und liegt der ganzen Sage ein Zusammenhang Griechenlands mit den Ursitzen des apollinischen Kultus im Norden Thessaliens zu Grunde — vielleicht istdaher diese Dichtung mehr eine religiöse denn eine politische gewesen.

Neben andern phantastischen Werken ist dann besonders die „heilige Urkunde" des Euhemeros zu nennen, ein vollkommen utopistischer Reiseroman. Der Verfasser erzählt, er habe, von seinem Freunde, dem König Kassander von Macedonien veranlaßt, weite Reisen unternommen. Da sei er südwärts von Arabien zu Inseln gelangt, von denen drei besonders ausgezeichnet seien, die „heilige," reich an Weihrauch und Myrrhen, von dem Volke der Panchäer bewohnt, von einem Könige beherrscht, die zweite der Begräbnisort der auf der ersten Verstorbnen, die dritte dreißig Stadien nach Osten entfernt, Indien so nahe gelegen, daß man das indische Festland vom östlichen Vorgebirge sieht. Hier lebt ein glückliches Geschlecht in gerechter Verteilung der allen gemeinsame Güter und in drei Kasten gegliedert (also hier finden wir bereits Einteilung des Volkes und Kommunismus). Alles dies bildet aber nur die Einleitung zu der glänzen=

den Beschreibung des Tempels des Zeus Triphytios mit der goldnen Säule, auf der die Berichte von der Urgeschichte der hellenischen Götter aufgezeichnet sind.[10]) Auch in dieser Schrift spielt, wie man sieht, das religiöse Element eine Rolle. Gewiß hat das Werk in jenen Zeiten das besondre Interesse erweckt — denn mit großem Geschick hat der Verfasser sein Phantasiereich in jene Himmelsstriche verlegt, die vor kurzem erst durch Alexander den Großen erschlossen waren.

Merkwürdig ist aber, wie die Dichter sich bemühten, ihren Lesern das gelobte Land durch Verlegung nach den verschiednen Himmelsrichtungen vorstellig zu machen, sodaß man es schließlich wirklich bald in Spitzbergen, bald auf den Kanarischen Inseln suchte. In den fernsten Norden, Westen und Osten versetzten uns die oben genannten. Nun wird uns noch, damit alle Richtungen der Windrose vertreten sind, ein glückliches Volk in der Südsee in freierer Schilderung von Jambulos vorgeführt, von Jambulos, dessen Lebenszeit und Vaterland so wenig bekannt ist, daß man schon den Namen als pseudonym aufgefaßt hat. Ein Kaufmannssohn wird auf der Reise durch Arabien von Räubern überfallen. Sein Schiff gelangt in die Südsee — dort findet er eine rund 5000 Stadien große Insel, wo Tag und Nacht stets gleich sind, die von süßem Wasser umgeben ist und Öl und Wein im Überfluß und allerlei seltene Pflanzen und Früchte hervorbringt. Die Einwohner sind sich alle einander ähnlich[11]) und haben eine zweigespaltene Zunge, mit der sie alle menschlichen Sprachen und Vogelstimmen nachahmen, auch zwei Gespräche zugleich führen können. Sie leben ohne Krankheit 150 Jahre. Verstümmelte und Kranke müssen sich selbst töten, ebenso geben sich andre im gewissen Alter selbst den Tod, indem sie sich auf eine Pflanze legen, deren betäubender Duft sie durch einen

sanften Schlaf in den Tod hinüber geleitet.[12][13]) Zu der Zeit der Ebbe werden die Leichen im Meeressande verscharrt — dann kommt die Flut zurück und überflutet sie. Die Eingebornen verehren alle Himmelslichter und besonders die Sonne. Hier hören wir auch etwas mehr von der gesellschaftlichen Ordnung. Die Bewohner leben nämlich in Abteilungen von je vierhundert, an deren Spitze ein Ältester steht, der wie ein König regiert. In gemeinnützigen Arbeiten lösen sie einander ab, sodaß jeder abwechselnd die andern bedient, Fische fängt, Handwerk treibt u. s. w. Weiber und Kinder sind allen gemeinsam, letztere werden von den Wärterinnen häufig vertauscht, damit nicht einmal die Mutter ihr eignes Kind kenne. Bald nach der Geburt wird durch einen Flug auf einem Vogel Mut und Stärke des Kindes erprobt, nur die Bewährten zieht man auf.[14]) Sie genießen Fleisch, auch von Schlangen, für jeden Tag ist nur eine Gattung von Speisen gestattet. Sie treiben Wissenschaft, insbesondere Sternkunde. Ihre Schrift hat sieben Zeichen, die aber durch vierfache Umformung achtundzwanzig Bedeutungen annehmen können, sie schreiben von oben nach unten. Bei diesem Volke lebte Jambulos sieben Jahre, darauf wird er von seinen Gefährten ausgeschlossen und gelangt endlich allein und nach vielen Fährlichkeiten über Indien und Persien nach Hellas zurück.

Ohne auf den dichterischen Wert oder auf Kontroversen, wie die, ob dies Land etwa Ceylon sei, einzugehen, wollen wir uns nur nach der Tendenz fragen. Und diese ist offenbar, daß das vollkommne Glück der Menschheit in einem einfachen Naturzustande zu finden sei. Insofern schon ist das Werk von denen Platons unterschieden. Es ist aufgebaut auf den politischen Theorien der stoischen Schule, wie Zenos Politeia sie ausführt. Was dort Wunsch und Theorie war, wird hier poetisch als Wirklichkeit geschildert. So ist dies

letzte Werk ein stoisches Gegenstück zum platonischen Idealbild und vielleicht die bedeutendste dieser nachplatonischen Schöpfungen, auch insofern, als eine ganze Menge Züge daraus (z. B. die abwechselnde Arbeit, die Speisenverteilung, das Treiben der Sternkunde) sich in spätern Utopien unzweifelhaft nachweisen lassen, hier aber im Keime bereits vorhanden sind.

Die letztgenannten Werke enthalten soviel abenteuerliches und phantastisches, daß man sich unwillkürlich fragt, woher die Phantasie der Griechen diese Nahrung zog. Man wird nicht fehlgehen, wenn man teilweise die Quellen dieser Reiseromane in Indien sucht und als den Kanal, durch den sie nach Hellas gelangten, Arabien betrachtet. Das indische Volk, dessen Kaufleute weit früher als die andern Völker weite Seefahrten unternahmen, konnte leicht auf derartige Märchen geraten: in alten Sagen der Indier von Uttara Kuru vernehmen wir von jenem Lande, wo die Erde staubfrei ist, jeden Morgen schöne Mädchen an den Bäumen hängen, oder von Fabelländern, wo es kein Ungeziefer giebt, wo die Kleider in Feuer gereinigt werden u. s. w. Viele Züge indischer Erzählungen finden sich dann in arabischen Märchen und Romanen des Mittelalters wieder, und es wäre gewiß für einen Orientalisten eine lohnende Aufgabe, diese ganze Gattung der Staatsdichtungen in der arabischen, vielleicht auch indischen Litteratur zu verfolgen. Uns sind zwei Beispiele bekannt, die beweisen, daß die Araber in tiefsinniger Weise die Probleme des Lebens in Form der Dichtung behandelt haben, und die in einem gewissen Zusammenhange mit den hier betrachteten Dichtungen stehen; vielleicht führen diese Beispiele einen Fachmann auf andre ähnliche Erscheinungen. Die eine dieser Dichtungen ist ein sehr interessanter Roman von Abu Bekr Ibn Tophaïl († 1585), der in der Zeit der Almoravidenherrschaft

in Spanien, d. h. während der Reaktion des Muhammedanismus Sekretär des Statthalters von Granada, später Berater des Thronfolgers, seines Zeichens aber Arzt war.[15]) Er schrieb einen Roman, der den Zweck hatte, alle Erscheinungen der Gesellschaft zu behandeln und der schädlichen Zeitphilosophie entgegenzutreten, und der uns zugleich den Schlüssel giebt für die Religionspolitik in dem damaligen „Kulturkampfe.“ Auch diese Erzählung spielt, gleich fast allen Staatsromanen, auf einer fernen Insel im indischen Meere, auf der einsam ein Kind erwächst. Die einen sagen, es sei heimlich von einer Prinzessin geboren und dort ausgesetzt worden, die andern wissen es besser und berichten, es sei durch einen chemischen Prozeß im Boden entstanden — ein Sieden des Urschleimes erfolgt, in der Mitte der Masse zeigt sich eine kleine Blase, der göttliche Geist, sie teilt sich, und . . der Mensch entstand. Wie uns dies an den Homunculus erinnert, so müssen wir an die Ziegengeschichte in Immermanns Münchhausen denken, wenn wir hören, daß jenes Kind von einer Gazelle genährt wird. In wahrhaft großartiger und geistreicher Weise ist nun die Entwicklung dieses Wesens uns vorgeführt, eine philosophische Robinsonade. Erst findet es nach und nach, insbesondre nach dem Tode der Gazelle, was Tier, Mensch, was und wo das „Leben“ sei, Schilderungen, bei denen sich der Mediziner nicht verleugnen kann. Mit beginnendem Mannesalter steigt der Mensch zu höhern Stufen der Spekulation, nach vier mal sieben Jahren wendet er sich den Sternen, nach fünf mal sieben dem übersinnlichen Denken zu, nach fünfzig Jahren ist der Denker fertig und kann in die menschliche Gesellschaft eintreten, um reif und rein ihre Einrichtungen zu beurteilen. Hay Ibn Yagtân — so nennt er sich jetzt, d. h. der Sohn des Wachenden, der Lebendige — gelangt jetzt auf eine zweite in der Nähe gelegne Insel, wo er mit

zwei Jünglingen, dem einen namens „Forscher" und dem andern genannt „Friedlieb," dem spätern Herrscher, bekannt wird. Hay und Forscher predigen dort; aber sie predigen tauben Ohren, sobald sie etwas andres von Religion sagen, als die Vornehmen gewöhnt sind, und so geben sie dem Fürsten den Rat, inbezug auf die Religion alles beim alten zu lassen und sich nur fernzuhalten von ihrer Geringschätzung und von der Jagd nach Besitz. Dann ziehen sie sich auf die einsame Insel zurück. Das ist in großartiger Weise ausgeführt, ein tiefer religionsphilosophischer Roman. Das ist die Geschichte von Hay dem Auserwählten, von dem Forscher, der sich löst vom Glauben und doch den neuen Standpunkt mit dem frühern vermitteln will, und von Friedlieb, der nicht Lust verspürt, aufs unsichre Meer der Spekulation hinauszufahren — eine ewige Geschichte!

Viel mehr noch hat sich die Phantasie arabischer Gelehrter auf einem andern Gebiete bethätigt, um Ideen zu schildern, wie sie in den Utopien wiederklingen — auf dem der Fabel. In den Schriften der „lautern Brüder," dem arabischen Orden aus dem zehnten Jahrhundert, der Wissen und Glauben versöhnen wollte, findet sich im 21. Traktat ein Märchen „Der Streit zwischen Mensch und Tier," in dem u. a. auch das goldne Zeitalter, das Paradies mit dem vollen Glanze orientalischer Poesie geschildert wird, jene Zeit, da Adam und Eva als Decke, Hülle, Schmuck und Zierde allein das wallende Haar benutzten. „Sie wandelten an den Ufern jener Flüsse zwischen duftenden Pflanzen und Bäumen, sie aßen von jenen Früchten und tranken vom Wasser jener Flüsse ohne alle Körperanstrengung und Seelenangst, ohne die Mühen des Pflügens, des Säens, der Bewässerung, der Ernte; ohne zu dreschen, zu mahlen, zu kneten, zu backen; ohne zu spinnen, zu weben, zu waschen und womit sonst in diesen Tagen

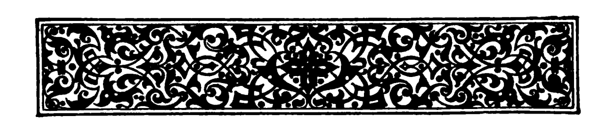
ihre Kinder wegen des schwer zu erwerbenden Lebensunterhalts in dieser Welt geplagt sind. Sie verhielten sich im Paradiese sowie die Tiere darin, sie lebten ruhig, in Genuß, Ruhe und Vergnügen."

Aber wenn auch gelegentlich vom Staate gesprochen, das Ideal eines Herrschers aufgestellt wird — auch das Ideal eines „Gesandten" wird einmal geschildert, das etwa der Schakal am besten erfüllen würde —, wenn auch Einiges von Verwaltung u. s. w. gesagt wird, so sind doch auch hier nicht die staatlichen, sondern die religiösen und sittlichen Ideen die Hauptsache. Der Streit zwischen Mensch und Tier zeigt zahlreiche Vorzüge des Tieres; — nur Eins zeichnet den Menschen aus — die Unsterblichkeit. Lehren will das Märchen, daß nicht durch das bloße noch so ausgebildete Denkvermögen, nicht nur durch Kenntnisse und Künste, nicht durch Gestalt und sinnliche Vorzüge der Mensch die Krone der Schöpfung und die Vermittlung zwischen Himmel und Erde sei — sondern durch seine Sittlichkeit nnd Religion! Das Buch, das mit poetischem Sinn und feiner Satire dem auf Steigerung sinnlicher Genüsse gerichteten Streben der Kinder jener Zeit und dem durch Hochmut oberflächlichen Wissens aufgeblähten Geist entgegentritt, ist eine Predigt, die für alle Zeiten paßt und die viele auch heute noch mit Genuß lesen, und mit Staunen für die Gegenwart anwendbar finden werden. [16])

Gewiß gibt es in der arabischen und indischen Litteratur noch mehr Anklänge und Anfänge für alles, was uns im Mittelalter und später von Utopien und Schlaraffenländern, von Cocagne und Nullenstein, Nienenreich und Nichilberg erzählt wird. Eine Reihe von Zügen sind sogar nachweisbar von dem Märchen des Hans Sachs durch die altfranzösische Litteratur hindurch bis in die Heimatländer von Tausend und einer Nacht und von Pantschatantra zu verfol-

gen. Aber das Ergebnis aller Untersuchungen wird sein und bleiben, daß das, was diesen Märchen vom Schlaraffenlande zu Grunde liegt, Gemeingut aller Völker ist.[17]) Und ebenso verhält es sich mit den Utopien, die von alters her noch mit den Schlaraffenträumen vermischt sind: auch die utopischen Grundgedanken sind bei allen Völkern, in allen Zeiten dieselben; ja diese Gedanken haben seit der Vertreibung aus dem Paradiese die Menschenherzen bewegt, wenn sie auch in dem einen Zeitalter mehr ausgestaltet, in dem andern mehr zurückgetreten sind.





Christentum und Mittelalter

Nach Platon verstreichen etwa 1800 Jahre, bis wieder ein wirklicher Staatsroman geschrieben wird, wenn wir von den eben erwähnten nachplatonischen Phantasien und arabischen Märchen absehen. Das ganze Mittelalter zeigt eine Lücke, die bei der dichterischen Begabung dieser Zeit auffallen muß. Wie kommt es, daß außer der Tierfabel nichts existiert, was an Staatsdichtungen erinnert, und daß auch die Tierfabeln doch erst später Staatswesen und Politik in ihren Bereich ziehen? Eine Erklärung hierfür wird wohl zum Teil darin gefunden werden können, daß ein Zwiespalt zwischen der Gestaltung von Staat und Gesellschaft und den Idealen der Gebildeten nicht bestand: wie hätten diese wohl, die doch allein die Litteratur beherrschten, das Wort ergreifen wollen, um sich der Zertretnen und Geplagten anzunehmen? Aber mehr als das scheint etwas andres in Betracht zu kommen, das uns zugleich auf den tiefen Zusammenhang führt, der zwischen utopischen Träumen und religiösen Anschauungen besteht. Das Mittelalter kannte nur ein Ideal, dem es nachstrebte — die Ruinen der zu Gottes Ehre errichteten Bauten und die

Schätze der Museen Mitteleuropas geben davon Zeugnis —, es war die Kirche. In ihr finden alle Ideale ihre Stätte, der Staat ist unentwickelt, er ist Friedensgenossenschaft, Wehr- und Rechtsgemeinschaft, nicht mehr. Wenn daher Ideale aufgestellt werden, so hängen sie mit Kirche und Religion zusammen, geradeso wie die oben geschilderten arabischen Litteraturdenkmale.

Während es niemand in den Sinn kommen wird, in der Geschichte des römischen Volkes, bei dem die Heiligkeit der Ehe mehr als irgendwo anerkannt und der Eigentumsbegriff strenger und stärker als irgendwo ausgeprägt war, Ideen zu suchen, wie sie die Utopisten aufstellen, haben ältere und neuere Kommunisten die Quellen solcher Ideen nicht nur bei ihrem beredten Verteidiger Platon und in Griechenland gesucht; sie haben vielmehr dem hellenischen Philosophen den Stifter der christlichen Religion zur Seite gestellt und den Sohn Gottes und Welterlöser als den größten Sozialisten bezeichnet.[18]) Im Christentum erblicken sie die Lehren, die jene Dichter ausgestaltet haben, in der Gemeinschaft der ersten Apostel und ihrer Anhänger die Verwirklichung jener Ideale. Solchen Behauptungen gegenüber müssen wir doch einen Augenblick prüfend innehalten und dürfen billig fragen: Wo steht dies geschrieben? Lehrt Christus die Gütergemeinschaft, oder vernichtet er die Heiligkeit der Ehe? Vergebens würde man nach einem einzigen Ausspruche in diesem Sinne in den uns überlieferten Reden Jesu suchen. „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Weit entfernt, Eigentum und Ehe zu erschüttern, hat Christus sie im Gegenteil geheiligt und befestigt. Freilich hat er Begehrlichkeit und Genußsucht bekämpft und hat gelehrt, sich brüderlich zu erbarmen und sich nicht um irdische Güter zu sorgen, aber nie und nirgends

hat er die sozialistischen und kommunistischen Lehren verkündet, die verirrte Auffassungen ihm haben zuschreiben wollen. Vielleicht wird man ferner auf ververeinzelte Äußerungen in der Apostelgeschichte hinweisen — aber auch diese sind eben vereinzelt und handeln von einem vorübergehenden, einem Ausnahmezustande. Das Christentum kann also für solche phantastische Gestaltungen keineswegs verantwortlich gemacht werden. Bedürfte dies noch eines Beweises, so könnte man gerade auf die erbittertsten Gegner des Christentums, die sogenannten Neuplatoniker, hinweisen. Es war der berühmte Philosoph Plotinos, er, der weder seine Eltern, noch seine Heimat, noch seinen Geburtstag nennen wollte, „weil er sich schämte, im Leibe zu sein," der sein Leben lang Wasserkur (vielleicht nach Kneippscher Methode) trieb, und der mit den Worten starb: „Ich arbeite daran, die Gottheit in mir zu befreien," es war dieser in der Mitte des dritten Jahrhunderts lebende Begründer der neuplatonischen Schule, der noch einmal die auseinandergehenden Bausteine der heidnischen Gesellschaft zu vereinigen und zu festigen suchte. Er erfreute sich der Gunst des Kaisers Gallienus und seiner Gemahlin Salonina und hatte die Absicht, in Campanien einen Staat „Platonopolis" nach Platonischem Muster zu gründen. Hier sehen wir — und wir müssen darauf besonders aufmerksam machen, weil es auffallenderweise nirgends berücksichtigt worden ist — den ersten ernstlichen Gedanken einer Verwirklichung der Utopie.[19]) Also Plotinos, wie alle seine Nachfolger und Vorgänger, wie insbesondre Karpokrates und die Adamiten, die nackt beteten und nach ihren sogenannten Liebesmahlen unter dem Namen der Liebe sich den scheußlichsten Ausschweifungen überließen, alle diese haben innerlich mit dem Christentum nichts zu thun. Wie kommt es trotzdem, muß man erstaunt fragen, daß man kommunistische Ideale

auf das Christentum zurückführte? Dafür giebt es nur zwei Erklärungsgründe, die höchst belehrend sind. Der soziale Zustand des Volkes, in dessen Mitte sich die Offenbarung vollzog, zeigt eine Menge von Eigentümlichkeiten (Jubeljahr u. s. w.), die kommunistischer Natur sind.[20]) Sodann aber ist zu beachten, daß Ideen wie die utopistischen erst im Mönchtum, bei den christlichen asketischen Verbindungen auftauchen, wie sie auch schon bei jüdischen Vereinigungen sich finden, z. B. bei den Essenern, von denen Plinius sagt, daß dieses höchst sonderbare Völkchen ohne Geld lebe und sich ohne Weiber fortpflanze. All das, was über das gleichmäßige Leben, über die Gemeinschaft der Güter u. s. w. gepredigt wird, steht somit im engsten Zusammenhange mit dem Mönchtum und wird erst seit dessen Entwicklung im Christentum gelehrt.

Also nicht das Christentum als solches, sondern Judentum und Mönchtum enthalten die Keime dieser Ideen. Wir wollen dies in der Erinnerung behalten; oft genug werden wir später sehen, wie diese Mönchsideale die staatlichen Utopien durchschimmern.

Aber noch ein andres Ideal, das wir im Mittelalter ebenfalls die Stelle der Staatsideale vertreten sehen, hat seine Quelle im Alten Testament. Auch das Mittelalter hat von einem herrlichen Reiche, einer goldnen Zeit geträumt. Aber es hat das goldne Zeitalter der Alten aus der Vergangenheit in die Zukunft versetzt. Anstatt der Staatsutopien begegnen uns überall die Träume der Chiliasten, der Millenarier vom „tausendjährigen Reiche.“ Man griff hierbei zurück auf die Prophezeiungen eines Jesaias und eines Ezechiel, die einen neuen Himmel und eine neue Erde verkündeten, und verband diese Weissagungen mit den Worten Christi von seiner Rückkehr und mit den Aussprüchen der Offen-

barung. Daraus entstand der Glaube an die glorreiche Rückkehr Christi und an seine tausendjährige Herrschaft.[21]) Halb alttestamentlich, halb judenchristlich hat sich dieser Glaube lange erhalten und ist immer wieder aufgetaucht, obwohl schon Augustinus die Anschauung zu der herrschenden erhob, das tausendjährige Reich sei bereits gekommen. Aber trotz allen Eiferns dagegen ist dieser Glaube niemals völlig erloschen; zeitweise ist er sogar zu hellen Flammen emporgeschlagen, die die Welt in Schrecken und Angst versetzten, so z. B. am Ende des zehnten Jahrhunderts, da, als man am Tage der Sommersonnenwende des Jahres 1000 den „Weltuntergang“ erwartete, wie dem Leser, wenn nicht sonst, vielleicht durch Felix Dahns gleichnamigen Roman bekannt ist. Mit solchen Dingen beschäftigte sich die Phantasie unsrer Vorfahren in jenen Zeiten, als es den Begriff und das Wort „Staat“ in Deutschland noch nicht gab, und weder dem Ritter noch dem zünftigen Bürger eine soziale Frage Kopfzerbrechen machte.

Übrigens sind die Träumereien der Chiliasten auch mit der neuen Zeit nicht ganz verschwunden; sie vermischten sich mit den Thorheiten der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert, und man findet sie im siebzehnten Jahrhundert in der englischen Revolution wieder, wo die Millenarier als Verfechter der Republik, wenn auch als Vertreter der fünften Monarchie (unter Anspielung auf jene vier Reiche der Offenbarung) erscheinen. Und selbst seitdem ist noch mehrmals vom „tausendjährigen Reiche“ geschrieben worden, und neuere Schriftsteller haben sogar manche interessante Ausschmückung hinzugefügt. Selbstverständlich ist bei diesen Träumereien, daß alle Monarchien verschwinden und die Nationen eine einzige Familie bilden werden, daß der Boden eine Überfülle der Lebensbedürfnisse hervorbringt, die Industrie blüht, weder Laster noch Krieg bekannt, Adel, Duell, Todes-

strafe abgeschafft sind u. s. w. Aber auch der Sturz des Papstes, die Niederwerfung der Türken und die Rückkehr der Juden nach Jerusalem bilden ein beliebtes Thema, das von Worthington, J. Bellamy, Winchester, Towers, Fox, Bengel, Jung im vorigen, Agier u. a. in diesem Jahrhundert behandelt wird. Nur über den Zeitpunkt, da diese großen Ereignisse eintreten werden, sind diese Propheten nicht ganz einig — die meisten setzen den Anfang des Milleniums ins Jahr 2000, Agier hat das Jahr 1848 herausgerechnet, Worthingthon läßt aber der Menschheit noch Zeit — bis zum Jahre 25920.[22])

Am Ende des Mittelalters machte sich dann noch ein andrer Ideengang bemerkbar, der ebenfalls mit dem religiösen Sinne der damals lebenden Geschlechter zusammenhing. Hatten die Kreuzzüge hunderttausende übers Meer geführt und unter einem Ideale zusammengehalten, so war es begreiflich, daß man auch einen idealen Staat dort zu schaffen dachte, wohin sich aller Sehnsucht wandte, und wohin so viele wirklich pilgerten. Dort war ja das gelobte Land; wie begreiflich, daß man auch die Phantasie dorthin lenkte. Zeugnis dafür giebt ein Werk, das erst neuerdings wieder zugänglich gemacht worden ist. Es war Petrus de Bosco (Dubois), der am Anfang des vierzehnten Jahrhundert, in der Zeit, da Kirche und Staat, König Philipp und Bonifaz VIII. in Streit lagen, die interessante Schrift De recuperatione terrae sacrae (1305—7) veröffentlichte.[23]) Das ist ja freilich kein Werk wie die übrigen, die wir uns ansehen werden. Aber es berührt sich doch sehr nahe mit ihnen: es ist eine Phantasie, die eine Fülle sehr moderner politischer und sozialer Ideale enthält, und in diesem Abschnitte kam es zunächst darauf an, den viel vernachlässigten Zusammenhang der Utopien mit andern Ideenkreisen darzulegen! Die Quintessenz der Duboisschen Schrift ist: Eroberung Palästi-

nas und Gründung eines Staates daselbst. Um dies zu erreichen, will Dubois zunächst die europäische Staatengesellschaft neu organisieren. Die Staaten von Europa sind durch ein Konzil (in Toulouse) zu vereinigen, ewiger Friede ist unter ihnen herzustellen, Streitigkeiten sind durch internationale Schiedsgerichte beizulegen; ihre höchste Instanz ist der Papst, gerade wie er es in jener Zeit der siegenden und unterdrückenden Kirche thatsächlich beanspruchte. Er ist der Hort des Friedens, aber er ist ohne weltliche Herrschaft. Doch nicht nur der Kirchenstaat muß aufhören, auch alle andern in der toten Hand vereinigten Besitztümer sollen ihrem ursprünglichen Zweck zurückgegeben und alle diese gewaltigen Schätze für die Kreuzzugsidee verwendet werden. Dann werden die Truppenkörper gebildet, und für allerlei Einzelheiten, Uniformierung, Verproviantierung u. s. w., ist von dem umsichtigen Planmacher Sorge getragen. Unter kriegerischer Marschmusik, um immer von neuem Freiwillige anzulocken, ziehen die Truppen zu den Sammelplätzen. Soweit die Vorbereitung der großen Ereignisse.

Nicht ganz so klar sind dann Dubois Vorschläge hinsichtlich der Organisation des heiligen Landes selbst. Im wesentlichen kommt es ihm darauf an, ein Königtum des heiligen Grabes unter dem Protektorat der französischen Krone und, wie wir sagen würden, unter völkerrechtlicher Garantie der übrigen europäischen Staaten zu schaffen. Die Nationen erhalten, abgesehn von Jerusalem und den Haupthäfen, getrennte Gebiete, Strafversandte werden in einer Art Militärgrenze angesiedelt, ein französischer Prinz wird lateinischer Kaiser in Konstantinopel und übernimmt als Vertreter Europas den nächsten militärischen Schutz für die Levantekolonien, alles ganz praktisch und durchdacht. Die Hauptsache aber bleibt die Europäisierung und Christianisierung

des Morgenlandes, die durch die europäische Bildung erfolgen soll; diese wird ausführlich besprochen, und der Verfasser entspricht dabei zum Teil den allermodernsten Forderungen der Realschulmänner. Am meisten erwartet er vom schönen Geschlechte. Daß die jetzt soviel erörterte Frauenfrage nicht neu ist, sahen wir schon bei Platon; aber auch unser Autor verlangt möglichst dieselbe Erziehung für das weibliche Geschlecht wie für das männliche und überdies seine Ausbildung zur Chirurgie und Medizin! Also weibliche Ärzte, ein Vorschlag von 1307 — jedoch nur als Mittel zum Zweck. Diese kundigen Frauen werden nämlich nach dem Orient verpflanzt, und Fürsten und Geistliche (Verfasser ist ein energischer Gegner des Cölibats) werden sich sofort zu Ehebündnissen mit ihnen herandrängen. Durch ihre ärztlichen Kenntnisse werden diese Frauen dann mit der islamitischen Frauenwelt in Berührung kommen, deren soziale Stellung heben und sie zum Christentum herüberziehen. Weiter wird die Verschmelzung des weltlichen und kanonischen Rechtes im Orient und die Fülle der wirtschaftlichen Vorteile gepriesen, die sich aus der Verwirklichung dieser Pläne ergeben werden. Immer wieder aber tritt die nationale Gesinnung des Verfassers hervor, während andre Staatsdichtungen ganz und gar dieses Elements entbehren. Der Verfasser ist ein lebhafter und begeisterter Franzose, der wie das lateinische Kaisertum, so auch die deutsche Krone einem Capet oder Valois verschaffen, die Welt in französische Dependenzen verwandeln und auch den Papst in völliger Abhängigkeit von Frankreich sehen will, um dann (nebenbei bemerkt auch nach Abtretung des linken Rheinufers) zu sagen: Ce sera la paix!

All dieses soeben behandelte hat man bisher in der Geschichte der Dichtungen und Träume vom besten Staate nicht genügend beachtet, und doch, wie

erleuchtet gerade dies den ganzen Zeitraum von Platon bis Morus! Auch diese Zeitalter haben geträumt und gedichtet. Aber welch eine Verschiedenheit gegenüber späterer und gar gegenüber unsrer Zeit! Das „Leben der Lust," das in spätern Utopien eine so große Rolle spielt, tritt hier ganz zurück, und höhere Ideale sind es, die die Menschheit bewegen. Die Religion beherrschte damals die gesamte Litteratur. So ist es auch begreiflich, daß Chiliasten und andre Phantasten des Mittelalters eine Änderung der Verhältnisse und die Herbeiführung einer goldnen Zeit nicht durch eine menschliche Revolution, sondern von der göttlichen Allmacht erwarteten. Und dabei waren sie weiser als die Utopisten der Gegenwart — und jedenfalls waren sie idealer.





Thomas Morus Utopie

Anno Domini 1375 wurde für König Karl V. von Frankreich eine Erdkarte angefertigt. Sie hieß Mapamondi, d. i. Bild der Welt, und befindet sich noch in der Nationalbibliothek in Paris.[24]) Auf dieser in Mallorca gezeichneten sogenannten katalanischen Erdkarte finden sich sehr eingehende Erläuterungen bei den einzelnen Ländern, so auch bei den kanarischen Inseln etwa folgendes:

Die glücklichen Inseln liegen in dem großen Meere linker Hand an der Grenze des Occidents, aber nicht fern im Meere. Isidor spricht also in seinem fünfzehnten Buche: Diese Inseln heißen Fortunatae, denn sie sind reich an Gütern, Korn, Früchten, Kräutern, Bäumen, und die Einwohner glauben, es sei hier das Paradies wegen der milden Sonnenwärme und der Fruchtbarkeit des Bodens. Die Bäume wachsen hier wenigstens hundertundvierzig Fuß hoch und tragen viele Früchte und Vögel ... (Plinius, der Meister der Geographie, sagt, daß es unter den Fortunaten eine giebt, wo alle Güter der Welt wachsen, ebenso alle Früchte, ohne daß man sie zu säen oder zu pflanzen braucht. Die Bewohner Indiens glauben, daß ihre Seelen nach dem Tode diese Inseln bewohnen werden. Sie glauben, daß dies ihr Paradies sei; aber offen gestanden ist dies eine Fabel.)

So war also der Glaube an das Vorhandensein eines seligen Eilandes in der irdischen Welt nicht verschwunden. Ja es ist bekannt, daß zu den Zeiten



des Columbus alle Gebildeten von der Existenz solcher Idealländer im Atlantischen Ozean überzeugt waren. Mit diesem Gedanken vermischten sich die Dichtungen des klassischen Altertums, die jetzt wieder auflebten, und so vollzog sich eine Wandlung in dem Ideenkreise der Menschheit. Lagen für die mittelalterlichen Geschlechter] die Ideale im Jenseits, im himmlischen Jerusalem, im heiligen Lande, so richtete sich jetzt der Sinn auf Konkreteres, und auch dem Diesseits wurde einige Aufmerksamkeit zugewendet. Die Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die mit der vor vierhundert Jahren erfolgten Entdeckung des Columbus zusammenhing, lenkte den Blick auf die Grundlagen von Staat und Gesellschaft, auf die Gründfragen von Gütergewinnung und Völkerverkehr. Die schon lange sich ankündigenden Umwälzungen in der Kirche erzeugten auch den Gedanken an Änderungen im Staatsleben. Dazu tritt das Aufleben der Wissenschaften am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, das erneute Studium der griechischen Philosophie. So kommt eine Zeit, da man die Mängel des Staates und die Leiden der Welt fester ins Auge zu fassen beginnt, und jetzt, kann man sagen, entsteht erst jene eigne Litteraturgattung, die ihren Namen erhält von dem Werke des englischen Kanzlers Thomas Morus: die Utopie. Niemals war ein Sprachgebrauch, der eine ganze Klasse von Schriften unter dem Namen einer einzigen zusammenfaßt, besser angebracht als hier. Denn fast alle Entwürfe idealer Staaten, die bis zum heutigen Tage verfaßt worden sind, erscheinen als ein Abklatsch der Schrift von Morus. Der berühmte Staatsmann Heinrichs VIII., dessen Züge durch Holbeins Gemälde vielen Lesern bekannt sind, der unerschrockne Lordkanzler, der am 6. Juli 1535 sein Haupt, gleichmütig den Bart zurückstreichend, auf den Richtblock legte, kann der Vater aller modernen Utopien

genannt werden. Sein Werk, selbst auf Platons Schriften gestützt, ist Vorbild aller folgenden Staatsromane geworden und bedürfte einer sehr eingehenden Betrachtung. Wird diese nicht der Bedeutung des Werkes entsprechen, so soll dies aus zwei Gründen entschuldigt sein. Wir wollen es nicht machen, wie Leute, die bei einer unzweifelhaft höchst wichtigen Sache stecken bleiben und breit werden, ohne die Kürze des nicht nur zur Lektüre ihres Werkes bestimmten menschlichen Lebens zu bedenken, sondern wir wollen die Stellung des Einzelnen im Ganzen, d. h. die Verhältnismäßigkeit im Auge behalten. Außerdem ist dieses Werk, während die meisten andern höchst selten und zum Teil schwierig zu beschaffen sind, jedermann leicht zugänglich, sodaß, wer Lust hat, das hier zu sagende nach Reclams Bibliothek Nr. 513 und 514 kontrollieren und ergänzen kann.[25])

Die zuletzt besprochne Schrift war in einer Zeit geschrieben, da die Lehren des Thomas von Aquino nachwirkten; Dubois hatte diesen großen Scholastiker in Paris noch gehört. Das Buch des Thomas Morus (De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia) erschien genau ein Jahr vor der That Luthers, die die alte römisch-katholische Einheit in Europa zertrümmerte. Ein den ältesten Ausgaben vorgedruckter Brief ist datiert vom 1. November 1516. Offenbar ist der Gedanke zur Utopie im regen Verkehr mit Humanisten, insbesondre mit dem humoristischen Petrus Ägidius von Antwerpen gefaßt worden. Morus befand sich 1515 und 1516 bei der flandrischen Gesandtschaft in Brügge, um besonders Verhandlungen über Handelsverträge u. dgl. zu führen, und dort trat er in nahe Beziehungen zu Erasmus und andern Humanisten und gewiß auch zu Reisenden, die bereits von der neuen Welt berichten konnten.

Morus macht — wie er in der Einleitung berichtet — einen Ausflug nach Brüssel und trifft

dort Raphael Hythlodäus, der zu den vierundzwanzig von Amerigo Vespuzzi in Castilien zurückgelassenen Männern gehörte. Er ladet ihn und Petrus Ägidius zu Tische, und wir wohnen dem Gespräche bei, das sie nachher im Garten führen, und von dem etwa die letzten zwei Drittel der Schilderung jenes fernen Staatswesens „Nirgendheim“ gewidmet sind. Raphael ist der Erzähler, und wir werden in fesselnder Weise in das Gespräch hineingezogen, das sich zunächst ganz allgemein um „Staats- und gelehrte Sachen“ dreht. Raphael will erzählen: „So traf ich einmal in England . . .“

„Sie waren also auch in England?“ wird er unterbrochen.

„Ja einige Monate,“ und nun kommt man auf den Kardinal-Erzbischof Jean Morton zu sprechen, und Raphael berichtet von einer Unterhaltung, die, als er bei diesem Prälaten zu Tische war, geführt wurde. Ein Laie, der jedoch im Rufe eines großen Rechtskundigen stand, überhäufte die strenge Justiz gegen die Diebe mit Lobpreisungen. Mit großem Wohlbehagen erzählte er, wie man sie hier und dort zu zwanzigen an einem Galgen aufknüpfte. Und dennoch, fügte er hinzu, welcher Übelstand, von allen diesen Spitzbuben entgehen kaum zwei oder drei dem Stricke, und England liefert deren von allen Seiten neue.

„Darin liegt nichts, worüber Sie sich wundern dürften, sagte ich. Der Tod ist in dieser Hinsicht eine ebenso ungerechte wie unnütze Strafe. Um den Diebstahl zu bestrafen, ist sie zu grausam, um ihn zu verhindern, zu schwach. Wäre es nicht besser, allen Gliedern der Gesellschaft ihre Existenz zu sichern, damit sich niemand in die Notwendigkeit versetzt sähe, zuerst zu stehlen, um dann aufgehängt zu werden?“

Damit wendet sich das Gespräch in ganz moderner Weise zu den sozialen Ursachen des Verbrechen (fattori sociali würde dies die italienische kriminalanthropologische Schule nennen). „Die vornehmste Ursache des öffentlichen Elends sind die übermäßige Zahl der Edeln, die sich von ihres Nächsten Schweiß nähren; nicht minder beklagenswert ist, daß sie eine zahllose Schar müßiger Diener haben, die, wenn sie erkranken und entlassen werden, zu nichts brauchbar sind — und stehlen. Eine noch weit gefährlichere Pest nagt an dem innern Leben Frankreichs — die stehenden Truppen in Friedenszeiten, diese fleischfressenden Tiere, die mit großen Kosten ernährt werden müssen. Aber diese unzählige Masse von Müßiggängern sind nicht die einzigen Ursachen der Diebereien; es giebt eine andre, die ausschließlich Ihrer Insel eigentümlich ist."

„Und worin besteht diese?" fragt der Kardinal.

„In den unzähligen Schafherden, die ganz England bedecken. Überall entfremden die Besitzer den Boden der Kultur, reißen Dörfer und Häuser nieder, verwüsten alles — nur um Stallungen für ihre Hammel zu erhalten. Zu diesen Ursachen des Elends gesellt sich noch der unerhörte Luxus aller Klassen in Bezug auf Nahrung und Kleidung, ganz zu schweigen von den Stätten der Unzucht, den Schandhöhlen des Trunkes, den Spielhäusern u. s. w."

Was ist das Ergebnis aller dieser Vorreden? Es ist genau dasselbe, wie es die Kriminalpolitiker der Aufklärungsperiode, und wie es in Verkennung ethischer Forderungen die Realisten der Neuzeit verkünden: man zerstöre die Wurzeln des Verbrechens, und das Verbrechen wird verschwinden. Und nun folgt eine lange Auseinandersetzung des besten Strafensystems der Polyleriten, ebenfalls einer fingierten Nation. Dieses System zeigt große Milde und hat den Zweck, das Verbrechen zu töten, den Verbrecher

aber zu einem rechtschaffnen Menschen zu machen. Doch müssen wir das Studium dieser langen strafrechtlichen Erörterung dem Leser überlassen: es ist äußerst interessant. Überraschend aber ist geradezu der Schluß — er enthält den ersten Gedanken einer Kranken- und Altersversorgung. Einer der Gäste macht die Bemerkung, daß es außer den Dieben und Vagabunden noch andre Unglückliche gäbe, die Kranken und Altersschwachen. „Lassen Sie mich nur machen,“ sagt ein Geck, „ich habe einen süperben Plan — man befreit sich von dem Anblick dieser Unglücklichen und sperrt sie in ein Kloster.“ Dieses und Ähnliches wird aus den Reden, die an der Tafel des genannten Kirchenfürsten geführt wurden, mitgeteilt. Das Gespräch wendet sich dann wieder der hohen Politik zu, wobei Raphael beweist, daß er als Minister eines Königs sehr wenig Glück haben würde, und mit beißender Satire alle politischen Mittel und Kunstgriffe der damaligen Zeit schildert. Da werden die fehlerhaften Ratschläge zur Mehrung des Ruhmes und zur Beschaffung des Geldes gegeißelt, z. B. wie der eine rät, den Nennwert der Münzen zu erhöhen, sobald es gilt, eine Anleihe zurückzuzahlen, der andre die Vorspiegelung einer Kriegsgefahr empfiehlt, um eine neue Auflage zu rechtfertigen, und wie der königliche Nutzen auch für den Richter über alle Gesetze zu achten sei. Hören Sie — fährt Raphael fort — die politischen Moralgrundsätze, über die aber alle übereinstimmen:

Der König, der eine Armee ernährt, besitzt nie zu viel Geld.

Der König kann nicht unrecht handeln, selbst wenn er es wollte [dies ist offenbar nur das altenglische Rechtssprichwort — the king can do no wrong —, das staatsrechtlich richtig die Unverantwortlichkeit des Monarchen bezeichnet].

Die Armut des Volkes ist der Schirmwall der Monarchie.

Reichtum und Freiheit führen zum Ungehorsam, . . . Dürftigkeit und Elend entmutigen die Kühnsten u. s. w. u. s. w. — Noch viele scharfe Aussprüche folgen, und das Ergebnis ist und bleibt, daß der göttliche Platon recht hat, wenn er den Weisen rät, sich von der Leitung öffentlicher Angelegenheiten fern zu halten. „Jetzt aber, teurer Morus — so fährt Raphael scheinbar ganz unvermittelt fort —, will ich Ihnen mein Innerstes öffnen. Überall, wo das Eigentumsrecht herrscht, wo man alles mit Geld mißt, wird von Billigkeit und gesellschaftlichem Wohlbehagen nie die Rede sein können. Sie müßten es denn billig nennen, daß das öffentliche Vermögen einer Handvoll Individuen, die unersättlich sind, zur Beute wird, während die Masse vom Elend verschlungen wird. Wenn man dann die utopischen Einrichtungen vergleicht, wie weise, wie wohlthätig sind diese, wie wenig Gesetze, und wie großer nationaler Reichtum!“ Und nun preist er von allen Seiten die Gütergemeinschaft. Morus ist damit nicht einverstanden, er zeigt, wie in solchem Lande jeder die Arbeit fliehen, und wie die Anarchie um sich greifen würde. „Diese Ihre Ansichten befremden mich nicht,“ erwidert Raphael, „wären Sie in Utopien gewesen, wo ich fünf Jahre gelebt habe, Sie würden gesehen haben, daß es nirgend anderswo eine vollkommner organisirte Gesellschaft giebt.“

Damit ist man geschickt zu dem Punkte geführt, wo die Sache beginnen kann. Raphael wird aufgefordert, die Beschreibung dieser bewundernswerten Insel auf das genaueste zu geben. Er ist gern bereit dazu. Man stärkt sich zuvor durch eine Mahlzeit. Nach dieser begiebt man sich in den Garten zurück, und

Raphael erzählt:

Die Insel Utopien ist in der Mitte zweihunderttausend Schritte breit, nach den Enden zu nimmt diese Breite symmetrisch ab, sodaß Utopien die Gestalt eines Mondviertels zeigt, dessen Hörner nur elftausend Schritte von einander entfernt sind. Der ausgehöhlte Teil der Insel bildet einen mächtigen Hafen, der jedoch manche Klippen hat, sodaß man nur mit utopischen Lotsen eindringen kann — in der Mitte erhebt sich ein zu einer Festung umgestalteter Felsen. Die Insel führte früher den Namen Abraxa und hing durch eine Landenge von fünfzehntausend Schritten mit dem Kontinente zusammen. Ein Eroberer Utopus oder, ein genialer Kopf, ließ diese Landenge abtragen. So wurde das Land Abraxa zur Insel Utopien.

Die Insel zählt vierundfünfzig ganz gleichmäßig erbaute Städte; alle Anstalten und Einrichtungen, Gesetze und Gebräuche sind gleich. Jeder Stadt ist ein Minimum von zwanzigtausend Schritten Grundgeländes zugewiesen, dessen Bebauung unter einzelne Ackerbaufamilien verteilt ist, jede Familie besteht aus vierzig Männern und Frauen und zwei Sklaven. Alljährlich kehren zwanzig Ackerbauer, die zwei Jahre Ackerbau getrieben haben, in die Stadt zurück und werden durch zwanzig andre ersetzt.

Zufolge dieser Ackerbaudienstpflicht sind unter den Ackerbautreibenden stets nur die Hälfte Neulinge, die andre Hälfte erfahrne Leute. Die Utopier bestellen das Feld und besorgen die Viehzucht. Sie kennen die künstliche Hühnerzucht, indem sie sich künstlicher Wärme zum Ausbrüten bedienen. Sie trinken den Saft der Weintraube, des Apfels, der Birne; das Wasser trinken sie ohne Beimischung, oder mit Honig und Süßholz gemischt. Was Kornbau und Viehzucht an Überschuß erzeugen, wird für die nächsten Jahre aufgestapelt.

Wer eine Stadt gesehen hat, kennt alle; doch will ich besonders einiges über Amaurotum, die Hauptstadt, sagen, die an dem sanften Abhange eines Hügels liegt und ganz quadratisch gebaut ist. Vor 1760 Jahren — soweit reichen die utopischen Annalen zurück — waren die Häuser sehr einfach, meist aus Holz, heute zeigen sie allen Komfort, sind mehrstöckige steinerne Gebäude mit Dächern, die mit einem unverbrennbaren Stoff bedeckt sind. Hinter und zwischen den Häusern befinden sich weitläufige Gärten. Um jedem Gedanken an persönlichen Besitz vorzubeugen, wechseln die Utopier alle zehn Jahre ihre Häuser nach Bestimmung durch das Los.

Die Staatsverfassung ist sehr einfach. Dreißig Familien wählen jährlich einen Magistrat, den Philarchen; zehn Philarchen mit ihren dreihundert Familien gehorchen einem Traniboren. Die Philarchen, deren es 1200 giebt, erklären von vier nach den vier Stadtvierteln durch das Volk vorgeschlagenen Bürgern den besten zum Fürsten, früher Barzam, jetzt Adem genannt. Der Fürst wird lebenslänglich, die andern Magistrate werden jährlich gewählt. Die Traniboren halten alle drei Tage eine Sitzung mit dem Fürsten; bei Fragen von allgemeinem Interesse müssen zwischen Beratung und Abstimmung drei Tage verstreichen. Außer dem Senate und der Volksversammlung sich zur Beratung über öffentliche Angelegenheiten vereinigen, ist ein Verbrechen, worauf der Tod steht. [!] Jeder Vorschlag, der gemacht wird, darf erst in der nächstfolgenden Sitzung untersucht werden.

Alle Utopier arbeiten, Männer und Frauen: außer dem Ackerbau hat jeder noch ein Handwerk, im allgemeinen das seiner Eltern, zu erlernen. Doch sind Ausnahmen gestattet. Man glaube aber nicht, daß die Utopier Lasttiere seien. Sie arbeiten vielmehr nur sechs Stunden, drei vormittags, dann

folgen Mittagessen und zwei Stunden Ruhe, und drei nachmittags. Die Mußestunden füllen die einen damit aus, daß sie ihr Handwerk weiter treiben, andre damit daß sie sich in den öffentlichen Sälen unterrichten. Würfel, Karten und andre Hazardspiele sind unbekannt. Ihre Spiele ähneln unserm Schach und heißen „die arithmetische Schlacht" und „der Kampf der Laster und Tugenden." Ich bin hier des ernsten Einwurfs gewärtig, daß sechs Arbeitsstunden nicht genügen. Ich erwidre, sie liefern im Überflusse, was gebraucht wird. Bedenken Sie die große Anzahl müßiger Menschen bei allen Nationen, zuerst fast alle Frauen, dann jene ungeheure Masse von Priestern und religiösen Tagedieben [das Buch ist kurz vor der Reformation verfaßt!], dann die reichen Grundbesitzer, die man gemeinhin „Adlige" nennt, dann deren Dienerscharen, ebensoviele Taugenichtse in Livree, sowie jene Sündflut gesunder Bettler. Das Ergebnis ist, daß die Zahl derer, die wirklich arbeiten, weit geringer ist, als Sie es sich vorstellen.

Freilich haben die Utopier auch wenig Bedürfnisse. Zur Arbeit kleiden sie sich in Leder und Felle, ein solches Kleid kann sieben Jahre halten. Treten sie öffentlich auf, so legen sie ein einfaches Amtskleid an, dessen Farbe für alle Einwohner die gleiche ist. Ihnen genügt ein einziges Kleid für zwei Jahre, während unsre Stutzer deren zehn besitzen müssen.

Der wechselseitige Verkehr zwischen den Bürgern ist höchst angenehm. Die meisten Familien sind durch Bande der Verwandtschaft mit einander verbunden. Jede Stadt muß sechstausend Familien haben, jede Familie darf nur zehn bis zwölf junge Leute von mannbarem Alter zählen. Die Zahl der Kinder ist nicht vorgeschrieben. Überzählige werden in minder zahlreiche Familien untergebracht; ebenso geschieht es, wenn die Einwohnerzahl einer Stadt zu

groß wird. Ist die ganze Insel übervölkert, so werden Kolonien gegründet, aus denen im Falle des Sinkens der Bevölkerung diese wieder ergänzt wird. Zweimal ist infolge schrecklicher Pestkrankheiten dieser Fall eingetreten.

In jedem Stadtviertel befindet sich ein Markt, wo die Familienväter alles ohne Entgelt erhalten, was sie wünschen. Niemand verlangt etwas über seinen Bedarf hinaus, da die Ursachen der Unersättlichkeit, Prunksucht und Furcht vor Mangel, wegfallen. Außerhalb der Stadt liegen die Schlachthäuser, in denen nur Sklaven thätig sind. Auch vier Hospitäler liegen weit außerhalb; die Kranken erhalten dort die liebreichste Pflege und lassen sich gern dort behandeln, obwohl ein Zwang zur Anstaltsbehandlung nicht geübt wird.

Die Trompete verkündigt die Stunde der Mahlzeit, die gemeinsam eingenommen wird. Die Männer sitzen an der Wandseite, die Frauen gegenüber, um sich leicht in das Ammenzimmer zurückziehen zu können. Es sitzen stets zwei ältere und zwei jüngere Leute zusammen. Diese Einrichtung bringt gleichaltrige zusammen und vermengt zugleich alle Altersklassen. Die Mittags- und Abendmahlzeiten beginnen mit einer kurzen Lektüre aus einem moralischen Buche, das Mittagessen ist kurz, das Abendbrot lang und mit allem Komfort ausgestattet (Musik, Dessert, Parfüms). Die ackerbautreibende Bevölkerung speist natürlich allein, außerhalb der Stadt.

Das Reisen ist in diesem Lande sehr erschwert. Der Bürger, der einen Ausflug aufs Land machen möchte, muß die Zustimmung seiner Gattin (!) und seines Familienvaters nachweisen und sein Pensum vorarbeiten. Zu einer Reise aber bedarf er der Genehmigung des Philarchen und Traniboren; dann erhält er einen Paß vom Fürsten und eventuell Gespann und Sklaven.

Geldmünzen giebt es in Utopien für den wechselseitigen Verkehr nicht. Gold und Silber schätzt man in diesem Lande niedriger als Eisen.[29]) Um den Übelständen vorzubeugen, die auf dem Kontinent aus der Vergötterung dieser Edelmetalle folgen, ist man auf den sinnreichen Einfall gekommen, nur die niedrigsten Gegenstände aus Gold und Silber anzufertigen. Man schmiedet daraus Schandmale und Ketten für die Verbrecher, ja man macht sogar Nachtgeschirre daraus. Einst hielten Gesandte, die mit den utopischen Sitten nicht vertraut waren, ihren Einzug in die Hauptstadt. Sie hatten nach ihrer Meinung die größte Pracht entfaltet an Gold und Edelsteinen. Wie erstaunt waren sie, als man nur ihre Knechte, die den Schluß des Zuges bildeten, ehrfurchtsvoll grüßte. Es war lustig anzusehen, wie sich das Volk, das auf der Straße stand, verhielt. Kinder stießen ihre Mütter an: „Sieh den Schelm"! —„Schweig, es ist einer von den Spaßmachern der Gesandtschaft." Zwei Tage darauf erfuhren die Gesandten den Sachverhalt. Jetzt legte sich ihr Stolz, beschämt entkleideten sie sich ihrer Pracht.

Wie die Utopier es nicht begreifen, daß vernünftige Wesen sich am Schein einer Perle oder eines Steins ergötzen können, ebenso befremdet es sie, daß in andern Ländern ein Reicher ohne alle Kenntnisse, dumm wie ein Klotz und ebenso stumpf wie unmoralisch, eine Menge von vernünftigen und tugendhaften Menschen in seiner Abhängigkeit haben kann, weil das Glück ihm einige Haufen Thaler zugeteilt hat.

Solche Ansichten schöpfen unsre Insulaner teils aus dem Studium der Wissenschaften, teils aus der Erziehung inmitten eines Staates, dessen Einrichtungen mit allen unsern Thorheiten im Widerspruch stehen. Sie lernen die Wissenschaften in ihrer eignen harmonischen Sprache, in der z. B. der Satz: „Utopus

machte aus der Nichtinsel eine Insel“ heißt: Utopos ha loccas peula chamapolta chamaan. In Logik, Dialektik, Metaphysik stehn sie uns nach und haben noch nicht den Menschen im allgemeinen, den „Universalmenschen,“ den kolossalsten aller Riesen entdeckt. Dafür treiben sie Astronomie, ohne astrologisch zu werden, und sind große Wetterpropheten. In der Moral neigen sie zum Epikureismus, denn die Bedingungen des Glücks zu ermitteln ist ihre vornehmste Untersuchung. Damit hängt ihr religiöser Katechismus zusammen: die Seele ist unsterblich und zum Glücke geschaffen. Der Tugend werden nach dem Tode Belohnungen, Strafen foltern das Verbrechen. Nur die guten und wohlanständigen Vergnügen gewähren das Glück. Tugend ist: der Natur gemäß leben. Es giebt falsche und wahre Vergnügungen; zu jenen, die sie lächerlich finden, rechnen sie Eitelkeit, Geiz, Adelsstolz, Jagd, Hazardspiel. Die wahren Vergnügen sind solche des Körpers und der Seele; jene sind von zweierlei Art, es sind einzelne sinnliche Vergnügungen oder das Gleichgewicht aller Teile des Körpers, d. i. die unbedingte Gesundheit. Der höchste Genuß ist Übung der Tugend und Bewußtsein eines fleckenlosen Lebens. Immer und immer aber sagen sie sich: Fliehe das Vergnügen, das am Genusse eines größeren Vergnügens hindert oder Schmerz hinterläßt. So sind die Utopier ein verständiges und liebenswürdiges Volk, gewerbfleißig, kräftig, gemächlich und nichtsdestoweniger beharrlich.

In Utopien besteht die Sklaverei: ihr verfallen nicht alle Kriegsgefangnen, sondern nur diejenigen, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen werden. Außerdem trifft Knechtschaft die Bürger, die schwere Verbrechen begingen, sowie zum Tode verurteilte Ausländer, die sie überall billig aufkaufen, oft sogar umsonst erhalten. Ich erzählte schon, wie die Utopier für die Kranken Sorge tragen. Erwähnen

möchte ich noch, daß Unheilbare, die an heftigen Schmerzen leiden, auf den Rat ihrer Priester und nach eigenem Willen durch einen tötlichen Schlaftrunk erlöst werden; das heißt ein religiöses und heiliges Werk vollbringen. Wer sich aber ohne einen von dem Priester gebilligten Grund tötet, gilt als ehrlos — sein Leichnam wird in einen Morast geworfen.

Die Jünglinge dürfen sich nicht vor dem zweiundzwanzigsten, Jungfrauen nicht vor dem achtzehnten Jahre verheiraten. Nicht blindlings heiraten die Utopier. Sie befolgen einen Gebrauch, der uns lächerlich erscheint, den sie aber mit größter Ernsthaftigkeit vollziehn. Eine ehrbare Dame zeigt dem Bräutigam seine Verlobte im Zustande völliger Nacktheit; ebenso stellt ein rechtschaffner Mann dem jungen Frauenzimmer, der Jungfrau oder Witwe, den Verlobten nackt vor. Wir fanden diese Sitte recht einfältig, aber auf alle unsre Spöttereien hörten wir nur die Erwiderung, daß andre Nationen höchst thöricht seien, wenn sie beim Kaufe eines Kleppers die größte Ängstlichkeit vor heimlichen Mängeln zeigten und bei der Wahl einer Gattin so sorglos zu Werke gingen und nur nach einer Handbreit von ihrer Person, dem unbedeckten Gesicht, sonst nur nach der Hülle oder richtiger der Fülle von Kleidern urteilten. Scheidungen gehören in Utopien zu den größten Seltenheiten, ausgesprochen werden sie von den Mitgliedern des Senats und ihren Frauen. Der Ehebruch wird mit der härtesten Sklaverei bestraft, im Rückfalle mit dem Tode. Im übrigen ist die Sklaverei die Hauptstrafe, selbst für schwerste Verbrechen (mit Ausnahme des oben erwähnten). Bei allen Vergehen aber gilt der wohlüberlegte Versuch soviel wie die That. Die Utopier schrecken jedoch nicht allein durch Strafgesetze von Verbrechen zurück, sondern fordern auch durch Ehren und Belohnungen zur Tugend auf, indem sie vor allem verdienten Männern Denkmäler

errichten. — Die Zahl der Gesetze ist dort sehr gering. Was die Utopier an andern Völkern am meisten mißbilligen, ist die Unzahl von Gesetzen, Verordnungen, Kommentaren, die doch niemals ausreichen. Demgemäß giebt es auch daselbst keine Advokaten, da sie meinen, jeder müsse seine Sache selbst am besten führen. Ist doch wegen der wenigen Gesetze in Utopien gewissermaßen jedermann Doktor der Rechte.

Die benachbarten Völker beneiden diese glückliche Insel um ihre Regierung, und ein freundschaftliches Verhältnis besteht zwischen dieser und vielen Nachbarvölkern, umsomehr als letztere vielfach ihre Obrigkeiten sich aus Utopia holen. Verträge schließen die Utopier niemals, da sie finden, daß die übrigen Nationen sie oft nur schließen, um sie zu brechen und nach Belieben zu erneuern. Der Krieg gilt ihnen als tierische Roheit, die der Mensch gleichwohl häufiger begehe, als irgend eine Gattung von Tieren. Nichts ist ihnen so schmachvoll als — der Ruhm auf dem Schlachtfelde. Trotzdem üben sich Männer wie Frauen eifrigst in der militärischen Disziplin. Auch begleiten die Frauen die Männer in den Krieg. Im wesentlichen aber bedienen sie sich der Söldnertruppe, der Zapoleten, eines barbarischen, abgehärteten Stammes, die sie hoch bezahlen. Im Kriege scheint ihnen vieles erlaubt, was andre Völker für ehrlos erachten, insbesondre fordern sie sofort durch Proklamation im feindlichen Lande zum Verrat auf und setzen Preise aus für die Köpfe des Fürsten und einiger Vornehmen. Das Leben vieler tausend Unschuldiger wollen sie retten durch den Tod weniger Schuldigen. Ihre Waffen, ihre Disziplin, ihre Taktik ist ausgezeichnet — insbesondre verwenden sie das lange Dreieck das immer mit frischen Leuten erneut wird, gegen die Oberbefehlshaber der Feinde. Nach beendetem Kriege fordern die Utopier von den Besiegten Geld

und Domänen; gegenwärtig werfen ihnen diese über 700000 Dukaten ab.

Nun noch ein paar Worte über die Religionen dieses Landes. Sie sind nicht nur in den Provinzen, sondern selbst in jeder einzelnen Stadt verschieden. Sonne und Mond, beliebige Sterne und bedeutende Menschen werden angebetet. Die meisten glauben an einen einzigen, ewigen, unermeßlichen, unbekannten, unerklärlichen, über alle menschlichen Begriffe erhabenen allmächtigen Gott, Schöpfer und Erhalter, den sie Vater nennen. Als wir ihnen von Christo erzählten fühlten sie sich hiervon sehr angezogen, und viele ließen sich taufen; hauptsächlich schien sie auch die Erzählung vom gemeinschaftlichen Leben der ersten Apostel für unsre Religion empfänglich gemacht zu haben.

Schon unter Utopus ist die Religionsfreiheit in diesem Lande verkündet worden. So weitherzig aber auch Glaubens- und Denkfreiheit anerkannt ist, so wird doch der Bürgertitel dem versagt, der die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz der Vorsehung leugnet. Einem solchen Individuum, dessen einziger Zügel das Strafgesetz, dessen einzige Hoffnung die Materie und das Nichts ist, vertraut man kein Amt an; man verachtet ihn, da er kein Mensch ist.

Ohne irgendwie abergläubisch zu sein, verehren sie die Wunder. Auch in Utopien giebt es Leute, die die Forschung verschmähen und dem Vergnügen entsagen, die nur durch thätiges Leben und gute Werke den Himmel verdienen wollen. Und zwar giebt es zwei Sekten dieser Menschenklasse: die einen leben ehelos und sind Vegetarianer, die andern ziehen den Stand der Ehe vor und essen Fleisch. Die Utopier halten diese für vernünftiger, jene für frömmer. . . . Im übrigen können Weiber wie Männer Priester werden; sie werden in geheimer Abstimmung gewählt. Die Tempel sind wenig zahlreich, aber prachtvoll,

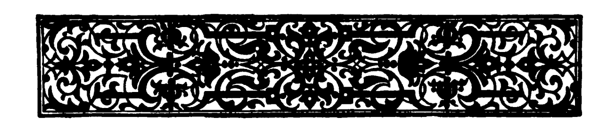
das Licht des hellen Tages ist in ihnen zum Halbdunkel gedämpft. Der Kultus bringt nur das zum Ausdruck, was allen Religionen gemeinsam ist — die besondern Mysterien feiert jeder in seiner Familie. Überhaupt begeben sich die Utopier erst zum öffentlichen Gottesdienst, nachdem sie in der Familie ihre Fehler bekannt und Frieden gefunden, die Kinder vor den Eltern, die Frau vor dem Gatten gekniet haben. Der Gottesdienst selbst besteht unter Vermeidung von Opfern aus Gesängen und gemeinsamen Gebeten, deren Form gesetzlich so festgestellt ist, daß jeder den Inhalt des Ganzen auf sich beziehen kann.

Ich habe versucht — fuhr Raphael fort —, Ihnen die Form dieses Freistaats zu beschreiben, den ich nicht nur für den besten halte, sondern für den einzigen, der sich mit gutem Recht einen Freistaat nennen darf. Überall anderswo haben die Leute nur ihr persönliches Interesse im Auge; hier, wo niemand etwas zu eigen und niemand Mangel hat, widmen sich alle ernstlich dem öffentlichen Wohle, weil der besondre Nutzen damit verschmilzt. Die Reichen vermindern hier nicht täglich durch ihr Dasein, durch allerlei Schliche und durch Gesetze den Lohn des Armen; den Arbeitsfähigen wie den Gebrechlichen verbürgt der utopische Staat eine gesicherte Existenz. Geiz und Stolz haben hier keine Stätte. Ich wünsche allen Ländern eine Verfassung wie diejenige, die ich Ihnen beschrieben habe. Wenigstens freue ich mich, daß die Utopier sie angenommen haben, denn sie verdanken ihr einen blühenden Zustand, feste Einigkeit der Bürger im Innern und dauernde Sicherheit nach außen. —

„Als Raphael mit seiner Erzählung zu Ende war" — so etwa fügt Morus abschließend hinzu —, „erschienen mir viele Einrichtungen der Utopier abgeschmackt; was aber besonders meinen Vorstellungen widersprach, war die Basis, auf die jener Staat gegründet ist, ich meine die Gemeinschaft der Güter und

des Lebens. Dennoch machte ich keinen Einwurf, da Raphael von seiner Erzählung ermüdet war; ich führte ihn zum Souper, um ein andermal tiefer auf diesen Stoff einzugehen. Denn wenn ich auch nicht alles billigen kann, was dieser wohl bewanderte Mann gesprochen hatte, so gestehe ich doch, daß es bei den Utopiern vieles giebt, wovon auch ich wünsche, daß es sich unsre Staaten aneigneten. Ich wünsche es mehr als ich es hoffe."





Woher stammt sie? Wohin führt sie?

(Neue Welt und Wiedertäufer)

So schließt das berühmte Werk des Thomas Morus von dem das obige ein auf etwa ein Zehntel kondensierter Extrakt ist. In glänzendem Latein geschrieben, hat das Gespräch durch die geistreiche Art seiner Darstellung seit nahezu vierhundert Jahren zahllose Verehrer gefunden. Es ist vielfach übersetzt worden, es wird noch heute gelesen, und die Gattung der Staatsromane oder Utopien zeigt seit seinem Erscheinen eine ununterbrochne Reihe. Treten wir mit kritischem Auge an das Werk heran, so müssen wir zwei Gedankenreihen auseinanderhalten. Einmal enthält es eine Kritik des Zustandes Englands, der Politik der damaligen Fürsten. Es hat in dieser Hinsicht vielleicht mehr gewirkt, als man gewöhnlich glaubt, und der Einfluß der Utopie auf die Politik des englischen Kabinetts wie auf das englische Recht ist nicht genügend gewürdigt worden. In den Statuten Heinrichs VIII. finden wir manche Bestimmungen, die an die Utopie erinnern, sodaß man geneigt ist, einen Zusammenhang zwischen dem Verwaltungsrechte jener Zeit und den Ideen des Morus zu vermuten. Da sehen wir den

ersten Ansatz zu einer Fürsorge für die arbeitenden Klassen, da begegnet uns die Regelung der Löhne und Lebensmittelpreise, die freundliche Rücksicht auf Handwerk und Gilden u. a. m., kurz alles das antizipiert, was uns später den „aufgeklärten Despotismus“ kennzeichnet.[26]) Andrerseits ist die Utopia von allgemeiner Bedeutung, denn ihre leidenschaftlichen Aussprüche gegen die „Reichen“ sind eine bequeme Quelle für die Sozialisten und Kommunisten der folgenden Jahrhunderte geworden. Da sich aber nun die kommunistische Grundlage auch fast in allen spätern Utopien findet, so wollen wir in deren Beurteilung hier nicht gleich eintreten. Morus hat vielen das Material geliefert, auf die besitzenden Klassen allerlei Schmähungen zu häufen, und er wäre nicht freizusprechen von einer Verkennung der wirtschaftlichen Gesetze, wenn nicht eben die Utopie offenbar — eine Dichtung wäre. Wenn die Mehrheit der damaligen Menschen zu einem dürftigen Leben verurteilt war, so trugen daran nicht allein die staatlichen Verfassungen und der Reichtum, sondern der ganze Zustand der Produktion, die Geringfügigkeit des Kapitals u. s. w. die Schuld. Immerhin war die Betonung der Gleichheit der Menschen etwas großartiges. Der Dichter der Utopie kennt keine Ständeunterschiede — kein reiches, hochfahrendes Rittertum, keinen herrschenden, schwelgenden Klerus, nur selbständige, arbeitsame Bürger, nur einen „dritten Stand.“ Er kennt keinen Grundbesitz und keine alleinherrschende Kirche. Und somit steht sein Werk an der Grenze der alten Zeit, deren Gesellschaftsordnung sich auf diesen beiden Fundamenten aufbaute. Der Dichter stürzt diese. Und er spricht seine Ideen aus in einer Zeit, da noch die Ketzerprozesse an der Tagesordnung waren und in einem Lande, wo die Großgrundbesitzer alles unterdrückten. So steht dieser Mann — obwohl der Reformation feind-

lich — mitten in ihren Ideen. Die Verkündung der Toleranz und die Betonung der auf dem Adel der Arbeit beruhenden Gleichheit, das waren für jene Zeit zwei ganz neue Gedanken. Umsomehr muß dabei auffallen, daß Morus seinen Staat nur mit Hilfe der Sklaverei zustande bringt. Damit ist freilich die Frage, wie in einer idealen Gesellschaft alle niedrigen und widrigen Dienste besorgt werden, sehr einfach gelöst.

In der Verfassung des Staates tritt bei Morus bereits die Grundrichtung der neuen Zeit hervor, alles auf die Gleichheit, auf die Kopfzahl zu gründen, und hier zeigt sich die Mischung von Wahlen der antiken und Stellvertretung der modernen Demokratie. Merkwürdig ist aber doch, wie geringe Achtung der dichtende Kanzler vor diesem hochgebildeten, idealen Volke hat — nur wählen soll es, beileibe nicht politisch reden. Wenn das ein Staatskanzler im Jahre 1892 bei Volksschullärm und den andern ewigen Preßnörgeleien ausgesprochen hätte! Redefreiheit, Preßfreiheit, Vereinsfreiheit sind in jenem idealen Staate unbekannte Dinge!

So hat Morus alles frei und geistreich ausgestaltet, wenn er sich auch an die antiken Vorbilder teilweise anlehnt. Die Lebensanschauung der Epikureer scheint ihm ja am meisten zuzusagen, aber auch der stoischen Philosophie entnimmt er z. B. die Selbsttötung. Unmittelbar aber fordert die Utopie zu einem Vergleiche mit Platons Staatsideal heraus. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden tritt auf den ersten Blick hervor und ist höchst charakteristisch Man möchte sagen: Platon ist Philosoph, Morus Sozialpolitiker. Der platonische Staat ist das reine Ideal eines Denkers, in der Utopie ist der Staat doch hauptsächlich das Gefäß der Gesellschaft, dessen Form ihr Glück bringt. Im platonischen Staate bildet den Kernpunkt die Gerechtigkeit, die Erfüllung

der Bürgerpflicht dem Staate gegenüber; in der Utopie spitzt sich alles zu auf die Erfüllung der Staatspflicht der Gesellschaft gegenüber.[27])

Aber wie schon angedeutet: Platon ist nur die eine Wurzel der Utopie. Eine andre Wurzel liegt nicht in der alten, sondern in der neuen Welt, in der Entdeckung Amerikas. Heuer wird dieses Ereignis gemäß dem Sinne unsrer jubiläumsfrohen Zeit durch Kongresse und Festzüge gefeiert, und an dem Tage, da dieses Büchlein erscheint — am 12. Oktober 1892 —, sind vierhundert Jahre verflossen, seitdem Columbus die neue Welt erblickte. Bei der Erinnerung daran sollte man bedenken, daß aus ihr nicht nur Kartoffeln und Baumwolle, Freiheitsideen und Goldfieber in die alte Welt kamen; man sollte dabei nicht vergessen, daß ein sozialpolitisches Denken in Europa erst von diesem Ereignisse datiert. Seit der Entdeckung Amerikas und seit Thomas Morus kennen wir den theoretischen Kommunismus und kommunistische Parteien: jener war bisher der großen Masse des Volkes unbekannt, und diese auf kleinere Kreise, wie die Mönchsorden, beschränkt. Unzweifelhaft ist Thomas Morus auf seine Ideale geführt worden durch die Schilderungen, die Reisende, ja die sogar schon der erste Reisebericht des Columbus von den Zuständen auf den Antillen und andern amerikanischen Inseln gegeben hatten.[28]) Wir hören dort, abgesehen von der entzückenden Natur, der körperlichen Größe und Gesundheit, u. dgl. m., von einer Staatsverfassung und von Einrichtungen, die wir ganz deutlich in der Utopie wiedererkennen; ja selbst Einzelheiten, wie z. B. die Verwendung des Goldes, scheinen unmittelbar übernommen zu sein.[29]) Jene Insulaner haben alles gemeinsam; der Boden ist ihnen so wenig mein oder dein, wie die Strahlen der Sonne, Wasser und Luft; sie leben glücklich, wie in einem goldnen Zeitalter, ohne ränkesüchtige Richter und ohne — Bücher.

Alle Gütererzeugung und -verteilung wird vom Könige geregelt, es herrscht Monogamie, nur die Könige haben mehrere Frauen. Während man diese Gemeinwesen auf den Antillen mit dem gemeinschaftlichen Eigentum und unter einem unumschränkten, durch eine Gottheit gestützten Kaziken „Sozialtheokratie“ genannt hat, so trat den Europäern später noch an der südamerikanischen Ostküste eine andre Form des Kommunismus, ein Zustand kommunistischer Anarchie entgegen. Hier fand Vespucci volle Ungebundenheit; hier kannte die Urbevölkerung kein Befehlen und Gehorchen, kein Eheleben, keine Schamhaftigkeit, und in diesem Lande, das dem Paradies nicht fern sein sollte, war die Begierde nach Menschenfleisch so groß, daß der Vater den Sohn und der Sohn den Vater verspeiste. Trotz dieser Menschenfresserei nannte Amerigo die Leute „zahm und sanftmütig.“ Auch in Venezuela herrschten ähnliche kommunistische und anarchische Zustände: nicht einmal die Zeit der Mahlzeiten ist hier festgesetzt. Männer und Frauen sind gleich kräftig, letztere so, daß sie schon am Tage der Niederkunft ausgehen und in den Flüssen baden. Von den Völkern Venezuelas wird uns mehreres berichtet, woran man in der Utopie geradezu erinnert wird, so z. B., daß sie Schwerkranke in einer Hängematte im Walde ihrem Schicksal überlassen, besonders aber, daß Einzelwohnungen fehlen, daß bis sechshundert Personen in einem Hause wohnen, ferner jenes ungemütliche „Verwechsle das Häuschen,“ wonach Angehörige eines Stammes die Wohnplätze aller acht bis zehn Jahre aus Gesundheitsrücksichten verändern, lauter Einzelheiten, die einen Ideenzusammenhang zwischen der Utopie und jenen Urzuständen erkennen lassen. Diese Zustände wurden von Columbus in seinem ersten Bericht, genauer aber von Petrus Martyr in seinen Dekaden, ferner in den verschiednen Briefen Vespuccis und in den Quattuor Navigationes v. Martin Waldseemüller (1507) geschildert.

Schon nach dem Gesagten kann man nicht zweifeln, daß diese Reisebeschreibungen Thomas Morus unmittelbar zur Abfassung der Utopie angeregt haben. Wenn Morus seine Erzählung einem Begleiter Vespuccis in den Mund legt, so ist das nicht, wie man früher meinte, nur geschehen, um an das Interesse des Publikums für die neuen Entdeckungen anzuknüpfen, sondern um direkt auf die Quelle dieser Anschauungen hinzuweisen. Es darf als erwiesen gelten, daß die Gütergemeinschaft, die Morus als Basis des Zukunftsstaates hinstellt, die ist, die Columbus und Vespucci in der neuen Welt gefunden haben. Die Zustände jener barbarischen Völker bildeten die Grundlage, auf der das neue Ideal erbaut wurde. Wir sehen, wie Morus es meisterhaft verstanden hat, Platonische Gedanken und die Ergebnisse neuester Reiseberichte zu verschmelzen und auszunutzen. Dies sind unsrer Ansicht nach die bisher zu wenig gewürdigten Quellen der Utopie, die im einzelnen nachzuweisen ein dankbarer Stoff für eine historische Doktorarbeit wäre.

Kaum hatte Morus, dessen Werk mit ebenso großem, vielleicht größerm Interesse gelesen wurde als die Entdeckungsgeschichten, die europäische Welt mit dem amerikanischen Kommunismus bekannt gemacht, als radikale Schwärmer begannen, ihn zu verwirklichen. Dem kommunistischen Ideal folgte die kommunistische Praxis auf dem Fuße. Vor unsern Blicken ersteht jenes Reich der Wiedertäufer, das aus der Ferne wie ein grauenvolles Fastnachtsspiel aussieht. Ein andrer Thomas ist es, der leidenschaftlich und schwärmerisch Ernst macht mit dem, was Thomas Morus litterarisch dargestellt hatte: Thomas Münzer.[30]) In Mühlhausen in Thüringen, der alten freien Reichsstadt, richtet er, der Pastor aus Zwickau, immer angetrieben von seinem Lehrer Storch, sein neues Reich ein und residiert in dem prächtigen Palaste der Kommende des Johanniterordens. Dorthin müssen

alle Güter abgeliefert werden, wobei sich natürlich das gemeine und fahrende Volk ganz fürtrefflich befindet. Es gelingt ihm Bergleute und Bauern aufzuwiegeln, bis bald die vereinigten Heere der Fürsten von Hessen, Mainz, Brandenburg und Braunschweig die Insurgenten bei Frankenhausen besiegen. Münzer wird hingerichtet, gleich dem großen Kanzler, dessen Roman ihn bethört hatte. Bereits seine kurze Herrschaft in Mühlhausen, hatte alles Unheil, das das System der Gütergemeinschaft in sich schließt, enthüllt.

Aber das war nur ein Vorspiel zu ernsthaftern und schrecklichern Ereignissen. Die Anhänger Storchs und Münzers verbreiteten sich in der Schweiz, in Mähren und in den Niederlanden. Von hier kamen sie nach dem Nordwesten unsers Vaterlandes. Jan Matthiesen, ein Bäcker aus Haarlem, ward durch eine unordentliche Liebe zu den Wiedertäufern geführt, nach deren Ansicht die neue Taufe die frühere Ehe auflöste. Das war ihm höchst bequem: er verstieß seine alte häßliche „unwiedergeborne" Frau, ließ sich taufen und heiratete die junge schöne Divara, Tochter eines Bauern. Das war zu derselben Zeit, da Heinrich VIII. die allzuehrbare Katharina von Aragonien mit Anna Boleyn vertauschte. Gewaltige Ereignisse waren die Folgen dieser Liebeshändel des britischen Königs und des Handwerkers aus Haarlem. Dieser Bäcker verstand es, zuerst in Amsterdam, zusammen mit Melchior Hofmann, einem Kürschner (oder wie man damals sagte: einem Pelzer) aus Schwäbisch-Hall, sich die Herrschaft zu verschaffen. Er war es, der in dem Buche „Die Wiederherstellung" eine Staatsverfassung verkündete, die über alle Utopien hinausging und chiliastische Ideen mit sozialen Phantasien kühn vermischte, die neue Taufe, die Gütergemeinschaft, die Nutzlosigkeit der weltlichen Macht, der Fürsten, Steuern, Zehnten, Fronen, Prozesse und das göttliche und natürliche Gesetz der

Vielweiberei verkündete. Münster, die alte Bischofsstadt, wnrde zum Mittelpunkt des neuen Reichs gewählt. Hier ist es, wo — um mit Luther zu reden — das Gift sich zu einer furchtbaren Pestbeule zusammenzieht. Ein neuer Rat wird ernannt, bestehend aus zwölf Ältesten, nach dem Vorbilde der zwölf Stämme Israel, sieben Diakonen, wie in den Tagen der ersten Christenheit, werden bestellt, Klöster, Kirchen und Bilder werden zerstört und entweiht, die Spitzen der Türme herabgestürzt, denn das Hohe soll erniedrigt werden. Was Kunstfleiß und Frömmigkeit von Jahrhunderten geschaffen hatte, wird in diesen Schreckenstagen 1534 vernichtet. Zu derselben Zeit (heißt es) gebietet der oberste Prophet, es sollt ein jeder sein Geld, Gut und was er hätte, insgemein geben, und verordnet ein Haus, darein man solche Güter, es wäre Gold, Silber oder andres, etwa bringen sollt — bei Strafe seines Leibes! Die Hausthüren müssen Tag und Nacht offen stehen, nur dürfen sie mit einem Gatterchen verwahrt werden gegen das Hineinlaufen von Ferkeln, die in den Straßen zahlreich erscheinen. Die allgemeine Verlosung der Häuser, an die man dachte, kommt nicht zur Ausführung. Und nun beginnt die Barbarei der Polygamie, für deren Einführung der neueste, letzte und größte Prophet eintritt, Johann Bockelsohn. Johann war selbst die Frucht der Sünde, der Sohn des Schultheißen von Soevenhagen, der seine Mutter Alit, ein armes Dienstmädchen, verführt hatte. Er scheute sich, seines Vaters Namen zu führen, und nannte sich mit dem nach damaliger Sitte anspruchslosen Namen Johann von Leyden. Erst war er Schneider, heiratete dann die Witwe eines Schiffers und hielt endlich in der Vorstadt von Leyden eine Schenke „zu den drei Häringen,“ wo ein muntres Treiben herrschte. Eine anmutige Erscheinung, ein Kenner der heiligen Schrift und ein Reimschmied

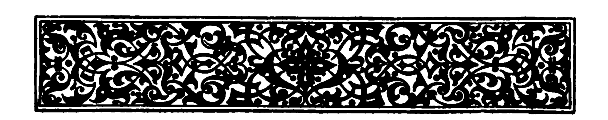
dazu, gewann er besonders die Frauen. Er stand im fünfundzwanzigsten Jahre, als er nach Münster kam. In seinen zügellosen Neigungen wurzelt das neue Eherecht, das jetzt verkündet wird, und „da hat der Teufel gelacht," bemerkt ein alter Schriftsteller dazu. Johann heiratete zuerst Zwillingstöchter Knipperdollincks, eines Tuchscherers und Volksführers, und dann die Witwe Matthiesens. Bald hatte er einen Harem von siebzehn prunkvoll geschmückten Gemahlinnen. Nun folgte überall ein lustiges Eheschließen. In erleuchteter Weisheit hatte man erkannt, daß seit der Himmelfahrt Christi kein Mensch in wahrer Ehe gelebt habe, da man nach Gold und Gestalt und nicht nach dem Geiste geheiratet habe. Jetzt begannen die heiligen Eheschließungen nach dem Geiste! Das Beispiel des großen Propheten fand Nachahmung, und da es nicht genug Frauen geben konnte, griff man zu halbwüchsigen Mädchen. Wer in veralteter Ehrbarkeit widersprach, Mann oder Weib, wurde um einen Kopf kürzer gemacht. Wollust und Grausamkeit erschienen wie immer auch hier verschwistert. Münster war der Schauplatz gemeinster Unzucht und blutigster Metzeleien geworden. Endlich nach dem Tode Matthiesens war für Johann die Zeit der Alleinherrschaft gekommen — Knipperdollinck wurde mit dem Ehrenamte eines Scharfrichters betraut, später sogar zum Oberbefehlshaber der Stadt ernannt. Die theokratische Demokratie wurde durch die theokratische Monarchie verdrängt. Der neue König von Zion bestieg den Thron. König von Zion — das war aus dem wandernden Schneidergesellen Bocold und dem Wirt zu den drei Häringen geworden! Und nicht befriedigt, König zu sein, wollte er auf seinem Haupte mit der Krone des Monarchen die Tiara des Hohenpriesters vereinigen. Er umgab sich und seine Gemahlinnen mit glänzendem Gefolge, Großwürdenträgern, Pagen u. s. w. und entfaltete die

größte Pracht, während er allen Bürgern Einfachheit gebot. Auf öffentlichem Platze sprach er Recht und hielt es nicht unter seiner Würde, selbst die Enthauptungen vorzunehmen. Er köpfte selbst, reichte selbst seinen Konkubinen das Abendmahl und führte nach den gemeinsamen Mahlzeiten mit seinen Frauen religiöse Tänze auf. Es war ein Theaterkönig — und es ist sehr begreiflich, daß es das einzige Mal ist, daß der König eines utopischen Staates wirklich zu einem Opernhelden gemacht wurde, wie dies durch Meyerbeer geschehen ist.

So war ein Reich gegründet, das den Kommunismus und die Polygamie verwirklichte, ein Regiment, in dem geistlicher Hochmut und fleischliche Sinnenlust, fromme Hingebung und Selbstaufopferung mit blutdürstiger Roheit und niedriger Genußsucht aufs widerlichste gepaart waren. Am 2. Januar 1535 wurde für dieses Königreich Zion eine neue Ordnung erlassen, die jedoch nicht lange Bestand haben sollte. Der Bischof von Münster belagerte inzwischen die Stadt, zuerst mit geringem Glück. Als aber in verschiednen Gegenden am Niederrhein sich Regungen kundgaben, die von den Siegen Johanns Befreiung von den „Pfaffen und Herren" erwarteten, gerieten die Fürsten in Besorgnis und verlangten Verstärkung der Belagerungstruppen von Reichswegen. In der Stadt entstand die entsetzlichste Not. Hunde, Katzen, Ratten und Leder wurde gegessen, Steine angebissen, in der trügerischen Hoffnung, daß sie sich in Brot wandelten, Umgekommene, Feinde wie Freunde, gierig verzehrt; unbekannte Krankheiten brachen aus infolge der Beschwichtigung des Hungers durch Nahrungsmittel, die dem Menschen nicht bestimmt sind. In der dem Johannistage folgenden stürmischen Regennacht des Jahres 1535 wurde Münster erobert. Johann von Leyden wie Knipperdolling und Krechting wurden erst gefesselt durch das Land geführt und am

Sonnabend den 22. Januar 1536 grausam zu Tode gemartert, die Leichname in eisernen Käfigen auf den Lambertusturm gezogen. Das war das Ende dieser Bewegung, die freilich nicht aus sittlichen Gründen unterdrückt wurde, sondern um die Herrschaft der Hierarchie wieder herzustellen. Wer die Geschichte dieser Bewegung kennt, wird Schilderungen wie im „Himmel auf Erden“ von Gregorovius nicht für ein übertriebenes Sammelsurium von Gräßlichkeiten und Gemeinheit halten. Die Schandthaten, deren Opfer die Frauen von Münster wurden, die neronischen Ausschweifungen und Grausamkeiten Johanns von Leyden und seiner Genossen sind die historische Illustration dazu. Vergleicht man aber diesen Münsterschen Idealstaat mit den heutigen Utopien, so ist man geneigt, Sudre recht zu geben. Er hebt hervor, daß die Wiedertäufer die Begriffe Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung im Jenseits achteten und noch nicht jeden sittlichen Zügel abgeworfen hatten. Die Erneuerer ihrer Lehren in unsrer Zeit fügen zu ihren Irrtümern die Leugnung der Gottheit und jener Begriffe und versenken den Menschen in groben Materialismus. Was soll man, wenn man dies erwägt, von der Verwirklichung moderner Utopien erwarten? „Die Saturnalien von Münster würden ohne Zweifel noch überboten werden.“





Campanellas Sonnenstaat

Nahezu ein Jahrhundert verfloß seit der Utopie des Thomas Morus, ohne daß ein dieser gleichwertiges Werk erschienen wäre. Vielleicht hatten die Greuel und Thorheiten der Wiedertäufer die kühnen Geister abgeschreckt, wieder ähnliche Phantasiestaaten zu schaffen. Auch nahmen die religiösen Fragen mehr als die sozialen und politischen die Gemüter gefangen. Es war die Zeit, da der Publizist und Absolutist Bodin in einem scharf durchdachten Systeme den Staat wissenschaftlich, aber nicht dichterisch behandelte. Was an Staatsdichtungen erschien, war gänzlich wertloses Zeug, wie die zwei Quartbände Donis und die neunzehn kleinen Oktavseiten Patritios.[31]) Das Werk, das sich in der Geschichte der Utopien an die epochemachende Schrift des britischen Kanzlers anschließt, erscheint 1620: es ist der „Sonnenstaat" von Tommaso Campanella.[32])

Tommaso Campanella steht an der Schwelle der neuern Philosophie, an der Grenzscheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Man hat ihn verglichen mit jenen Geschöpfen entschwundner Epochen, welche Formen in sich vereinigen, die später in ebenmäßigere Typen übergehen. Es ist wahr, er

erschien als vir qui omnia legerat, omnia meminerat, praevalidi ingenii, sed indomabilis. Ungewöhnliche Kraft des Geistes, schöpferische Phantasie, ein titanisches Streben zeichneten ihn aus, aber phantastisch, abenteuerlich war sein Leben, abenteuerlich sein Denken. Campanella, eigentlich Giovane Domenico, ward am 5. September 1568 in San Biagio, Borgo di Stilo in Calabrien, geboren, in jenem alten Großgriechenland, dem Lande des Wissens und der Erdbeben. Aus dem dritten Stande war er hervorgegangen; von einem Oheim von ihm wissen wir, daß er die Rechtswissenschaft in Neapel lehrte. Sein riesiges Gedächtnis, seine eifrigen Litteraturstudien, seine Neigung zur Frömmigkeit werden schon in frühester Kindheit bewundert. Aber ebenso früh taucht der Zweifel in ihm auf, und er ist immer ein Zweifler geblieben und mag vielleicht auch darum und nicht nur im Hinblick auf den großen Scholastiker den Namen Giovane gegen Thomas vertauscht haben. Ob z. B. Karl der Große wirklich existiert habe und ähnliche Fragen beschäftigten schon den Knaben. Aber der Zweifel ist oft der Vater des Studiums — und so studierte auch Tommaso, studierte mit vierzehn Jahren Albertus Magnus und Thomas von Aquino. 1588 finden wir ihn in Cosenza bei einer Disputation. Er schließt sich der Philosophie des Telesius an, zu dem selbst man ihn nicht zuließ — nur seine Leiche durfte er noch erblicken. Es scheint, daß schon damals sein ungeheures Wissen bei den Klosterbrüdern Verdacht erweckte, und vielleicht steht damit sein Weggehen in Zusammenhang. Bald ist er in Neapel, wo damals Giovanni Battista, der Erfinder der camera obscura, lehrte, bald darauf in Rom, Florenz, Padua; 1598 kehrt er ins Vaterland zurück, und nun folgt der Umschlag in seinem Leben. In Catanzaro wird eine Verschwörung entdeckt, und auch er, obwohl Stilo 42 Miglien davon entfernt liegt,

kommt in den Verdacht der Teilnahme. Ganz aufgeklärt ist trotz aller historischen Forschungen, die sich gerade diesem Punkte zuwendeten, die Sache nicht. Er selbst schreibt, er sei verhört worden, „ob er den Teufel habe.“ Sicher scheint zu sein, daß unser Autor schon damals sich mit durchaus phantastischen Plänen über die Reform des Staates trug und deren Ausführung für nahe bevorstehend hielt: denn das Jahr 1600 sollte nach seiner Meinung, da sechzehn die beiden bedeutsamen Zahlen sieben und neun enthalte, ganz besondre Umwälzungen bringen! An einem Septembertage des Jahres 1599 wird er, während er eine Barke zur Flucht sucht, verhaftet und nach Neapel gebracht, zuerst nach dem Castello dell' Uovo, wo schon Romulus Augustulus gefangen gesessen hatte. Dann lernt er sechsundzwanzigeinhalb Jahre hindurch etwa fünfzig andre feuchte, dumpfe Kerker jener Stadt kennen. Sieben mal wird er gefoltert, das letzte mal vierzig Stunden gebunden aufgehängt. All diese Pein erträgt er wie ein Spartaner. Endlich erhält er wenigstens Papier und Griffel und darf Besuche empfangen, und nun schreibt er seine tief sinnreichen Gedichte und giebt die Werke dem Freunde Scioppio mit, der sie in Deutschland drucken läßt. Hier nur eine Probe seiner Gedichte, weil sie auch das Verständnis des Spätern erleichtert und charakteristisch ist für die Art und Weise, wie Campanella in seinen Dichtungen die höchsten Ideen der Philosophie behandelt:

> Drei Übel zu bestehn bin ich geboren:
> Tyrannentum, Sophistik, Heuchelei,
> Drum hab ich auch die Seele froh und frei
> Macht, Weisheit, Liebe treulich zugeschworen.
> Als ewge Säulen hab ich mir erkoren
> Der neuen großen Lehre diese drei,
> Daß gegen jene nun gewonnen sei
> Ein Heil der Welt, die sich in Nacht verloren.
> Krieg, Pest, Neid, Lüge, Teuerungen,
> Verschwendung, Trägheit, Ungerechtigkeit

Sind den drei Übeln allesamt entsprungen.
Doch diese drei gebieret allezeit
Selbstsucht, die Tochter der Unwissenheit;
Sei nun Unwissenheit von **mir** bezwungen!

(Unwissenheit, die Mutter aller, sie entwurzle — ich! übersetzt Herder.)

In den Kerkern des sonnigen Neapel entstanden diese Gedichte, entstanden zahlreiche andre Werke des merkwürdigen Mannes, Metaphysik und Astrologie, italienische Metrik und ein Drama „Maria Stuart," medizinische Abhandlungen und eine Erklärung des neunten Kapitels des Römerbriefes u. s. w., eine verwirrende Vielseitigkeit. 1621, nach dem Tode Philipps III. von Spanien, erlangte Campanella einige Erleichterungen, und am 15. Mai 1626 erfolgte seine Freilassung und Übersiedlung nach Rom, wo der Papst wohl selbst seine Aburteilung übernehmen wollte. Aber auch hier fand er keine Ruhe. Sein Anschluß an die Franzosen erweckte den Verdacht, daß er gegen Spanien intriguiere; und unterstützt vom Duc de Noailles, französischem Botschafter beim päpstlichen Stuhle, flüchtete er durch eine Hinterthüre des Gesandtschaftshotels, während vor diesem seine Feinde ihm auflauerten. In den letzten Oktobertagen 1634 langte er in Marseille an, und bald darauf finden wir ihn in Paris, wo ihm ein freundlicher Empfang wurde. Er wurde am 9. Februar 1635 dem Könige (Ludwig XIII.) vorgestellt und beriet diesen fortan in italienischen Angelegenheiten; er erhielt ein Jahresgehalt und eine Wohnung im Jakobinerkloster der Rue Saint Honoré angewiesen. Als am 5. September 1638 — dem siebzigsten Geburtsfeste Campanellas — dem König nach zweiundzwanzigjähriger Ehe ein Dauphin, Ludwig XIV., geboren wurde, besang der Dominikaner den künftigen König als den, der die Einheit von Staat und Kirche verwirklichen sollte! Dieser Gesang an Ludwig XIV. war das letzte Gedicht des merkwürdigen

Mannes. Er starb bald darauf, am Sonntag den 21. Mai 1639, nachdem er die Eklipse des 1. Juni als für ihn verderblich vorausgesagt hatte.

Geboren im Gebiete antiker Kultur und antiker Ruinen, früh für das Denken erzogen, war dieser unruhige Geist ein Jahrzehnt lang durch Italien gestreift; zurückgekehrt in die Heimat glaubte er die Zeit gekommen, die Fremdherrschaft zu brechen; nach langer Gefangenschaft starb er im Exil auf fremder Erde. Einen tragischen Eindruck hinterläßt sein Kampf mit dem widrigen Schicksal. Ein Liebhaber der Wahrheit, der Wissenschaft, aber auch des Ruhmes strebte er danach, die Menschen durch seine Schriften weise und glücklich zu machen. Er selbst hielt sich für einen Seher; aber so maßlos und abenteuerlich oft seine Prinzipien waren, er selbst war doch ein gewaltiger Mann, dieser Kalabreser mit dem großen Kopfe und den kastanienbraunen Augen, der die tiefsten Probleme des Wissens mit seinem Geiste erfassen wollte, der die Planeten für bewohnt hielt, und der so vortrefflich verstand, Gesichter nachzuahmen, ein seltsamer Mensch, der uns zuweilen an das nahe Beieinander von „Genie und Wahnsinn" erinnert — und doch nannte kein geringerer als Leibniz ihn einen der größten unter seinen Vorgängern.

Im Kloster St. Jakob, das anderthalb Jahrhunderte später einer neuen Generation von Schwärmern den gefürchteten Namen der Jakobiner gegeben hat, verbrachte dieser eigentümliche Mann seine letzten Lebenstage. Hier ordnete er seine Schriften, die er wie Baco instauratio scientiarum nennen wollte. So bedeutsam seine Logik und Metaphysik, so eigenartig seine Dichtungen sind, so möchte man seine Staats- und Gesellschaftsphilosophie doch als das bedeutendste bezeichnen — denn dieses kommunistische System ist als solches allen folgenden überlegen. Die Grundlage

seiner Weltweisheit ist die, daß Gott die einzige Wahrheit ist; aber es giebt eine zweifache Offenbarung:

	Bibel und Natur;
daher zwei Grundlagen der Erkenntnis:	Glauben und Wahrnehmen;
durch wissenschaftliche Arbeit erwächst daraus	Theologie und Philosophie.

Der Grundbegriff seiner Staatsphilosophie ist einfach: Selbsterhaltung. Aber diese ist nur in der Vereinigung mit andern möglich. Ganz von selbst ist dadurch Teilung der Arbeit und das Verhältnis von Regierenden und Regierten gegeben. In dem, wozu jeder geschickt ist, ist er der Regierende: der Leibarzt befiehlt dem kranken Könige, der Schiffskapitän dem reisenden Fürsten. Also auf Tüchtigkeit beruht alle Macht. Der Begriff der Selbsterhaltung bedeutet daher nicht Erhaltung der Individuen, sondern der Gattung, somit ist die Erzeugung eine Thätigkeit für den allgemeinen Zweck.... Diese und weitere Grundsätze — wir wollen sie nicht systematisch betrachten — entwickelt nun Campanella ähnlich wie Platon in zwei Werken.

Das eine dieser Werke ist die Monarchia Hispanica, das andre der Sonnenstaat (Civitas solis vel de reipublicae idea dialogus poëticus. Interlocutores: Hospitalarius magnus et nautarum gubernator Genuensis hospes). Das Manuskript ist 1611 entstanden, es erschien 1620 in Frankfurt a. M., dann oftmals und ist in die große Ausgabe der Werke Campanellas aufgenommen worden. Der „Sonnenstaat“ ist eine der bedeutendsten Utopien, obwohl in letztgenannter Ausgabe nur vierundzwanzig Folioseiten umfassend. Freilich ist der Gedanke nicht originell, für vieles ist des Morus Werk das Vorbild, manches ist aus Platon entlehnt. Die Darstellung des italienischen Mönches ist unbeholfen im Vergleich zu der geschmackvollen Redeweise des Humanisten: auch vermissen wir den feinen Humor des Briten.

Aber die ganze Anlage ist doch großartig, die philosophische Begründung fest und tief, und die Phantasie schreckt vor keiner Excentrizität zurück. Die Form ist die eines Gesprächs, d. h. der Genuese giebt auf kurze Fragen, die kaum nötig sind, lange Auseinandersetzungen.

Der genuesische Seefahrer erzählt, daß er im Indischen Ozean auf einer Insel Taprobane gelandet sei. Nachdem er einen dichten Wald durchirrt hat, gelangt er endlich auf eine Ebne, die genau unter dem Äquator liegt. Dort trifft er Leute, die ihn zur Sonnenstadt führen. Diese auf einem Hügel gelegne Stadt besteht aus sieben in einander geschachtelten Kreisen. Diese Kreise werden durch palastähnliche Gebäude gebildet, an denen rings Säulengänge — offenbar ähnlich wie Kreuzgänge — entlang laufen — jeder Kreis heißt nach einem Planeten. In der Mitte jeder Seite befindet sich ein großes Thor, von dem die vier einzigen Radialstraßen auslaufen. Auf dem Hügel in der Mitte erhebt sich der Tempel mit mächtiger Kuppel: nicht Bilder, nicht Schmuck finden sich in ihm, nur sieben Leuchter mit den Namen der sieben Planeten — man denke an Offenbarung Johannis 1 — und zwei Glocken, auf denen Himmel und Erde abgebildet sind.

Die Regierung dieses Sonnenstaates ist nun einem Priesterfürsten anvertraut, der HOH oder auch SOL genannt, oder mit ☉ bezeichnet wird. In ihm ruht alle Gewalt: unter ihm aber stehen drei weltliche Herrscher oder Beamte: Pon, Sin, Mor (von Potestas. Sapientia, Amor = Macht, Weisheit und Liebe, vgl. das obige Gedicht!) für Krieg, für Wissenschaft und für alles, was Erzeugung und Ernährung betrifft; alle vier können nur freiwillig zurücktreten, wenn sie selbst einen Tüchtigern bezeichnen. Diese Organisation ist nun — 1611! — höchst merkwürdig. Nicht nur der Versuch, die Leitung des Staates in die Hände

einer wissenschaftlich gebildeten Theokratie zu legen, ist in einer Zeit beachtenswert, in der nicht gerade hohe Bildung von den Regierenden gefordert wurde, sondern vor allem neu ist der unsrer Zeit ganz geläufige Gedanke einer systematischen Realeinteilung der Staatsverwaltung. Pon, Sin und Mor sind sozusagen die ersten modernen Fachminister, von denen wir in der Geschichte der Staatswissenschaften hören.

In diesem Staatswesen der Solarier ist nun ein festes Prinzip die Grundlage, aus dem die Konsequenzen so scharf wie von keinem andern Schriftsteller gezogen sind; es ist die Gemeinschaft. Einen weitergehenden Kommunismus haben auch die Saint-Simonisten und andre Richtungen dieses Jahrhunderts nicht zu erdenken vermocht. Eigne Wohnung, eigne Weiber, eigne Kinder zu haben — das ist die Wurzel alles Übels. Hier ist die Gemeinschaft durchaus geordnet, alle Willkür überwunden. Die Eigenliebe ist aus der Welt geschieden, es bleibt nur der amor communitatis. Am krassesten tritt dies inbezug auf das Ehe- und Bevölkerungswesen hervor. Das ist natürlich eine der wichtigsten Angelegenheiten dieses Staates. So hat denn der Minister Mor eine Reihe männlicher und weiblicher Beamten, insbesondre einen gelehrten Doktor der Medizin, den magister generationis zur Seite, und diese suchen die Paare aus und führen sie zu glückverheißender Stunde, wobei die Astrologen raten müssen, zusammen. Mit einem unglaublichen Cynismus ist dies ausgeführt: in keinem Staatsromane finden wir Auslassungen, wie die, in denen sich der sinnliche Mönch des Südens ergeht. Amor generationis primum curam gerit, ut ita copulentur masculi foeminis quod optimam edant prolem. Ac irrident nos qui generationi canum et equorum studiosam nauamus curam, humanam vero negligimus . . . .

Quoniam dum exercentur palestra more priscorum Lacedaemonum nudantur omnes masculi ac foeminae;

Magistri inspoctantes norunt qui potentes sint quique flacci ad coitum. Et quorum membra quibuscum foemineis congruunt membris, et ita post ubi bene loti sunt, Veneri operam dant, tertia quaque nocte, et non copulant foeminas grandes ac pulchras nisi grandibus ac studiosis viris, et pingues mácribus, et macres pinguibus, ut bene temperentur et utiliter: Vesperi pueri accedunt, et sternunt Thalamos. Dehinc dormitum vadunt, sicuti eis jubet magister et magistra. Nec coitu perfruuntur generatores antequam digerant cibum et orent Deum. Sunt in cubiculis formosae statuae virorum illustrissimorum quos inspectant mulieres; mox per fenestras contuentes celum rogant Deum ut prolem concedat prestantem, in duabus cellis seorsum dormiunt usque ad horam coitus: et tunc surgens Magistra utriusque ostium de foris aperit. Hanc horam Astrologi et Medicus determinant, ac nituntur captae rtempus quo Venus et Mercurius sint a Sole Orientales in domo benigna etc. etc. . . . (p. 149. 152 der Folioausgabe.)

So seltsam dies alles scheint, so muß doch zugestanden werden, daß diese obrigkeitlichen Veranstaltungen zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts nur eine Konsequenz des Prinzips sind. Demgemäß werden auch die Kinder, sobald sie entwöhnt sind, dem Staate übergeben, und, sowohl Knaben wie Mädchen, in körperlichen Übungen und mechanischen Künsten gleich erzogen. Hier zeigt sich nun wieder etwas durchaus charakteristisches: der Verfasser ist ein Mann, der hoch über seiner Zeit steht, vielseitig und vorahnend! Der Unterricht ist ein ganz eigenartiger — da ist nicht das alte Trivium und Quadrivium, da beginnt man nicht mit der Lektüre der Klassiker — nein, die modernste realistische Richtung, Mathematik, Naturwissenschaften, Anschauungsunterricht treten in den Vordergrund. Der Minister des öffentlichen Unterrichts ist nämlich auf den vortrefflichen Einfall gekommen, die Wände der Stadt bemalen zu lassen,

und wer den Kreuzgang des Inselhotels in Konstanz kennt, wird sich ungefähr vorstellen können, wie Campanella sich die Sache dachte. In der Kuppel des Tempels sind die Sterne, im ersten Ringe mathematische Figuren, Alphabete, Landkarten und ethnographische Darstellungen, ebenso folgen Mineralien, Pflanzen, Tiere u. s. w., der sechste Ring ist den mechanischen Künsten, Werkzeugen, Erfindungen gewidmet; die siebente Wand ist ein Bilderatlas der Weltgeschichte, da sind Weise, Kriegsmänner, Gesetzgeber aller Zeiten und Völker abgebildet. Das ist das Buch, das der Jugend des Sonnenstaats zum Unterricht geboten wird. Hierdurch wird das große Buch der Natur ergänzt, von dem Campanella einmal sagt: „Die Welt ists Buch, drin seines Sinns Ideen der Ew'ge schrieb, ist ein lebend'ger Tempel, darin nach seinem Bildnis und Exempel lebend'ge Säulen rings und Bilder stehn."

Hat auf diese Weise jeder sein Talent entfaltet, so tritt er als thätiges Glied in die Gemeinschaft ein. Das gemeinschaftliche Leben ist aufs genaueste geregelt, ein erweitertes Kloster. Landbau, Arbeit in den Werkstätten, kriegerische Übungen wechseln miteinander ab. Die sich in irgend einem Fache auszeichnen, werden zu Magistraten befördert; wer die größte Zahl von Gewerben versteht und am besten betreibt, ist der angesehenste; „denn man lacht über die Verachtung, die wir für die Handwerker haben, und über die Achtung, die die bei uns genießen, die in Müßiggang leben und eine Menge von Dienern halten." Jeder arbeitet nur vier Stunden (das geht ganz gut, so wird dem erstaunten Hörer begründet, denn in Neapel arbeiten gegenwärtig von siebzigtausend Einwohnern überhaupt nur fünfzehntausend, freilich länger und schwerer). Die Produkte werden in die gemeinsamen Vorratshäuser abgeliefert. Die Mahlzeiten sind gemeinsam, in großen Refektorien,

der Oberarzt macht den Küchenzettel (und zwar wechseln in gleichmäßigem Turnus Fisch, Fleisch und Vegetabilien, der Weingenuß wird verschmäht), die jüngern Leute bedienen (gerade wie bei Bellamy), die Magistrate erhalten größere Portionen, aber nicht für sich selbst — sondern um besonders Fleißigen einen Extrabissen zukommen zu lassen. Der Rest des Tages ist heiterm Spiel und geistiger Ausbildung gewidmet: doch sind Spiele im Sitzen unbekannt, alle sind mit Bewegung verbunden. Überall findet die strengste Leitung durch die Beamten statt. Sie sind mit der größten Gewalt ausgestattet und üben eine summarische Strafrechtspflege (Zivilrechtspflege giebt es selbstverständlich nicht), wobei jeder Fall binnen drei Tagen in allen Instanzen erledigt ist. Die Strafen sind zunächst poenae medicinales wie im kanonischen Rechte, sodann der Verweis und die Todesstrafe; wer sich im Kriege einer Insubordination schuldig macht, wird wilden Tieren vorgeworfen. Die Beamten sind zugleich Beichtväter. Campanella hat nämlich auf bewundernswerte Weise die Bedingungen seines Systems erkannt: einmal im Jahre findet eine Ohrenbeichte statt, von unten herauf bis zu den obersten Beamten, und in die Kuppel des Tempels hinauf wird dann ein Priester gezogen, der lange dort oben schwebt und endlich die Sühne der Gottheit herabbringt. Welches diese Gottheit sei, ist schwer zu sagen. Vor allem verehren die Solarier, die Bewohner dieses Staates, die Sonne: aber in ihrer Religion erscheint ganz und gar die Metaphysik Campanellas. Sie glauben an Einen Gott, aber dieser Eine erscheint in „Weisheit, Macht und Liebe" — eine neue Dreieinigkeit. Vieles und seltsames wird da am Schlusse des Gespräches über Unsterblichkeit, Erbsünde und Christentum gesprochen, dazwischen aber tauchen überall die Andeutungen über Sternseherkunst auf, deren Ideen

damals übrigens, in der Zeit des Kometen von 1615, alle Welt beherrschten. (Wallenstein!) Daß der Papst gegen die Astrologen vorgeht, können die Solarier nicht begreifen. Eine neue Epoche ist im Anzuge, die neue Welt ist von den Spaniern entdeckt worden, auf daß alle Völker Christen würden: die Sternseher erkennen die Ausbreitung des Evangeliums in diesen neuen Erdteilen, sein Bestehen in Italien und Spanien, sein Wanken in Deutschland und in den nordischen Staaten; „doch will ich diese Prophezeiung nicht wiederholen, da es unser Papst in seiner Weisheit aus triftigen Gründen verboten hat."

In diesem Satze liegt wohl die Lösung für vieles, was uns in diesem Gespräche auffällt; dem Verfasser schließt die Furcht vor der Kirche den Mund, und über Religion und Astrologie scheint er nicht alles zu sagen, was er sagen möchte. Immer kühner wird der Gedankenflug am Schlusse. Die Bürger der Sonnenrepublik werden dank der ruhigen und regelmäßigen Lebensweise ein Alter von zweihundert Jahren erreichen und noch dazu die Kunst entdecken, sich nach siebzig Jahren zu verjüngen. Der Mensch wird durch die Lüfte fliegen und die entferntesten Sterne unterscheiden. Man wird die Pferde ohne Zügel lenken, und Pflüge sehen, die durch Segel in Bewegung gesetzt werden, ja man hat sogar Schiffe erfunden — in der That hat man schon im siebzehnten Jahrhundert gerade daran gedacht —, die ohne Segel und Ruder, nur mit Hilfe von Rädern die Wogen durchschneiden. Der Hospitalarius bittet: „Warte, warte ein wenig" und wünscht Erklärung. Der Genuese antwortet: „Es geht nicht" und entfernt sich, und das Werk bricht damit ab. . . .

Man sieht, der Dominikanermönch verkennt und stürzt nicht nur die Gesetze der moralischen Natur, er setzt sich auch über die der physischen Welt hin-

weg. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß in diesem Spiele der Phantasie ein genialer Ernst liegt. Es dürfte bemerkt werden, was auffallenderweise fast überall unerwähnt bleibt, daß sich in Campanellas Schriften, im dritten Teile seiner philosophia realis eine gelehrte Rechtfertigung des „Sonnenstaats" in allen Einzelheiten findet. Da ist eine Beweisführung angetreten, wie man sie heute eben nicht mehr liest. Sie erinnert zum Teil an die Art und Weise, wie die Scholastiker ihre Ansichten begründeten. In einzelnen Artikeln und Unterfragen wird in scharf dialektischer Weise fast jeder einzelne Punkt verteidigt, jeder Einwand zurückgewiesen, jede Ansicht aus Bibel, Kirchenvätern, Philosophie und andern Quellen belegt. „Derartiges ist überflüssig," heißt es zuerst, „weil es doch unmöglich ist." Das ist unrichtig, wird eingewendet, denn erstens ist es nicht unmöglich, wie das Leben der ersten Apostel beweist, und zweitens kommt es für ein „Ideal" nicht darauf an, ob es war, ist, sein wird — Ideale müssen aufgestellt werden, damit man Zielpunkte habe! Dann wird die Lage am Äquator gerechtfertigt, eine Erörterung, die heute — man denke an Kaiser-Wilhelm-Land — nicht wunderbar erscheint. Der Einwand, „die eignen Bürger würden mit dieser Zucht und Tugend nicht zufrieden sein," wird wiederum mit Hinweis auf das Klosterleben entkräftet. Die Gütergemeinschaft wird mit einem ganzen Arsenal von Citaten aus Psalm 115 und Luk. 6, Ovid und Plato, Ambrosius und Gratian verteidigt, und es ist wahr, daß Campanella zuerst das Gefühl der Ehre, der Pflicht, der Vaterlandsliebe als genügende Triebfeder aller Thätigkeit hinstellt — eine Idee, die kaltblütig immer und immer wiederholt wird, obwohl sie die Erfahrung der Jahrhunderte leider Lügen straft. Und endlich wird auf fünf Folioseiten die Weibergemeinschaft, ja die völlige Promiskuität der Geschlechter, selbst die

Verbindung mit Mutter, Schwestern u. s. w. (freilich Begriffe, die im Sonnenstaate eine andre Bedeutung haben) als natürliches Recht hingestellt in einer Weise, die uns schamlos erscheint, und die die Wiedergabe dieses Abschnittes unmöglich macht: hier kann man wahrlich an das „ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode“ erinnert werden.

Man muß es Campanella lassen, daß er seine kühnen Ideen mit rücksichtsloser Konsequenz durchgeführt hat. Es sind viele große Gedanken in seinem Werke niedergelegt, Gedanken, denen sich die moderne Staatsentwicklung in mancher Hinsicht genähert hat — so der Versuch, die Erziehung auf empirische Kenntnis zu gründen, die materielle Arbeit zu ihrem Mittelpunkte zu machen, alle menschlichen Thätigkeiten als ein organisches Ganzes zu fassen. Ja einzelne Gedanken des phantastischen Kalabresers sind heute überall ausgeführt — kann man z. B. in jenen Zeichnungen in den Säulenhallen zum Anschauungsunterrichte der Bürger nicht Vorbilder unsrer Museen erblicken? Der Gedanke einer systematischen Realeinteilung der Staatsverwaltung war neu und lag damals, bei jenem Durcheinander von Zuständigkeiten, wie es aus der Verwaltungsorganisation im siebzehnten Jahrhundert bekannt ist, nicht gerade nahe. Das sind interessante Einzelheiten. Sehen wir aber auf die Grundlage und Ausführung des Ganzen, so müssen wir sagen, daß die „Sonnenstadt“ der vollständigste, radikalste und logischste Ausdruck des kommunistischen Systems ist: der Verfasser, der den Blick für die wirkliche Welt verloren hatte, konnte die Promiskuität der Geschlechter, die Gütergemeinschaft, den inquisitorischen Despotismus am besten auseinandersetzen, da er selbst in einer Gesellschaft lebte, wo Gütergemeinschaft herrschte. Die Stadt der Solarier ist ein großes K l o s t e r, wo alle nach strenger Regel leben; die Regierung ist eine kirchliche

Hierarchie, Mäßigkeit und Armut sind die Gelübde, die alle ablegen, die Armut aber des Einzelnen soll den Reichtum des Ganzen zur Folge haben, und so ist Campanella der geistige Urheber aller jener krassen Ideen, die von Fourier, Bebel und andern bis auf den heutigen Tag vertreten werden — keiner aber hat ihn an Kühnheit übertroffen.





Gegenbild aus schwäbischem Pfarrhaus

Tommaso Campanella hat außer dem Sonnenstaate noch eine zweite Schrift „über die spanische Monarchie“ (de monarchia hispanica) verfaßt. Er sieht wohl ein, daß jenes Ideal, das er gezeichnet hat, nicht zu verwirklichen ist, und er möchte doch so gern die Völker Europas einem Zustand entgegenführen, der jenem philosophischen Ideale nahekommt. Aber Campanella ist eine Erscheinung voller Gegensätze. Diese zweite Schrift verhält sich zur ersten nicht wie Platons Ausführungen zu seinen Grundlagen; vielmehr treten uns aus der „Monarchia“ ganz andre Meinungen entgegen, als man sie nach dem Gespräche über den luftigen Gedankenstaat erwarten sollte. Während Campanella dort im Fabellande die Grundlagen der römischen Kirche stürzt und eine „Hierarchie der Kapazitäten“ gründet, bietet er hier allen erfinderischen Scharfsinn auf, um eine Weltmonarchie mit spanischer Waffengewalt unter Oberherrschaft des Papstes zu schaffen.[38]) Durch die konservativsten Mächte der damaligen Welt hofft er seine — radikalen Ideen um so sicherer zu erreichen! Das Haupt der Welt, das O, der Großmetaphysikus, das soll

der Papst sein. Er vereinigt in sich geistliche und weltliche Gewalt. Den Spaniern hat Gott die neue Welt geschenkt, daß sie die Ketzer ausrotten und alles dem Papste unterwerfen sollen. Alle Völker Europas werden ein Ganzes, die Unterschiede der Nationalitäten hören auf. Damit verschwinden alle Übel, aller Streit, alle Kriege, aller Mangel, alle Not — die allgemeine Gütergemeinschaft herrscht, und überall walten Glück und Zufriedenheit. Hier offenbaren sich die wahren Gedanken des römisch-katholischen Priesters — das ist also das soziale und Staatsideal unter dem Einen Haupte — sollte die Lektüre Campanellas nicht auch für die nächste Zukunft interessant sein?

Über die Vorschläge, welche der Staatsphilosoph zur Erreichung dieses Zieles macht und welche rücksichtsloseste Gewalt und gemeinste List in sich vereinigen, muß man staunen, um so mehr staunen, wenn man entdeckt, daß ihn am meisten die Ausrottung der Ketzerei in Deutschland beschäftigt. Lassen wir uns belehren, wie dies am besten möglich sei. Der tiefblickende Mönch weiß zwei Mittel:

1. Man säe Zwietracht unter den deutschen Fürsten, was ein leichtes Geschäft sei. 2. Man verstopfe die Quellen der Ketzerei, den Humanismus, die klassische Bildung. Die deutschen Ingenia sollen nur mit Mathematik und Naturwissenschaften beschäftigt werden — sie dürfen weder Griechisch noch Hebräisch treiben. — Wie überrascht sind wir durch diese Bemerkung, die uns mehr lehrt als ein Dutzend Tagesbroschüren über die leidige Schulfrage! — Zeigen sich aber trotz jener einseitigen Ernährung mit Realien unter den Deutschen doch noch besondre Talente, so wird man sie veranlassen, nach Amerika zu gehen, um dort das südliche Kreuz zu beobachten und die Philosophie des . . Campanella und des Telesius zu studieren! . . .

„Wenn wir bedenken, daß alle diese Projekte, durch das Haus Habsburg eine römisch-katholische Universalmonarchie herzustellen, wenige Jahre vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges geschrieben sind, daß die Verbindung der römisch-katholischen Reichsfürsten sich in eben dem Momente vollzog, in dem der Rat dazu im Kerker zu Neapel niedergeschrieben wurde, so begreifen wir, daß es sich hier nicht um müssige Kombinationen eines exaltierten Schwärmers handelt, sondern daß die Art, wie sich in diesem vielumfassenden Kopfe die damalige Weltlage spiegelte, eine tiefere historische Bedeutung beanspruchen darf, und daß in den zum Teil mit naiver Unverschämtheit ausgesprochnen Wünschen und Hoffnungen des Dominikaners nur die immer wiederkehrenden Konsequenzen eines der Grundgedanken sich enthüllen, aus deren Konflikt die Weltgeschichte besteht, des Gedankens, daß nur durch Vernichtung des persönlichen Willens und der individuellen Freiheit eine sittliche Ordnung möglich ist.“ [33])

Der gefangene Mönch konnte seine Schriften in Neapel nicht zum Druck bringen: er gab die wichtigsten Manuskripte einem Freunde, Tobias Adami mit. Das führte merkwürdigerweise dazu, daß die ersten Männer, die von den Ideen Campanellas ergriffen wurden, sich in Deutschland und zwar in einem ganz protestantischen Gebiet, in Württemberg, finden. Jener Tobias Adami lernte 1618 in Tübingen den schreibseligen Juristen Besold und dessen Freund, den Theologen Andreae kennen und teilte ihnen die Manuskripte mit; Besold übersetzte die spanische Monarchie, Andreae ließ sich zu einer Nachbildung des Sonnenstaates verleiten. [34])

Das Leben dieses Johann Valentin Andreae bildet ein förmliches Gegenstück zu dem Campanellas. Da ist nicht jenes unbändige Denken, nicht jenes unstete Wesen. Dieses Leben verfließt im ganzen ruhig,

es ist das Leben eines schwäbischen Pfarrers. Und dieser Pfarrer Andreae ist selbst der Sohn eines Pfarrers und der Enkel des berühmten bei Abfassung der Konkordienformel verdienten Jakob Andreae. Er wurde am 17. August 1586 zu Herrenberg geboren. 1601 starb sein Vater und die Mutter zog mit ihm nach Tübingen. Als Student geriet er dort in schlechte Gesellschaft. Er verließ daher, jedoch schon mit der venia concionandi, die Eberhard-Karl-Universität und wurde Reisebegleiter der jungen Freiherrn von Catianer, die zu Lauingen, einer schon damals gesunkenen hohen Schule, studierten. Nach einigen Jahren bat er um ein geistliches Amt, das ihm ein für allemal abgeschlagen wurde, und so fristete er sein Leben als Privatlehrer, dachte wohl auch an die akademische Laufbahn. Schon war er im Begriff, diesen Gedanken auszuführen, als infolge einer tückischen Krankheit (1610) die ganze Universität sich auflöste und nach Calw und Herrenberg flüchtete. Er ging daher auf Reisen und brachte längere Zeit in Genf zu. Dieser Aufenthalt wirkte offenbar auf Andreaes ganze Anschauung ein, und diese Wirkung ist auch in der Utopie, die er schrieb, zu erkennen. Die calvinische Kirchenverfassung, jene eigentümliche Verquickung geistlicher und weltlicher Gewalt, ganz besonders die strenge Regelung der Kirchenzucht muß auf den Jüngling einen großen Eindruck gemacht haben. Er nennt in seiner Autobiographie das Sittengericht, das alle Sitten und auch die kleinsten Ausschweifungen wöchentlich untersucht, zuerst durch die Aufseher in den Stadtvierteln, dann durch die Ältesten u. s. w., eine „besondre Zierde,“ die er nie vergessen werde, und er strebte sein Lebtag danach, etwas Ähnliches in den deutschen Kirchen einzuführen. Zurückgekehrt, wird er einige Zeit Hauslehrer bei der Familie von Gemmingen, macht dann 1612 noch eine große Reise nach Ulm, Linz, Wien

und Italien, und erhält endlich 1614, 28 Jahre alt, die kleine Pfarre zu Vaihingen an der Enz. Die erste Periode seines Lebens ist hiermit abgeschlossen. Gekräftigt durch schwere Kämpfe mit sich selbst und mit widrigen Schicksalen tritt der Mann nach kränklicher Kindheit und kümmerlicher Jugend in seinen rechten und wahren Beruf ein, voll heiliger Begeisterung für die Förderung des Reiches Gottes und der Kirche Christi, aber auch ergriffen von der Fülle dichterischen Lebens, womit die Sänger aller Zeiten ihn überströmten.

Hier in Vaihingen (1614—1620) entstanden die meisten seiner Schriften. 1620—1639 war Andreae dann Dekan in Calw, wo ihn die Leiden des dreißigjährigen Krieges trafen, und wo er fast alles verlor; 1639 wurde er Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart, 1650 Prälat in Bebenhausen, 1654 Abt in Adelberg mit Sitz in Stuttgart, wo er am 27. Juni 1654 starb. Seine humane und patriotische Wirksamkeit in den Nöten des dreißigjährigen Krieges und sein theologischer Freimut sind Lichtpunkte in jener trüben Periode unsrer Geschichte. Andreae verspottete den Zug der Zeit zu mystischen und alchymistischen Gesellschaften und wollte die Stiftung eines echt christlichen Freundschaftsbundes (Rosenkreutzer) anregen. Als Geistesverwandter Johann Arnds ist er wohl der „schwäbische Arnd" genannt worden. Er hat sich durch seine unermüdliche Wirksamkeit für ein lebendiges evangelisches Christentum und echte, das Herz ergreifende, den ganzen Menschen durchdringende Frömmigkeit in der protestantischen Kirchengeschichte einen ehrenvollen Namen gemacht, aber auch in der deutschen Litteratur nimmt er eine hervorragende Stelle ein. Seine Schriften zeigen fruchtbare Phantasie, vielseitige Auffassung und einen gewissen Hang zur Satire. Das geht aus vielen seiner Gedichte hervor, so z. B. aus dem Menippus, hundert Gesprächen, die die

Laster der Zeit geißeln — ein Buch, das wert wäre, an der Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts erneuert zu werden. Hier nur einige Proben aus dem zweiundneunzigsten Gespräche, dem „Füllhorn," aus dem jedem Stande etwas gegeben werden soll, nachdem ihm etwas genommen ist. A. Was den Fürsten? B. Geben würde ich ihnen zehnmal mehr Religion, nehmen würde ich ihnen die Verschwendung. A. Was den Räten? B. Mehr Gemüt, weniger Privatvorteil. A. Was den Ratsherren? B. Mehr Erfahrung, weniger Ausflüchte. Was den Theologen? Mehr Beispiel, weniger Ehrgeiz. Was den Rechtsgelehrten? Mehr Gewissen, weniger Gewinn. Was den Ärzten? Mehr Erfahrung, weniger Neid. Was den Professoren? Mehr Hirn, weniger Hochmut. Was den Studierenden? Mehr Lektüre, weniger Aufwand. Was den Geschichtsschreibern? Mehr Klugheit, weniger Fabeln. Was den Grammatikern? Mehr Besoldung, weniger Vokabeln. Was den Malern? Mehr Naturkunde, weniger Sittenlosigkeit. Was den Bildhauern? Mehr Anatomie, weniger Staub. Was den Vorgesetzten? Mehr Gesetze, weniger Willkür. Was den Kaufleuten? Mehr Reue, weniger Reichtum. Was den Unterthanen? Mehr Gebet, weniger Neugierde — und so geht es seitenlang fort, bis es heißt: „Hast du endlich genug geträumet?" „O mehr als genug, da wir doch diese alle so, wie wir sie haben, behalten müssen."

Noch charakteristischer ist folgende Parabel über die nackte Wahrheit: Die Wahrheit, eine einfache und freisinnige Göttin, ging nackt umher und erinnerte die, welche ihr begegneten, an ihre Irrtümer und an ihre Häßlichkeit. Dies wurde sehr übel aufgenommen und nicht nur mit Worten, sondern auch mit Schlägen vergolten. Schon war ihr ganzer Körper voll Flecken und Striemen, als sie einen alten Freund, den Äsop, antraf. Als sie ihn sah und sich beklagte, sprach er:

Unglückliche, wenn du so fortfährst, wirst du kaum noch einen Tag leben. Aber die Wahrheit erwiderte seufzend: Was soll ich thun, mein Freund? Schweige ich, so spornt mich Gott, rede ich, so schlagen mich die Menschen; murmle ich, so quälen mich die Klügler, traure ich, so lachen mich die Buben. Darauf sprach Äsop: Es stünde dir, dächte ich, frei, nicht so ganz nackt einherzugehen; so nimm dir doch dieses Gewand der Märchen und Fabeln, wenn auch zu keinem andern Nutzen, denn daß du weniger Schläge erduldest. . . .

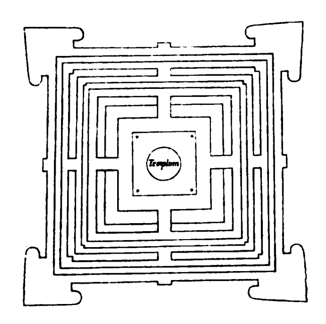
Diese prächtige Parabel giebt uns auch einen Schlüssel zu seinen Dichtungen. Er wählte selbst vielfach die Form der Fabel, des Märchens — Sinnbilder, Allegorien, Personifikationen sind bei ihm häufig, wie sie ja überhaupt die Liebhaberei des siebzehnten Jahrhunderts bilden, dessen Schriftsteller sich mehr in mühsamer Ausbildung des Kleinen gefielen, als in künstlerischer Darstellung eines großen und kräftigen Lebens versuchten. Zwei der Andreaeschen Dichtungen sind von besonderm Interesse, man möchte sie als kirchliche und staatliche Allegorie bezeichnen. Das eine ist die „Christenburg,“ ein Werk, das wohl in den „Litteraturgeschichten“ noch erwähnt wird, aber doch erst vor etwa fünfzig Jahren der Vergessenheit entrissen und übersetzt wurde; das andre die Nachbildung des Sonnenstaates. Jenes ist eine Erzählung des Ursprungs und des Wachstums, der innern Zerwürfnisse und der äußern Drangsale der christlichen Gemeinde. Auch die C h r i s t e n b u r g liegt, wie die andern Phantasiestaaten, auf einer einsamen Insel im Weltmeere, auf die sich alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Sie war gut verwahrt, bis untreue Hüter sie der Welt öffneten. Nun wird ein Schloß, Lautereck, errichtet, das auch genügenden Schutz gewährt, so lange Friede im Innern waltet. Dieser Friede aber weicht bald der Zwietracht, und Zwistigkeiten

entstehen unter den Bürgern; das macht sich der Antichrist zu nutze und rückt heran. Eine unverständige Verteidigung wird nachlässig vorbereitet: die mißmutigen Bürger fürchten die Schlacht, und einige raten zur Übergabe. Da tritt ein Greis auf, der predigt, wie wahre Rettung nur durch Änderung der Gesinnung kommen könne. Er führt die Hörer mitten hinein in die Grundsätze der christlichen Heilslehre, um dadurch die drei Hauptanführer der Feinde: Trotz, Heuchelei und unnützes Geschwätz zu bewältigen. Der Alte muß sich erst Spott und Einreden gefallen lassen, aber bald verstummen diese — ein ernster Sinn regt sich — alle schließen sich aneinander — wie als der Sturm der Feinde naht, verschwindet ihnen Burg und Schloß im Nebel. Die Feinde verschieben den Angriff zum nächsten Tage, aber in der Nacht fällt das göttliche Gericht auf sie, sie geraten unter einander in Kampf, die Elemente toben darein und reißen Unzählige in den Abgrund. Die Bürger der Christenburg sehen am Morgen die Trümmer des kostbaren Lagers und die zahllosen Leichen der Feinde und stimmen Dankes- und Siegeshymnen an, in denen das „Ein feste Burg" durchklingt. Das ist in vierzig Gesängen zu je fünfzig Zeilen ausgeführt — eine christliche Epopöe, eine große Parabel.

Vielleicht weniger ansprechend, aber in seiner Art doch interessant und für unsre Zwecke wichtiger ist das andre Werk: Reipublicae Christianopolitanae descriptio (1619), worin das Musterbild eines christlichen Staates entworfen wird, ganz nach Morus und Campanella, aber durchaus evangelisch. So erscheint dies Werk als dritter der Staatsromane an der Schwelle der neuen Zeit. Der biedre Schwabe tritt neben den feurigen Italiener und den staatsmännischen Briten, neben den phantastischen Dominikaner und den feinen Humanisten der evangelische

Pfarrer. (Das ist übrigens eine Seltenheit, denn merkwürdigerweise bekennen sich die meisten dieser Träumer — sofern sie nicht in neuster Zeit dem Judentume zugehören — zur römischkatholischen Kirche.) Andreae hat seine Schrift Johann Arnd zugeeignet, „da diese neue Stadt ihm ihr Dasein verdanke, denn sie ist aus jenem großen Jerusalem, welches du mit erhabnem Geiste gegen den Willen klügelnder Sophisten erbaut hast, als eine kleine Kolonie ausgeführt."

Die Schilderung beginnt wie immer mit dem Schiffbruch. Die Reisenden werden in etwas seltsamer, aber höchst liebenswürdiger Weise einer drei-



fachen Untersuchung unterworfen. Es wird zunächst festgestellt, ob sie nicht Bettler, Landstreicher, Tagediebe u. s. w. seien, sodann findet eine körperliche Untersuchung und schließlich eine sittliche Prüfung (über die ingenii cultura) statt, ob sie sich selbst beherrschen können u. s. w. Dann werden die Schiffbrüchigen in die Stadt eingelassen, die nun ebenfalls auf einer Insel liegt und ganz quadratisch gebaut ist. Sie ähnelt sehr der Sonnenstadt, und es ist dem Buche ein genauer Plan beigedruckt, auf dem mit größter Sorgfalt die Lage aller einzelnen Gebäude angegeben ist. Die Beschreibung des äußern Ansehns der Stadt kann uns wohl erlassen werden. Das Leben auch

in diesem Lande ist ein „Himmel auf Erden," Privateigentum existiert nicht, und die Arbeiten werden ebenso verteilt wie die Nahrungsmittel: denn gemeinsame Mahlzeiten giebt es hier nicht, weil bei ihnen Unmäßigkeit und Lärmen unvermeidlich sind. Aber der selige Zustand dieses Christenstaates beruht nicht auf solchen äußern Einrichtungen, sondern auf der Moral und dem Glauben der Bewohner. Es tritt doch sehr hervor, daß ein deutsch-evangelischer Pfarrer dieses Ideal gezeichnet hat. Dreimal am Tage läßt der Dichter öffentliche Andachten stattfinden, die niemand, außer aus zwingenden Gründen, versäumen darf. Mit großer Ausführlichkeit wird der Inhalt zweier Tafeln mitgeteilt, die das Glaubensbekenntnis — dreizehn Punkte — und einen Sittenkodex enthalten: für den Theologen bieten diese beiden Kapitel (28, 29) viel Interessantes. Überhaupt finden wir, daß, wo religiöse Fragen hineinspielen, der Verfasser wärmer wird, während wir von manchen andern Abschnitten einen recht pedantischen Eindruck erhalten. Mit den Reisenden lernen wir die Christenstadt ziemlich genau kennen. Wir werden vorbei an den Äckern und Bergwerken geführt, die sich an den entferntern Gestaden finden, werden durch die Gärten geführt, die die Stadt umgeben und teils gemeinsam, teils von Einzelnen bewirtschaftet werden. Wir besuchen die verschiednen wissenschaftlichen Anstalten, die naturwissenschaftlichen Museen, die Werkstätte für mathematische Instrumente, die Malerakademie, von der jedes schlüpfrige Gemälde ferngehalten wird, die ausgezeichnete Bibliothek — denn jene Bürger schreiben auch Bücher, „aber nicht aus Eitelkeit, sondern nur in christlichem Sinne" (nulla famae fame) — und die Druckerei, wobei der Verfasser die nette Bemerkung macht, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst unsrer Zeit nicht nur zum Heile, sondern auch zum Nachteile gereiche. (Was würde

er erst heute zum „Ozean von Druckerschwärze“ sagen, der sich bei manchen Gelegenheiten beschmutzend über die Lesewelt ergießt!) Neben dem Zeughause liegt der Staatsschatz. Das Geld ist freilich im innern Verkehr unbekannt, aber für den Verkehr mit dem Auslande nötig. Wir sehen uns eine Münze an; sie trägt als Wappenbild Adler und Kreuz und die Umschriften: „Ist Gott für uns, wer [nicht was] mag wider uns sein“ und „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.“

Wir betreten nun die Schulen. Etwa der vierte Teil des Werkes ist diesen gewidmet, und doch ist dieser Teil offenbar meistens gar nicht oder zu wenig gewürdigt worden. Es ist ja nicht sehr amüsant, was da vorgetragen wird, aber es ist teilweise sehr belehrend, teilweise erbaulich. Die Lehrer sollen aus den Besten des Volks genommen, die Jugend sowohl für den Staat wie für das zukünftige Leben vorbereitet werden. Was ist der Zweck aller Erziehung? Dreifach ist dieser Zweck: Gottesfurcht, Sittlichkeit, Geisteszucht! Die letzte wird erreicht durch Latein, Griechisch und Hebräisch. Vor allem aber — und diese trefflichen Worte könnten auch heute in den Gymnasien beachtet werden! — ist die übergroße Mannigfaltigkeit (das multa!) zu vermeiden, wodurch der Geist zerstreut wird. Die Knaben werden vormittags, die Mädchen nachmittags unterrichtet, und auch hier wird für die gleiche Ausbildung des weiblichen Geschlechts eingetreten. Später wird über die einzelnen Fächer gesprochen und z. B. betont, daß die Naturwissenschaften durchaus christlich gelehrt werden können und sollen, eine Anschauung, die uns an die Drummondsche Auffassung mahnt. Auch der Musik wird hoher Wert beigelegt, doch wie immer tritt auch hier der einseitig religiöse Standpunkt des Verfassers hervor; die Hauptsache ist die religiöse Musik. Da zieht bei unserm Gange durch die Stadt ein öffentlicher Chor, je zwei und zwei, an uns vor-

über und singt Psalm 127 — man sieht, das ist die „Kurrende," die damals allgemein bekannt war und gegenwärtig in der deutschen Reichshauptstadt wieder eingeführt wird. Auch von den höhern Schulen erfahren wir Einiges, wobei, wie gewöhnlich, die Jurisprudenz schlecht wegkommt — man braucht eben dort keine Juristen. Es wird zwar etwas römisches Recht gelehrt, aber . . . . . es ist mehr Ehrensache, es zu treiben! Schließlich kommen wir zum Tempel, einem mächtigen Gebäude von 316 Fuß Umfang und 70 Fuß Höhe. Kein andres Bildwerk als das des gekreuzigten Erlösers findet sich hier. Gottesdienst, Predigt, Sakramente, Kirchenstrafen (Exkommunikation ist als schwerste Strafe bekannt) werden ausführlich dargestellt. Im Tempel befindet sich auch das Prytaneum, der Raum, wo Wahlen, Gesetzesverkündigungen, Gesandtschaftsempfänge vorgenommen werden, und der mit größtem Glanze ausgestattet ist. Unter den Heroen der Weltgeschichte, die hier aufgestellt sind, bemerken wir Friedrich von Sachsen und Christoph von Württemberg.

Auch dem Hohenpriester, der einer der Herrschenden ist, werden die Reisenden vorgestellt. Die Regierungsgewalt ist nämlich bei einem Triumvirate, einem Priester, einem Richter und einem Minister für die Wissenschaften. Dieses Triumvirat ist offenbar aus Campanella entnommen, aber nicht sehr glücklich umgestaltet. Die Eigenschaften dieser drei Gewalthaber werden außerordentlich gepriesen und überdies ihre Gemahlinnen allegorisch dargestellt. Abialdon ist das Ideal eines Priesters, und zwar eines „christlichen, nicht eines römischen." Seine Gattin ist das Gewissen, und was über sie gesagt wird, erinnert auffallend an das Lob eines tugendsamen Weibes in den Sprüchen Salomonis 31. Der genaue Bericht, daß der Priester einen Gehilfen Achban habe, der die Kasualien verwaltet, und die Bemerkung, daß dieser

und Italien, und erhält endlich 1614, 28 Jahre alt, die kleine Pfarre zu Vaihingen an der Enz. Die erste Periode seines Lebens ist hiermit abgeschlossen. Gekräftigt durch schwere Kämpfe mit sich selbst und mit widrigen Schicksalen tritt der Mann nach kränklicher Kindheit und kümmerlicher Jugend in seinen rechten und wahren Beruf ein, voll heiliger Begeisterung für die Förderung des Reiches Gottes und der Kirche Christi, aber auch ergriffen von der Fülle dichterischen Lebens, womit die Sänger aller Zeiten ihn überströmten.

Hier in Vaihingen (1614—1620) entstanden die meisten seiner Schriften. 1620—1639 war Andreae dann Dekan in Calw, wo ihn die Leiden des dreißigjährigen Krieges trafen, und wo er fast alles verlor; 1639 wurde er Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart, 1650 Prälat in Bebenhausen, 1654 Abt in Adelberg mit Sitz in Stuttgart, wo er am 27. Juni 1654 starb. Seine humane und patriotische Wirksamkeit in den Nöten des dreißigjährigen Krieges und sein theologischer Freimut sind Lichtpunkte in jener trüben Periode unsrer Geschichte. Andreae verspottete den Zug der Zeit zu mystischen und alchymistischen Gesellschaften und wollte die Stiftung eines echt christlichen Freundschaftsbundes (Rosenkreutzer) anregen. Als Geistesverwandter Johann Arnds ist er wohl der „schwäbische Arnd" genannt worden. Er hat sich durch seine unermüdliche Wirksamkeit für ein lebendiges evangelisches Christentum und echte, das Herz ergreifende, den ganzen Menschen durchdringende Frömmigkeit in der protestantischen Kirchengeschichte einen ehrenvollen Namen gemacht, aber auch in der deutschen Litteratur nimmt er eine hervorragende Stelle ein. Seine Schriften zeigen fruchtbare Phantasie, vielseitige Auffassung und einen gewissen Hang zur Satire. Das geht aus vielen seiner Gedichte hervor, so z. B. aus dem Menippus, hundert Gesprächen, die die

Laster der Zeit geißeln — ein Buch, das wert wäre, an der Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts erneuert zu werden. Hier nur einige Proben aus dem zweiundneunzigsten Gespräche, dem „Füllhorn," aus dem jedem Stande etwas gegeben werden soll, nachdem ihm etwas genommen ist. A. Was den Fürsten? B. Geben würde ich ihnen zehnmal mehr Religion, nehmen würde ich ihnen die Verschwendung. A. Was den Räten? B. Mehr Gemüt, weniger Privatvorteil. A. Was den Ratsherren? B. Mehr Erfahrung, weniger Ausflüchte. Was den Theologen? Mehr Beispiel, weniger Ehrgeiz. Was den Rechtsgelehrten? Mehr Gewissen, weniger Gewinn. Was den Ärzten? Mehr Erfahrung, weniger Neid. Was den Professoren? Mehr Hirn, weniger Hochmut. Was den Studierenden? Mehr Lektüre, weniger Aufwand. Was den Geschichtsschreibern? Mehr Klugheit, weniger Fabeln. Was den Grammatikern? Mehr Besoldung, weniger Vokabeln. Was den Malern? Mehr Naturkunde, weniger Sittenlosigkeit. Was den Bildhauern? Mehr Anatomie, weniger Staub. Was den Vorgesetzten? Mehr Gesetze, weniger Willkür. Was den Kaufleuten? Mehr Reue, weniger Reichtum. Was den Unterthanen? Mehr Gebet, weniger Neugierde — und so geht es seitenlang fort, bis es heißt: „Hast du endlich genug geträumet?" „O mehr als genug, da wir doch diese alle so, wie wir sie haben, behalten müssen."

Noch charakteristischer ist folgende Parabel über die nackte Wahrheit: Die Wahrheit, eine einfache und freisinnige Göttin, ging nackt umher und erinnerte die, welche ihr begegneten, an ihre Irrtümer und an ihre Häßlichkeit. Dies wurde sehr übel aufgenommen und nicht nur mit Worten, sondern auch mit Schlägen vergolten. Schon war ihr ganzer Körper voll Flecken und Striemen, als sie einen alten Freund, den Äsop, antraf. Als sie ihn sah und sich beklagte, sprach er:

Unglückliche, wenn du so fortfährst, wirst du kaum noch einen Tag leben. Aber die Wahrheit erwiderte seufzend: Was soll ich thun, mein Freund? Schweige ich, so spornt mich Gott, rede ich, so schlagen mich die Menschen; murmle ich, so quälen mich die Klügler, traure ich, so lachen mich die Buben. Darauf sprach Äsop: Es stünde dir, dächte ich, frei, nicht so ganz nackt einherzugehen; so nimm dir doch dieses Gewand der Märchen und Fabeln, wenn auch zu keinem andern Nutzen, denn daß du weniger Schläge erduldest. . . .

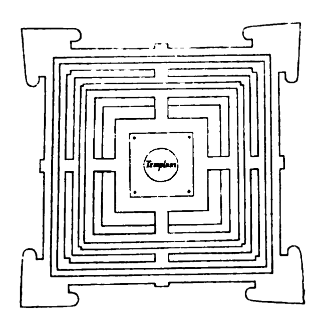
Diese prächtige Parabel giebt uns auch einen Schlüssel zu seinen Dichtungen. Er wählte selbst vielfach die Form der Fabel, des Märchens — Sinnbilder, Allegorien, Personifikationen sind bei ihm häufig, wie sie ja überhaupt die Liebhaberei des siebzehnten Jahrhunderts bilden, dessen Schriftsteller sich mehr in mühsamer Ausbildung des Kleinen gefielen, als in künstlerischer Darstellung eines großen und kräftigen Lebens versuchten. Zwei der Andreaeschen Dichtungen sind von besonderm Interesse, man möchte sie als kirchliche und staatliche Allegorie bezeichnen. Das eine ist die „Christenburg," ein Werk, das wohl in den „Litteraturgeschichten" noch erwähnt wird, aber doch erst vor etwa fünfzig Jahren der Vergessenheit entrissen und übersetzt wurde; das andre die Nachbildung des Sonnenstaates. Jenes ist eine Erzählung des Ursprungs und des Wachstums, der innern Zerwürfnisse und der äußern Drangsale der christlichen Gemeinde. Auch die Christenburg liegt, wie die andern Phantasiestaaten, auf einer einsamen Insel im Weltmeere, auf die sich alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Sie war gut verwahrt, bis untreue Hüter sie der Welt öffneten. Nun wird ein Schloß, Lautereck, errichtet, das auch genügenden Schutz gewährt, so lange Friede im Innern waltet. Dieser Friede aber weicht bald der Zwietracht, und Zwistigkeiten

entstehen unter den Bürgern; das macht sich der Antichrist zu nutze und rückt heran. Eine unverständige Verteidigung wird nachlässig vorbereitet: die mißmutigen Bürger fürchten die Schlacht, und einige raten zur Übergabe. Da tritt ein Greis auf, der predigt, wie wahre Rettung nur durch Änderung der Gesinnung kommen könne. Er führt die Hörer mitten hinein in die Grundsätze der christlichen Heilslehre, um dadurch die drei Hauptanführer der Feinde: Trotz, Heuchelei und unnützes Geschwätz zu bewältigen. Der Alte muß sich erst Spott und Einreden gefallen lassen, aber bald verstummen diese — ein ernster Sinn regt sich — alle schließen sich aneinander — wie als der Sturm der Feinde naht, verschwindet ihnen Burg und Schloß im Nebel. Die Feinde verschieben den Angriff zum nächsten Tage, aber in der Nacht fällt das göttliche Gericht auf sie, sie geraten unter einander in Kampf, die Elemente toben darein und reißen Unzählige in den Abgrund. Die Bürger der Christenburg sehen am Morgen die Trümmer des kostbaren Lagers und die zahllosen Leichen der Feinde und stimmen Dankes- und Siegeshymnen an, in denen das „Ein feste Burg" durchklingt. Das ist in vierzig Gesängen zu je fünfzig Zeilen ausgeführt — eine christliche Epopöe, eine große Parabel.

Vielleicht weniger ansprechend, aber in seiner Art doch interessant und für unsre Zwecke wichtiger ist das andre Werk: Reipublicae Christianopolitanae descriptio (1619), worin das Musterbild eines christlichen Staates entworfen wird, ganz nach Morus und Campanella, aber durchaus evangelisch. So erscheint dies Werk als dritter der Staatsromane an der Schwelle der neuen Zeit. Der biedre Schwabe tritt neben den feurigen Italiener und den staatsmännischen Briten, neben den phantastischen Dominikaner und den feinen Humanisten der evangelische

Pfarrer. (Das ist übrigens eine Seltenheit, denn merkwürdigerweise bekennen sich die meisten dieser Träumer — sofern sie nicht in neuster Zeit dem Judentume zugehören — zur römischkatholischen Kirche.) Andreae hat seine Schrift Johann Arnd zugeeignet, „da diese neue Stadt ihm ihr Dasein verdanke, denn sie ist aus jenem großen Jerusalem, welches du mit erhabnem Geiste gegen den Willen klügelnder Sophisten erbaut hast, als eine kleine Kolonie ausgeführt.“

Die Schilderung beginnt wie immer mit dem Schiffbruch. Die Reisenden werden in etwas seltsamer, aber höchst liebenswürdiger Weise einer drei-



fachen Untersuchung unterworfen. Es wird zunächst festgestellt, ob sie nicht Bettler, Landstreicher, Tagediebe u. s. w. seien, sodann findet eine körperliche Untersuchung und schließlich eine sittliche Prüfung (über die ingenii cultura) statt, ob sie sich selbst beherrschen können u. s. w. Dann werden die Schiffbrüchigen in die Stadt eingelassen, die nun ebenfalls auf einer Insel liegt und ganz quadratisch gebaut ist. Sie ähnelt sehr der Sonnenstadt, und es ist dem Buche ein genauer Plan beigedruckt, auf dem mit größter Sorgfalt die Lage aller einzelnen Gebäude angegeben ist. Die Beschreibung des äußern Ansehns der Stadt kann uns wohl erlassen werden. Das Leben auch

in diesem Lande ist ein „Himmel auf Erden,“ Privateigentum existiert nicht, und die Arbeiten werden ebenso verteilt wie die Nahrungsmittel: denn gemeinsame Mahlzeiten giebt es hier nicht, weil bei ihnen Unmäßigkeit und Lärmen unvermeidlich sind. Aber der selige Zustand dieses Christenstaates beruht nicht auf solchen äußern Einrichtungen, sondern auf der Moral und dem Glauben der Bewohner. Es tritt doch sehr hervor, daß ein deutsch-evangelischer Pfarrer dieses Ideal gezeichnet hat. Dreimal am Tage läßt der Dichter öffentliche Andachten stattfinden, die niemand, außer aus zwingenden Gründen, versäumen darf. Mit großer Ausführlichkeit wird der Inhalt zweier Tafeln mitgeteilt, die das Glaubensbekenntnis — dreizehn Punkte — und einen Sittenkodex enthalten: für den Theologen bieten diese beiden Kapitel (28, 29) viel Interessantes. Überhaupt finden wir, daß, wo religiöse Fragen hineinspielen, der Verfasser wärmer wird, während wir von manchen andern Abschnitten einen recht pedantischen Eindruck erhalten. Mit den Reisenden lernen wir die Christenstadt ziemlich genau kennen. Wir werden vorbei an den Äckern und Bergwerken geführt, die sich an den entferntern Gestaden finden, werden durch die Gärten geführt, die die Stadt umgeben und teils gemeinsam, teils von Einzelnen bewirtschaftet werden. Wir besuchen die verschiednen wissenschaftlichen Anstalten, die naturwissenschaftlichen Museen, die Werkstätte für mathematische Instrumente, die Malerakademie, von der jedes schlüpfrige Gemälde ferngehalten wird, die ausgezeichnete Bibliothek — denn jene Bürger schreiben auch Bücher, „aber nicht aus Eitelkeit, sondern nur in christlichem Sinne“ (nulla famae fame) — und die Druckerei, wobei der Verfasser die nette Bemerkung macht, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst unsrer Zeit nicht nur zum Heile, sondern auch zum Nachteile gereiche. (Was würde

er erst heute zum „Ozean von Druckerschwärze" sagen, der sich bei manchen Gelegenheiten beschmutzend über die Lesewelt ergießt!) Neben dem Zeughause liegt der Staatsschatz. Das Geld ist freilich im innern Verkehr unbekannt, aber für den Verkehr mit dem Auslande nötig. Wir sehen uns eine Münze an; sie trägt als Wappenbild Adler und Kreuz und die Umschriften: „Ist Gott für uns, wer [nicht was] mag wider uns sein" und „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit."

Wir betreten nun die Schulen. Etwa der vierte Teil des Werkes ist diesen gewidmet, und doch ist dieser Teil offenbar meistens gar nicht oder zu wenig gewürdigt worden. Es ist ja nicht sehr amüsant, was da vorgetragen wird, aber es ist teilweise sehr belehrend, teilweise erbaulich. Die Lehrer sollen aus den Besten des Volks genommen, die Jugend sowohl für den Staat wie für das zukünftige Leben vorbereitet werden. Was ist der Zweck aller Erziehung? Dreifach ist dieser Zweck: Gottesfurcht, Sittlichkeit, Geisteszucht! Die letzte wird erreicht durch Latein, Griechisch und Hebräisch. Vor allem aber — und diese trefflichen Worte könnten auch heute in den Gymnasien beachtet werden! — ist die übergroße Mannigfaltigkeit (das multa!) zu vermeiden, wodurch der Geist zerstreut wird. Die Knaben werden vormittags, die Mädchen nachmittags unterrichtet, und auch hier wird für die gleiche Ausbildung des weiblichen Geschlechts eingetreten. Später wird über die einzelnen Fächer gesprochen und z. B. betont, daß die Naturwissenschaften durchaus christlich gelehrt werden können und sollen, eine Anschauung, die uns an die Drummondsche Auffassung mahnt. Auch der Musik wird hoher Wert beigelegt, doch wie immer tritt auch hier der einseitig religiöse Standpunkt des Verfassers hervor; die Hauptsache ist die religiöse Musik. Da zieht bei unserm Gange durch die Stadt ein öffentlicher Chor, je zwei und zwei, an uns vor-

über und singt Psalm 127 — man sieht, das ist die „Kurrende," die damals allgemein bekannt war und gegenwärtig in der deutschen Reichshauptstadt wieder eingeführt wird. Auch von den höhern Schulen erfahren wir Einiges, wobei, wie gewöhnlich, die Jurisprudenz schlecht wegkommt — man braucht eben dort keine Juristen. Es wird zwar etwas römisches Recht gelehrt, aber . . . . . es ist mehr Ehrensache, es zu treiben! Schließlich kommen wir zum Tempel, einem mächtigen Gebäude von 316 Fuß Umfang und 70 Fuß Höhe. Kein andres Bildwerk als das des gekreuzigten Erlösers findet sich hier. Gottesdienst, Predigt, Sakramente, Kirchenstrafen (Exkommunikation ist als schwerste Strafe bekannt) werden ausführlich dargestellt. Im Tempel befindet sich auch das Prytaneum, der Raum, wo Wahlen, Gesetzesverkündigungen, Gesandtschaftsempfänge vorgenommen werden, und der mit größtem Glanze ausgestattet ist. Unter den Heroen der Weltgeschichte, die hier aufgestellt sind, bemerken wir Friedrich von Sachsen und Christoph von Württemberg.

Auch dem Hohenpriester, der einer der Herrschenden ist, werden die Reisenden vorgestellt. Die Regierungsgewalt ist nämlich bei einem Triumvirate, einem Priester, einem Richter und einem Minister für die Wissenschaften. Dieses Triumvirat ist offenbar aus Campanella entnommen, aber nicht sehr glücklich umgestaltet. Die Eigenschaften dieser drei Gewalthaber werden außerordentlich gepriesen und überdies ihre Gemahlinnen allegorisch dargestellt. Abialdon ist das Ideal eines Priesters, und zwar eines „christlichen, nicht eines römischen." Seine Gattin ist das Gewissen, und was über sie gesagt wird, erinnert auffallend an das Lob eines tugendsamen Weibes in den Sprüchen Salomonis 31. Der genaue Bericht, daß der Priester einen Gehilfen Achban habe, der die Kasualien verwaltet, und die Bemerkung, daß dieser

„Diakonus“ gar nicht hochmütig sei, wollen wir dem biedern schwäbischen Diakonus zu gute halten. Der Judex ist der Richter und Verwalter, seine Frau repräsentiert die Vernunft (Ratio), sein Unterstaatssekretär ist der Modus. Die Gattin des dritten Ministers aber ist die Wahrheit. Man sieht, es ist ganz das allegorische Spiel jener Zeit. Daß in diesem christlichen Staate alle ein frommes und gottseliges Leben führen, bedarf kaum der Erwähnung. Es ist die christliche Ethik, die uns in diesem ganzen Werke bei allen Schilderungen entgegentritt. Bei der Geburt eines Kindes erscheinen die Freunde der Eltern, um zu gratulieren, daß ein Bürger für den Himmelsstaat geboren sei, und um zu kondolieren wegen des Erdenleides, das ihm bevorsteht. Die Ehen, bei deren Schließung nur auf Tugend, nicht auf Mitgift gesehen, und die Notwendigkeit der elterlichen Einwilligung (offenbar im Gegensatz zum römisch-katholischen Kirchenrechte!) betont wird, werden nur kirchlich eingesegnet, Hochzeitsschmäuse werden vermieden. Den Tod nennen sie Schlaf. Naht er, so erfolgen öffentliche Gebete für den Sieg des christlichen Kämpfers, Viele strömen herbei, um der Sterbeszene beizuwohnen und dem Tode ins Antlitz zu schauen. Das Gesicht des Verstorbnen wird bei der Beisetzung nicht verhüllt, die Angehörigen dürfen keine Trauerkleidung anlegen; keine Klage, keine Erinnerung soll stattfinden, kein Grabhügel wird aufgeworfen; ein einfaches eisernes Kreuz bezeichnet die Stelle, wo der Tote in die Erde gesenkt ist.

Das ist alles in hundert meist kurzen Kapiteln dargestellt, aber man muß gestehen, etwas lehrhaft, etwas pedantisch. Die genau hundert ziemlich gleichmäßigen Kapitel machen einen trocknern Eindruck, als dieser kurze Auszug. Es ist ein schlichtes, eintöniges Buch, zu dessen Abfassung der schwäbische Pfarrer eben nur durch die Einsicht in das Manu-

skript Campanellas veranlaßt sein konnte. Offenbar ist der evangelische Pfarrer sittlich entrüstet gewesen über Campanellas alle Individualität vernichtende Grundanschauung und über den Cynismus seiner Ausführung. So hat er sich daran gesetzt, ein Gegenstück zu schreiben, das ja freilich weit langweiliger ist, und dem die pikanten Erörterungen des Mönches fehlen. Einerseits finden wir eine fast sklavische Anlehnung an Campanella in Bezug auf die Anlage der Stadt, die Gütergemeinschaft, die geringe Arbeit, die gemeinschaftliche Erziehung, die öffentlichen Sammlungen u. s. w. Andrerseits aber stehen die Grundgedanken doch überall im Gegensatze zu denen des Sonnenstaates; und so langweilig die Ausführung vielfach ist, so muß man doch die edle Gesinnung anerkennen, die unsern Valentin Andreae leitet. Der eintönige Refrain ist: die Rückkehr zu Gott und die Versenkung in die Gnade Christi, und das ist freilich nicht so fesselnd zu einer Utopie zu verarbeiten wie jene Axiome des Mönches: in dem Kontraste dieser beiden Werke tritt uns eben der alte und immer neue Gegensatz „katholischer und protestantischer Sittlichkeit" entgegen. An die Stelle der Eroberungslust Campanellas tritt sittliche Selbstzucht, an die Stelle der anstößigen Liederlichkeit des Kalabresers gottesfürchtige Betrachtungen, an die Stelle des Großmetaphysikus mit seinen Fürsten ein Triumvirat, dessen eines Glied allzusehr an den schwäbischen Pfarrer erinnert. Ja, gerecht werden kann diesem Dichter überhaupt nur, wer die Eigenheiten des Schwabenlandes und der schwäbischen Pfarrhäuser kennt und versteht, und deshalb muß uns das einseitige Urteil Robert von Mohls über seinen Landsmann besonders auffallen; es läßt sich nur erklären aus dem geringen religiösen Verständnisse dieses Publizisten. Was über die Gattin des Priesters, die Conscientia, gesagt wird, könnte seinem Inhalte nach in einer Erzählung von Ottilie

Wildermuth stehen — es ist eben die kleinbürgerliche württembergische Gemeinde, die hier zu einem Staatsideal verarbeitet ist, und es ist richtig gesagt worden, daß das Werk Andreaes sich zu dem Campanellas verhalte wie Vaihingen an der Enz zu — Rom!

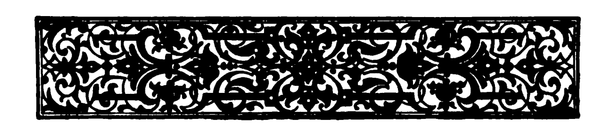
Immerhin ist der ziemlich einsam gebliebne Versuch beachtenswert, einem erdichteten staatlichen Zustande die Durchführung evangelischer Sittlichkeit zu Grunde zu legen. Harmlos erscheint die Umarbeitung des Sonnenstaates durch den schwäbischen Diakonus, wenn man die Nachwirkungen der Ideen Campanellas auf Besold vergleicht. Dieser schreibselige Jurist neigte zur römischen Kirche und übersetzte die „spanische Monarchie.“ Wir schreiben das Jahr 1620! Da giebt dieser Übersetzung der eben entbrennende Religionskrieg einen gefährlichen Hintergrund. Besold gehört zu den Juristen, die alle Fragen gleichzeitig mit „ja“ und mit „nein“ oder mit „je nachdem“ beantworten. Schließlich überläßt er die Entscheidung dem Himmel selbst. So auch in seinem Leben. Er gelobt nach vierundzwanzigjähriger kinderloser Ehe zur römischen Kirche überzutreten, wenn ihm ein Nachkomme geschenkt wird — und siehe da, sein Wunsch wird erfüllt. Am 1. August 1630 tritt er heimlich, nach der Nördlinger Schlacht, die für Württemberg so unglückliche Folgen hatte, öffentlich zur römischen Kirche über; mit dem Eifer des Konvertiten verwertet er seine „juristischen Kenntnisse,“ um dem Hause Württemberg die eingezognen Klöster zu entreißen. Vier volle Jahre sitzt er noch im Tübinger Senat, ein echter Jesuwiter (as Unkel Bräsig seggt), in dem nur Falsch ist — er endet als Pandektenlehrer in Ingolstadt.[35])

Dem gegenüber erscheint als leuchtendes Bild die Gestalt Andreaes, für den dieser Vaterlandsverrat des alten Freundes der tiefste Schmerz war. In der Zeit, da der erbärmliche Besold seine Religion und sein Vaterland verließ, schrieb Andreae drei Schriften

für die deutsche und protestantische Sache, den Apap, eine allegorische Darstellung aller Greuel, die das Papsttum unserm Vaterlande zugefügt hat, die Anrede der deutschen Fürsten an Gustav Adolf und (1633) die Lobrede auf Gustav Adolf, worin dieser König aus den Wohnsitzen der Seligen den Deutschen Mut zuspricht und also schließt:

> so lange ihr euch selbst genug seid, verkauft euch nicht fremden Krämern, entrichtet euern Befreiern treulich euern Dank; glaubt, daß Gott und nicht die Menschen den Erdkreis regiere; handelt rechtschaffen, klug und tapfer, ihr Deutschen; ich habe euch das Beispiel gegeben, folget mir!





Phantasie wird Wirklichkeit

Etwas von den Jesuiten an den Ufern des Paraguay

Darf ich dich bitten, lieber Leser, mir nun auf festes Land zu folgen, nachdem wir soviel von einsamen Inseln im Ozeane gehört haben? Auf festes Land in wirklichem und in übertragnem Sinne! Alle Litteraturgeschichte hat etwas Eintöniges; selten können Leser und Schriftsteller ihre gelehrten Betrachtungen unterbrechen — wir aber können und wollen dies thun, und obwohl wir versprachen, nichts weiter als schlichte Auszüge zu geben aus den Romanen und Märchen vom Staate, die die Träumer aller Jahrhunderte niedergeschrieben haben, soll es heute heißen: was du geträumt, das wird zu Wirklichkeiten! Du siehst, ich will nicht etwa mit einer Kritik über 1. Morus, 2. Campanella, 3. Andreae kommen — und doch wird, was ich mitteile, eine Kritik sein.

Was soll diese rätselhafte Vorrede bedeuten? Sie soll bedeuten, daß wir einmal von den betrachteten litterarischen Erzeugnissen unsern Blick auf den festen Boden des wirklichen Lebens richten wollen. Es ist nicht richtig, daß dem Juristen, dem Staatswissenschaftler, dem Historiker das mächtigste Mittel

des Naturforschers, das Experiment, fehlt. Denn die Gesetzgebung und Geschichte stellt oft selbst ihre Experimente an — und so geschah es auch mehrfach mit den Utopien. Wer hätte wohl geglaubt, daß die Ideen Campanellas innerhalb eines Menschenalters in ihren wesentlichen Zügen im Innern Südamerikas verwirklicht würden, hätte geahnt, daß der Sonnenstaat sobald aus der Phantasie zum vollen Leben erstehen würde. Das aber ist geschehen: ob dies Experiment geglückt oder gescheitert ist, das darf ich dem gespannten Leser noch nicht verraten — man kann es übrigens zwölf Seiten weiter unten nachschlagen —, aber es ist doch in jedem Falle interessant, hier einmal die Kräfte, die sonst mit- und gegeneinander wirkend das Gewebe der Geschichte bilden, in ihrer „Isolierung," wie der Physiker sagen würde, zu prüfen.

So führe ich dich zum südlichen Wendekreise, etwa genau in die Mitte Südamerikas — es ist die Periode des großen Kometen, der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, die Zeit, in der Campanella und Andreae schrieben. In dieser Zeit wird an den Ufern des Paraguay durch die Jesuiten ein christlich-sozialer Staat gegründet, der dem Ideale Campanellas sehr nahe kommt. Mit Recht bezeichnet daher ein bedeutender Historiker Campanella als einen Geistesverwandten der Jesuiten, denen er eher zuzuzählen sein dürfte, als den Scholastikern seines eignen Ordens. Denn wenn man sich der am Anfange des vorigen Abschnitts erwähnten Äußerungen erinnert, so muß man einsehen, daß dieser Phantast mit den Vätern der Gesellschaft Jesu ganz übereinstimmt in dem Bestreben, den restaurierten, durch die Renaissancebildung erweiterten Katholizismus rücksichtslos durch- und neu einzuführen und in dem fanatischen Wahne, daß Columbus und Cortez nur für die alleinseligmachende Kirche die andre Hemisphäre erschlossen haben.

So lohnt es sich wohl, jenes Schema, das in den Gefängnissen Neapels erdacht wurde und dieses Experiment am Ufer des Paraguay mitten im Zeitalter der Gegenreformation zu vergleichen.[36])

Paraguay war 1515 von Don Juan Dias de Solis erobert worden, und die Spanier hatten dort eine Kolonisierung versucht und eine ganz gute Verwaltung eingeführt. Seit 1586 begannen die Jesuiten einzudringen und an Boden zu gewinnen. Sie suchten das System der „Kommanderien," wonach die Indianer als Hörige einzelnen Großgrundbesitzern überwiesen waren, zu zerstören und zunächst eine Gesetzgebung zur Geltung zu bringen, die von der größten Milde für die Eingebornen durchdrungen war. Sie erlangten Privilegien und Dekrete von Philipp III. zu ihren Gunsten, aber der Gouverneur jener Gebiete, Diego Martin Negroni (1601—15), achtete dies wenig und wies sie auf die Guaycuru und Guarani hin. Dort von den Andes bis zum Küstengebirge, zwischen der Provinz Tucuman, Santa Croce della Sierra und der Statthalterschaft Buenos Ayres, im wesentlichen also an den Ufern des Paraguay (zum Teil des Uruguay und Parana), im Gebiete der damaligen Minuanes, Charruas, Baias, Chiquiti, insbesondre der Guaycuru und Guarani bauten sie ihr Reich, das uns wie ein Traum aus „Tausend und eine Nacht" erscheint.

Die festen Niederlassungen, die sie gründeten, hießen amtlich „Reduktionen," und die Ausschließung der Spanier von diesen wurde durch Privileg erreicht. Diese Reduktionen waren die einzelnen Missionsstationen, die sehr bald zu einunddreißig Bezirken (doctrinae) zusammengefaßt wurden. Die Spitze der Verwaltung bildete der Provinzial zu Cordoba mit vier Consultadoren. Die Geschichte dieser Kolonisierung ist, wie man sich hiernach denken kann, eine Art Missionsgeschichte: man ging nach den Regeln vor,

die der Fachmann aus Schriften über die römische Propaganda kennt. Die Bekehrung war das erste Ziel, und sie erfolgte sehr schnell in der bekannten Manier, durch Berührung mit nassen Tüchern. War auf diese Weise getauft worden, so wurde der Taufschein nach Rom gesandt. Die religiöse Gesinnung wurde erst allmählich erweckt. Das Material für diese Bekehrungsart war vortrefflich. Die Wilden hatten den Nachahmungstrieb der Naturvölker und waren nicht allzuschwer zu lenken. Ihre Religion bestand in dumpfer Scheu vor dem Priester und vor einem schrecklichen unbekannten Etwas. Statt dessen boten die Jesuiten jetzt ein Wesen voll Güte und Freundlichkeit, während sie den Gehorsam gegen die Männer, die als Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit erschienen, geschickt beibehielten und gern kultivierten. Schwieriger war der Kampf gegen die Trunksucht: aber es gelang den Jesuiten, auch diesen Vertilgungskampf durchzuführen. Der Johannisbrotbaum, aus dessen Schoten das berauschende Getränk bereitet wurde, verschwand nach und nach, und die Indianer wurden an den Paraguaythee gewöhnt, der wohl dem neuerdings wieder als Mathee empfohlenen Getränk ähnlich ist. Nach allem scheint es, daß die Guarani das denkbar beste Material für einen Kunstbau nach Campanellaschem Muster, auf durchaus religiöser Grundlage waren. Immerhin ist bewundernswert, welche verhältnismäßig geringe Anzahl von Patres diesen Staat geschaffen und geleitet hat. Er soll in der Blütezeit 300,000 Familien umfaßt haben, während mit der Leitung der einunddreißig Missionen nie mehr als etwa hundert Männer betraut gewesen sind.

Werfen wir nun einen Blick auf diese Niederlassungen. Schon der äußere Anblick der Stadt erinnert ganz an die Sonnenstadt. Ob im Gebirge, ob in der unübersehbaren Steppe, ob in den dichten

Wäldern, ob in der Flußniederung, eine Reduktion sieht aus wie die andre, und die Spanier, die im vorigen Jahrhundert dorthin kamen, meinten, die Indianer gingen deshalb mit solchem Gleichmute dem Tode entgegen, weil ihnen das Leben so wenig Abwechslung biete. Es gab nur Städte, nie unter 2500, zuweilen über 7000 Einwohner zählend — Landbewohner existierten nicht, das hätte die Aufsicht erschwert.

Da liegt die Stadt oder das Siedeldorf vor uns. In der Mitte überragt das Gotteshaus die Masse der gelben Strohdächer, daneben liegen das Kolleg der Väter, die Magazine und Werkstätten. Schnurgerade gehen die Straßen, alle sind mit Bäumen bepflanzt, an ihrem Ende steht meist eine kleine Kapelle. Die ganze Anlage ist quadratisch, Häuserblock reiht sich an Häuserblock, vor den Thoren qualmen die Ziegelöfen, und tönt die Axt und Säge des Zimmermanns. Die ganze Anlage ist statt mit einer Mauer (äußerst praktisch!) mit einer undurchdringlichen Hecke Kakteen umgeben. Außerhalb liegen zunächst die einzelnen zur Benutzung überlaßnen Grundstücke, dann das ungeteilte Ackerland. Welch ein prächtiger Blick über die in tropischer Fülle leuchtenden Gärten mit den von goldgelben Früchten schimmernden Orangenreihen, dann über die Breiten herrlichen Getreides, daneben das Reisfeld mit reifender Frucht, die quadratischen Baumwoll-, die dunkeln Theepflanzungen, und in der Ferne des Zuckerrohrs schwanke Stämme, im Winde sich wiegend. Und überall Leben und geschäftiges Thun. Ruhe nur giebt dem Auge in der wechselnden Pracht ein palmenbeschattetes Bethaus oder ein hochragendes Kreuz. Wahrlich die Anlage ist großartig, alles wie aus einem Gusse, ein Glied an das andre sich fügend, wie ein Organismus, so steht das Bild der Reduktion vor unsern Blicken.

Diese äußere Regelmäßigkeit war nur das Abbild der innern, der des Lebens. Die völlige Verschmelzung des religiösen und des weltlichen Daseins ist der Grundgedanke, straffste Organisation des Gottesdienstes und unbedingte Priesterverehrung, das sind die stärksten Bande des Gemeinwesens. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Behauptung römisch-katholischer Reisender des vorigen Jahrhunderts richtig ist, daß diesen Wilden wenig wahres Christentum beigebracht gewesen sei: sicherlich hatten sich in den Köpfen der bekehrten Indianer althergebrachte Einbildungen und neue Vorstellungen vermischt, und Aberglaube und Zeremonien spielten eine bedeutende Rolle. Messe und Heiligenverehrung machten gewaltige Eindrücke auf die Wilden. Täglich versammelte sich vor Sonnenaufgang die Jugend bis zu den eben erst dem Säuglingsalter entwachsenen Kindern zu Gesang und Gebet, dann folgte die Messe für die Erwachsenen. Um die Vollzähligkeit festzuhalten, wurde jedesmal nachgezählt; in gleicher Weise wurde abends die Andacht gehalten. Sonntags war der Gottesdienst etwas feierlicher; in der Fastenzeit wurden die religiösen Exerzitien im Abenddunkel in den Kirchen vorgenommen, die Askese, „die sonst diesem Kindervolke nicht recht in den Kopf wollte," wurde verwertet, der eine blieb stundenlang in Kreuzesgestalt stehen, ein andrer drückte sich eine Dornenkrone auf die Stirn, und es fehlten nicht die scharfen Selbstgeißelungen bis aufs Blut, denen sich auch Frauen und Mädchen freiwillig unterzogen. Um auf die Sinne zu wirken — schrieb doch ein Pater: „der Glaube muß ihnen durchs Gesicht beigebracht werden" —, bediente man sich der Kunst, aber man verwendete sie nicht nur, sondern man monopolisierte sie geradezu. Während die Wohnstätten jedes Schmuckes entbehrten, sind Kirchen und Feste mit allerlei Putz und Flitterstaat ausgestattet

werden. Der Kirchenbau muß zu hoher Blüte gelangt sein — Stiche, die uns erhalten sind, zeigen Säulenfronten und Halbkuppeln von edlern Formen, als wir sie in den barocken europäischen Jesuitenkirchen finden. Mehr noch als die Baukunst wurde die Musik gepflegt. Überall fand man hohe Vervollkommnung in allen Instrumenten, von dem Orgel- bis zum Geigenspiel, überall geübte Sängerchöre, man möchte sagen Gesangvereine oder „Liederkränze," die die sangeskundigen Väter — es waren stets Deutsche — ins Leben riefen. So ertönten in den Urwäldern Südamerikas die edeln Klänge italienischer und deutscher Kirchenmusik, und es ist merkwürdig, daß, wie Reisende berichten, man noch heute diese Klänge dort vernimmt — die einzige Spur, die sich von jenem Staate erhalten hat. Ebenso wurde der Hang zum Tanze in den Dienst der Religion gestellt und zu Ehren der Jungfrau und des heiligen Ignatius Schaustücke wie der Prachtaufzug der heiligen drei Könige oder der Kampf Michaels mit dem Drachen aufgeführt.

Mit der Religionsverfassung stand die wirtschaftliche Ordnung im engsten Zusammenhange. Die Habgier, die diesen Wilden, wie allen rohen Völkern anhaftete, mußte überwunden werden, und dies gelang durch die völlige Verpönung des Privateigentums.[37]) Alles, alles war „Tupambac," d. h. Sache Gottes — mit diesem Namen täuschte man die Christen über den bösen Trug hinweg und führte sie zum System allgemeiner Versorgung. Es gab nur Gebrauchseigentum. Im übrigen wurden nur ganz unbedeutende Dinge zu freiem vollem Eigentum überlassen, und dabei solche, auf die die Eigentümer gern verzichteten, z. B. durften die Frauen etwas von der geernteten Baumwolle behalten, um sich Extrakleider zu machen — sie verzichteten darauf, weil sie solcher Kleider nicht bedurften und sich die Mühe

der Anfertigung sparten. Wo Ackerland zur eignen Bewirtschaftung übergeben war, fand, damit die Ernte rechtzeitig eingebracht würde, ebenfalls Beaufsichtigung durch den Pater statt — und dies scheint sehr nötig gewesen zu sein. Auch der Begriff des Erbrechts blieb vollkommen unbekannt; noch Jahre nach der Auflösung des Jesuitenstaats war er den Eingebornen nicht klar zu machen, wiederum ein Beweis für den Juristen, daß selbst solche Rechtsbegriffe, die uns als ganz geläufig und als „ewige" erscheinen, historische sind.

Alles Kapital bildete in diesem Staate die Gemeinschaft, der es gehörte. Insbesondre war das Zugvieh nicht Privateigentum. Kein einziges Rind in diesem Lande, das deren ungezählte Mengen besaß, gehörte einem Einzelnen. Jeder Ackermann erhielt jährlich ein Joch Zugtiere, für deren richtige Zurücklieferung er haftete. Da ereignete es sich nun regelmäßig, daß ein solcher mit der unschuldigsten Miene zum Pater kam, um sich neue Ochsen zu erbitten, zur Entschuldigung hinzufügend, er habe sie verloren, oder der Jaguar habe sie zerrissen u. s. w. Man ließ sich nie auf eine Untersuchung ein, man wußte, daß diese Indianer „selbst die schlimmsten Tiger seien" und alles fraßen, was ihnen Eßbares unter die Hände kam, man gab dem Bittenden neue Ochsen, aber zugleich die Weisung, künftig sorgsamer zu sein, und eine tüchtige Tracht Prügel. Außer den Zugtieren wurden zur Feldarbeit nur Esel gestellt — die Pferde blieben den Beamten und der jüngern Kriegsmannschaft vorbehalten. Mit dem Saatkorn verhielt es sich ähnlich wie mit den Ochsen — es mußte oft zum zweiten und zum dritten male geliefert werden, wenn das erstgelieferte von den Gierigen aufgezehrt war. Diese Erscheinungen sind höchst beachtenswert für alle, welche wähnen, daß der Mensch in derartigen Staaten zufrieden sein werde: die Sorge

für den Lebensunterhalt war hier gänzlich vom Einzelnen auf die Gesamtheit abgewälzt, das Fleisch (und zwar überaus reichlich, denn einzelne Missionen hatten über 500000 Stück Rindvieh und 30000 Schafe) wurde jeden zweiten Tag, das Salz, das besonders wertvoll war, Sonntags verteilt (jede Familie erhielt nur einen kleinen Löffel voll) u. s. w. — nichtsdestoweniger kamen jene widerrechtlichen Aneignungen vor.

Das Handwerk war ganz nach den Ratschlägen der Utopisten geregelt, die Arbeit fabrikmäßig geordnet und von den Jesuiten beaufsichtigt. Der Handel beschränkte sich auf Rohprodukte und war der Einrichtung gemäß nur Außenhandel — im Innern gab es nur Umtausch: in dieser großen Hauswirtschaft wurden die Posten nur umgeschrieben, der Staatshandel war die notwendige Folge der kommunistischen Wirtschaftsordnung; nur der Staat selbst, vertreten durch die Jesuiten, trieb Handel, und was man anderwärts „Handelsbilanz" nennt, das stellte sich hier dar als der Reinüberschuß. Aus diesem Zweige des wirtschaftlichen Lebens flossen die großen Schätze des Ordens. Soweit Eingeborne bei Ablieferung der Produkte nach Buenos Ayres mitgenommen werden mußten, wurden sie sorgfältig bewacht und erschienen nur in Begleitung von Patres, die ihnen die wahren Verhältnisse verhüllten. Aus den angegebnen Gründen folgt, daß man im Innern eines Tauschmittels so wenig bedurfte, wie im Sonnenstaate oder der respublica Christianapolitana. Die gemeinsame Erzeugung der Güter und die obrigkeitliche Verteilung von Gütern und Arbeit hatten ein Zahlungsmittel, hatten Geld, unnötig gemacht, und dieses Fehlen des Geldes erschien den Jesuiten als der höchste Triumph ihrer Staatsweisheit — hier war die auri sacra fames überwunden, die Geldgier, der Eigennutz, die Wurzel alles Übels vernichtet. Wenn jede Kirche einige

Realen besaß, die der Bräutigam nach spanischer Sitte der Braut überreichte, und die diese nach Vollendung der Feierlichkeit zurücklieferte, so kann diese seltsame Sitte nur beibehalten worden sein, um die Indianer über die wahre Bedeutung des Begriffes „Geld“ im unklaren zu erhalten.

In diesen wirtschaftlichen Verhältnissen spielte sich das Leben des Indianers eintönig ab, für diese wurde er vorbereitet. Sein ganzes Leben war eine fortgesetzte Erziehung. Diese Erziehung hat für diesen Staat naturgemäß eine ganz andre Bedeutung als für jeden andern Staat, der seinen Bürgern persönliche Freiheit läßt. Die Staatserziehung begann im frühesten Alter. Der Unterricht war geringfügig, es wurde etwas Religionslehre und Heiligenlegende getrieben, nur die begabtesten Guarani lernten lesen und schreiben, einige wenige auch Latein. Wie in andern Missionen wurden auch hier ein paar Bücher, der Katechismus u. s. w. in der Landessprache gedruckt, während im übrigen die kleine Druckerei wohl hauptsächlich dem Bedürfnisse der Patres diente. Nach Beendigung des Unterrichts wurde die gesamte Schar zur Feldarbeit geführt, denn die Erziehung zur Arbeit war das wesentliche. In einzelnen Abteilungen, von ältern Leuten beaufsichtigt, besorgten sie die Felder u. s. w. Jede Abteilung, auch die der Kinder, erhielt jede Woche ihren Heiligen, dem Laubkapellen errichtet wurden. „Einst in unruhiger Kriegszeit — so wird erzählt — erfaßte die Knaben und Mädchen in einer Reduktion die Neigung zu Abenteuern: sie zogen in die Wälder auf dem Gebirge und lebten dort etliche Monate sehr wenig erbaulich; um sich zu ernähren, stahlen sie in den umliegenden Gemeinden sehr viele Kühe und aßen sie auf, bis man sie schließlich wieder zurückholte und die inzwischen eingegangnen Verhältnisse legitimierte. Ihre Heiligen aber hatten die Flüchtlinge nicht vergessen, sie bauten ihnen

die schönsten Laubtempel, hielten Festprozessionen mit ihnen ab und befanden sich also auch in religiöser Hinsicht bei ihrem improvisierten Naturzustande recht wohl."

Den Abschluß der Jugenderziehung bildete die Eheschließung. Die Jünglinge heirateten mit dem siebzehnten, die Mädchen mit dem fünfzehnten Jahre. Zweimal jährlich wurden die Paare zusammengegeben, und alles war ganz schematisch geordnet, wenn auch die äußersten Konsequenzen, die die nicht immer lautere Phantasie Campanellas zog, vermieden worden sind. Es wird uns zwar von den Jesuiten immer wieder versichert, daß die Ehen auf Neigung beruhten, daß es viele musterhafte Ehen gäbe u. s. w. Andrerseits wird geklagt, daß die Ehen mit größter Gleichgiltigkeit behandelt seien: und dafür spricht die Einrichtung des Glöckchens, das in der Nacht ertönte, um die Ehepaare an ihre ehelichen Pflichten zu erinnern.[38]) Gerade auf dem Gebiete des Ehewesens zeigte sich nach der Auflösung des Jesuitenstaates, daß er ein mechanisches Kunstwerk ohne eigne Triebkraft gewesen ist. Die ärgsten sittlichen Mißstände rissen ein, die Gemeinschaft der Güter wurde auf den Besitz der Weiber ausgedehnt, und man hat den allgemeinen Schluß gezogen, daß die Gütergemeinschaft notwendig zur Zerstörung der Familie führen mußte.

Dieses ganze Staatsleben war auf fortwährendes Eingreifen der Patres berechnet, sie waren die Regierenden, bei ihnen war die Souveränität, bei ihnen deren Zeichen, die Strafgewalt. Im Beichtstuhle verfügte der Pater Bußen, als Richter Strafen: wo das Eigentum aufhört, sind es natürlich mehr moralische Vergehen, die zu ahnden sind, Recht und Moral flossen in diesem Staate ineinander, die Scheidung der Strafen in vergeltende und bessernde (poenae vindicativae und medicinales), wie sie

das kanonische Rechtsbuch kennt, trat auch hier hervor (z. B. in dem Fortschaffen „Unverbesserlicher“ jenseits des Parana) — aber die Jesuiten haben die Wünsche des Philosophen hier weit übertroffen, denn während Campanella zum Teil grausame Strafmittel empfahl, wurden hier auch für schwerste Fälle kirchliche Zuchtmittel (Schläge, Haft) angewendet. Die Portugiesen bewunderten, wie die Indianer sich niederwarfen, ihre fünfundzwanzig Streiche empfingen und die Hand des Paters oder Corregidors küßten! Dies erinnert fast an das „Küssen der Rute“ im deutschen Mittelalter. Die „Corregidoren“ waren die Gehilfen der Patres und wurden aus dem Volke gewählt. Niemals haben die Jesuiten den Farbigen die Kreise ihrer Aristokratie geöffnet, nie ist einem Guarani die Priesterweihe erteilt worden, aber geschickt haben sie die Stellung des Corregidors geschaffen, die zugleich eine erstrebenswerte Auszeichnung war. Bei diesen Corregidoren ruhte alle amtliche Gewalt — soweit sie nicht den Patres vorbehalten war. Der Corregidor hatte die „Sitten zu untersuchen,“ den Kirchenbesuch zu überwachen, die Arbeit zu beaufsichtigen, die Nahrungsmittel zu verteilen. Zugleich war er Schiedsrichter, Büttel und neben den Kaziken Befehlshaber im Kriege. Denn auch eine tüchtige Kriegsmannschaft hatte dieser Staat, zeitweise bis 30000 Mann, die nach den Berichten der Zeitgenossen gut ausgerüstet waren, größtenteils zu Pferde, in allen Waffen gewandt, die Säbel und Musketen zu führen verstanden, und ebenso noch von ihrer Heidenschaft her Meister im Kampfe mit Schlingen, Pfeil und Bogen waren.

Das ist der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay, an dessen Kunstbau der kerkergewohnte Campanella seine Freude hätte finden müssen. Denn man sieht, dieser Staat auf dem Boden der Wirklichkeit stimmt nicht nur im Prinzip, sondern in

vielen Einzelheiten mit Campanellas Ideal überein; die Regierung des Eigentums, die Staatserziehung, die ganze Verwaltung, der Bau der Stadt, das Ausrücken zur Arbeit — alles das gleicht sich hier wie dort so, daß man annehmen möchte, jenes Ideal sei nicht ohne Einfluß auf diese Staatsgründung gewesen. Wir wissen nur, daß zwei Italiener, Cataldino und Maceta, die Verfassung des Jesuitenstaats entworfen haben, und zwar zu einer Zeit, da Campanella in den Kerkern Neapels schmachtete. Ob sie das Werk ihres Landsmanns kannten, wird schwer festzustellen sein. Gleichviel, die Übereinstimmung ist nicht wegzuleugnen, und diese Übereinstimmung beweist auch, daß jene Ideen zur Zeit des höchsten Aufschwunges der Gegenreformation Wurzel geschlagen hatten — und das ist es, was dem kommunistischen Jesuitenstaate sein Interesse verleiht, es ist eins der interessantesten Experimente, die die Weltgeschichte kennt. Man sollte sich daran erinnern, wenn auch heutzutage die Hilfe der Jesuiten zur Lösung der sozialen Fragen angeboten wird. Hier waren sie gelöst, aber das ganze Missionsgebiet — wir wollen es so nennen, obwohl der Gedanke der Verbreitung des Evangeliums immer mehr zurücktrat —, dieses ganze Gebiet glich einem großen Armenhause, in dem die Indianer gefüttert und gekleidet, amüsiert und erbaut wurden, in dem sie aber arbeiteten, um den Jesuiten die Taschen zu füllen. Es war eine Gesellschaftsbereicherung auf Unkosten der neugewonnenen Christen; der oft wiederkehrende Ausdruck „Gemeinheit" ist nur der klassische Ausdruck für incrementum societatis Jesu, es war die „Encomienda im geistlichen Gewande."

Eine solche Staatsbildung mußte natürlich mit allen Mitteln verteidigt und erhalten werden, und es wäre dankbar, das darzustellen. Es würde uns aber ablenken, und so mag es genügen, einiges Wenige

darüber aus dem Werke des Jesuitenpaters Ibagnez anzuführen. Er zählt in einzelnen Kapiteln die Mittel auf, wodurch die Jesuiten ihr Reich erstens gegen die Kabalen ihres eignen Ordens geschützt haben: man braucht solche Mitglieder, die nicht einsehen, worin das Jesuitenreich bestund, man bemäntelt alles mit einem frommen Vorwande, man schmeichelt den Missionaren u. s. w. Zweitens: Mittel, um das Reich gegen die Spanier zu schützen: man sucht den Spaniern einen falschen Begriff von den Missionen beizubringen und ihnen die Untersuchung der Wahrheit unmöglich zu machen, man hält die ab, die etwa Lust haben, die Missionen zu besuchen, man bedient sich einer unbekannten Sprache, man ist unter sich völlig einig. Schließlich werden auch die Mittel behandelt, wodurch die Jesuiten ihr Reich vor dem von ihren eignen Unterthanen zu befürchtenden Umsturz zu bewahren suchen: sie lernen nichts andres, als was den Jesuiten nützen kann, man macht sich in jeder Gemeine einen Anhang von den Vornehmsten, man verhindert Umgang mit andern Völkern, man hält sie in großer Abhängigkeit. Es heißt darüber u. a.: Von aller ihrer Arbeit haben sie außer dem Unterhalt und armseliger Kleidung gar nichts und sind nicht Meister, das Geringste für sich nach eigner Willkür zu thun. Die Art, wie der Indianer wohnt, die Kammer, da er sich aufhält, die Stunde, da er sich zur Ruhe legen, wieder aufstehen und sich dem Pfarrer zeigen soll, es sei bei Tage oder bei Nacht, die Übungen, die er anstellen, das, was er bei Tage verrichten soll, das schwebende Bett, darinnen er schläft, das Mädchen, das er heiratet, ob er bei ihr, ob von ihr getrennt leben soll, ob er hier oder dort leben soll, mit einem Wort, alle Handlungen hängen nicht von der Wahl des Indianers, sondern vom Befehle des Pfarrers ab, der ihn dazu bestimmt, als ob er ein unbeseelter Klotz oder

eine Maschine wäre, die erst durch eine äußerliche Kraft in Bewegung gesetzt werden muß. Diesem despotischen Willen darf er sich nicht widersetzen, wenn er sich nicht will halb zu Tode prügeln lassen.

Bei einem solchen System konnten zwar äußerliche und vorübergehende Erfolge erreicht werden, nicht aber mehr. Die bedeutendsten Erfolge waren die finanziellen. Der Jesuitenstaat war eine Handelskompagnie. Aber die Bestimmung in dem Privileg Philipps V von 1645, daß sie nur zum Nutzen der Indianer Handel treiben dürften, war nicht beachtet worden, und man nimmt an, daß bei den geringen Unkosten ein Erlös von ein bis zwei Millionen Thalern jährlich aus diesem Staate geflossen, und daß über die Hälfte davon an den Jesuitengeneral abgeliefert worden seien. Den wirtschaftlichen und sittlichen Erfolgen aber wird man mit einiger Zurückhaltung gegenüber stehen. Eine Bevölkerungsvermehrung, die man bei allen kolonialen Unternehmungen als gutes Zeichen betrachtet, fand trotz der günstigsten Bedingungen (keine Sorge für den Haushalt!) nicht statt, und die Sittlichkeit der Indianer bestand nur so lange, als die Leitung vorhanden war. Sobald diese fehlte, brachen alle Laster hervor, und es zeigte sich, daß diese Indianer trotz aller Staatserziehung nicht erzogen waren: sie waren Unmündige, nicht für das Leben, nicht nach der Bestimmung des Menschen auf Erden gebildet.

So war der Sturz dieses Reiches eine Notwendigkeit. Dieser Sturz aber spielt in der Geschichte der weltbeherrschenden Genossenschaft der Jesuiten eine Rolle, die nicht im Verhältnis steht zu seiner wirklichen Bedeutung, sondern ihre Erklärung nur in der prinzipiellen Wichtigkeit findet, die man allgemein der jesuitischen Gründung beimaß. Man kann sogar sagen, daß die Aufhebung des Jesuitenordens damit im Zusammenhang steht. Nachdem

schon Benedikt XIV. 1741 eine Bulle gegen den Handel der Jesuiten erlassen hatte, schlossen Spanien und Portugal 1750 einen Vertrag, um ihre Gebietssphären in Südamerika festzustellen. Dabei wurde die Herrschaft der Jesuiten „entdeckt," und ihre Gebiete wurden den Portugiesen gegen San Sacramento abgetreten. Zunächst wagten die Jesuiten einen förmlichen Krieg gegen Portugal, aber ihre Bemühungen scheiterten, da ihnen in dem aufgeklärten und allmächtigen Minister Josephs I., Emanuel Pombal,[39]) ein Gegner erstanden war, dessen Entschluß, den Orden zu verderben, feststand. 1757 erschien die merkwürdige Flugschrift dieses leitenden Ministers: Relãçao abbreviado da Republica de los Jesuitas, ein Bericht über den Jesuitenstaat, der dem gesamten Publikum die Gemeingefährlichkeit der jesuitischen Gründung klarmachte, eine Schrift, die wohl einmal wieder gedruckt und gelesen werden könnte. Es war das erste zündende Geschoß gegen diesen nach Weltherrschaft strebenden Orden. Der Erfolg war ungeheuer. Der Ausdruck „jesuitisches Reich" wurde zum Schibboleth des Kampfes gegen die Jesuiten. Der ihnen zugeschriebne Mordversuch auf den König steigerte die Aufregung. Aktenstücke und Prachtwerke, gelehrte Schriften und Flugblätter erschienen, und nie hat ein Staatsmann in ähnlicher Weise wie Pombal durch eigne Preßthätigkeit die Geister zu erregen verstanden. 1768 wurden die Jesuiten in Paraguay fast alle an einem Tage verhaftet und nach dem Kirchenstaat, meistens nach Faenza, deportiert; Widerstand konnten sie nicht mehr leisten, alle Kultur wurde zerstört, das Gebiet der Missionen dem Urwalde wiedergegeben. Bald darauf erfolgte die Aufhebung des Jesuitenordens.

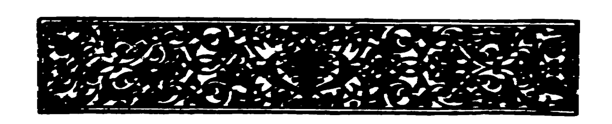
So interessant die Geschichte der Vernichtung dieses christlichsozialen Staates für die Geschichte des Jesuitenordens, so lehrreich ist die Betrachtung

dieser Staatsbildung für unsre Erörterung. Das Ideal, das Campanella gezeichnet hat, läßt sich, wie man sieht, für Wilde, für Indianer verwirklichen — aber dauernde Lebenskraft hat es auch da nicht in sich. Die Philosophen wie die Praktiker des Sonnenstaats kennen nur ein Ziel: Staat und Gesellschaft als Mechanismus zu konstruieren. Hier wie dort ist alles Maß und Zahl, die Willkür hat keinerlei Raum, und die Zentralisation des ganzen Lebens in diesem rechtwinkligen oder konzentrischen Städteringen oder -Quadraten ist nur der Ausdruck tieferer Ideen. Mit dieser Einförmigkeit aber hängt die Einförmigkeit der Menschen — wenn man diese Wesen, die doch höchstens noch wie Menschen aussehen, so nennen will — zusammen. Die Individualitäten sollen vernichtet werden. Mußte Campanella die seltsamsten Vorkehrungen treffen, die bestehenden Verschiedenheiten abzuschleifen, so ging es in Paraguay einfacher: es kam nur darauf an, zu verhindern, daß die Individualitäten sich entwickelten. Das war ziemlich gelungen, denn es fiel den Eroberern im vorigen Jahrhundert auf, wie außergewöhnlich ähnlich sich alle diese Bewohner des Jesuitenstaats sahen. [11])

Es kann nicht als Zufall betrachtet werden, daß fast gleichzeitig, als dieser künstliche Staatsbau in Trümmer zerfällt, im Norden desselben Weltteils ein neuer Staat mit entgegengesetzten Idealen ersteht. Wenige Jahre nach Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay erfolgt die Erhebung der nordamerikanischen Kolonien gegen England. „Auch in Nordamerika haben wir es mit Staaten zu thun, die ursprünglich auf religiöser Grundlage ruhten.“ William Penn zog in seinem Waldbesitz, der später Pennsylvanien hieß, die Konsequenzen der calvinistischen Gemeindeverfassung. „Er und die Seinen sind viel unliebenswürdigere Gestalten als die opferfähigen Väter der Gesellschaft Jesu, auch fielen ihre Resul-

tate nicht so rasch und blendend in die Augen.“ Aber wenn in der Verfassung des betrachteten Staates ein wirtschaftliches und göttliches Ideal, wie es dem Katholizismus vorschwebte, verwirklicht ist, so haben hier Protestanten ein Werk auf festern Grundlagen geschaffen und haben zur Geltung gebracht das eine, was in Religion und Wirtschaft, im Staats- und Rechtsleben „der köstlichste Erwerb der neuen Zeit — diesseits wie jenseits des Ozeans — ist, die Möglichkeit eigner selbständiger Fortentwicklung, die Freiheit des Individuums!“





Neu-Atlantis, Oceana

Von den Kerkern Neapels, von dem schwäbischen Pfarrhause, von den Jesuitenkolonien Südamerikas richten wir unsern Blick wieder nach dem britischen Inselreiche, dessen berühmter Kanzler als der Vater aller Staatsdichtungen der Neuzeit erschien. In den freien Verhältnissen Englands mußte sich mehr als in irgend einem andern Lande Europas die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die gesellschaftlichen Zustände lenken. Während in den kontinentalen Staaten, unter Bourbonen und Habsburgern, jedes Denken über den Staat gefährlich erschien, regte in England die gewaltige Erschütterung des siebzehnten Jahrhunderts die Geister an. In dieser Periode der englischen Geschichte beginnt eine Prosalitteratur von Bedeutung, nachdem die letzten Menschenalter ganz unter dem Banne des größten Dramatikers, den die germanische Welt hervorgebracht, gestanden hatten. Daß auch zur Zeit Shakespeares die utopischen Phantasien von sich reden machten, kann man aus einer Stelle im „Sturm" entnehmen, wo Shakespeare jene Ideale in seiner köstlichen und derben Weise ins Lächerliche zieht:

Gonzalo. Ich wirkte im gemeinen Wesen alles
Durchs Gegenteil: denn keine Art von Handel
Erlaubt ich, keinen Namen eines Amts;
Gelahrtheit sollte man nicht kennen; Reichtum,
Dienst, Armut gäbs nicht; von Vertrag und Erbschaft,
Umzäunung, Landmark, Feld- und Weinbau nichts,
Auch kein Gebrauch von Korn, Wein, Öl, Metall,
Kein Handwerk, alle Männer müßig, alle;
Die Weiber auch; doch völlig rein und schuldlos
Kein Regiment —

Sebastian.
Und doch wollte er König sein!

Antonio. Das Ende seines gemeinen Wesens vergißt seinen Anfang.

Gonzalo. In der gemeinsamen Natur sollt alles
Frucht bringen ohne Müh und Schweiß; Verrat, Betrug,
Schwert, Speer, Geschütz, Notwendigkeit der Waffen
Gäbs nicht bei mir; es schaffte die Natur
Von freien Stücken alle Häll und Fülle,
Mein schuldlos Volk zu nähren.

Sebastian. Keine Heiraten zwischen seinen Unterthanen.

Antonio. Nichts dergleichen Freund; alle los und ledig, Huren und Taugenichtse.

Gonzalo. So ungemein wollt ich regieren, Herr,
Daß es die goldne Zeit verdunkeln sollte.

Welch treffliche Karikierung aller jener Träume, und dann der Schluß: „Du sprichst von nichts zu mir.“[40])

Auch aus einem andern Umstande kann man entnehmen, daß die Utopien in jener Zeit immer noch den Gegenstand der Aufmerksamkeit bildeten, denn auch ein Zeitgenosse Shakespeares schrieb ein Drama „Das goldne Zeitalter,“ dem er dann das silberne, bronzene und eherne Zeitalter folgen ließ.[41])

Wenige Jahre darauf dachte ein andrer Kanzler des britischen Reiches daran, die Utopie seines Amtsvorgängers zu erneuern. Die Würde, die ein Jahrhundert zuvor Thomas Morus bekleidet hatte, erhielt 1518 der große Neugestalter der Wissenschaften, der Philosoph, mit dem die Entwicklung des Empirismus beginnt, ja den neuere Manien sogar mit dem großen Dramatiker identifizieren wollen, Francis

vielen Einzelheiten mit Campanellas Ideal überein; die Regierung des Eigentums, die Staatserziehung, die ganze Verwaltung, der Bau der Stadt, das Ausrücken zur Arbeit — alles das gleicht sich hier wie dort so, daß man annehmen möchte, jenes Ideal sei nicht ohne Einfluß auf diese Staatsgründung gewesen. Wir wissen nur, daß zwei Italiener, Cataldino und Maceta, die Verfassung des Jesuitenstaats entworfen haben, und zwar zu einer Zeit, da Campanella in den Kerkern Neapels schmachtete. Ob sie das Werk ihres Landsmanns kannten, wird schwer festzustellen sein. Gleichviel, die Übereinstimmung ist nicht wegzuleugnen, und diese Übereinstimmung beweist auch, daß jene Ideen zur Zeit des höchsten Aufschwunges der Gegenreformation Wurzel geschlagen hatten — und das ist es, was dem kommunistischen Jesuitenstaate sein Interesse verleiht, es ist eins der interessantesten Experimente, die die Weltgeschichte kennt. Man sollte sich daran erinnern, wenn auch heutzutage die Hilfe der Jesuiten zur Lösung der sozialen Fragen angeboten wird. Hier waren sie gelöst, aber das ganze Missionsgebiet — wir wollen es so nennen, obwohl der Gedanke der Verbreitung des Evangeliums immer mehr zurücktrat —, dieses ganze Gebiet glich einem großen Armenhause, in dem die Indianer gefüttert und gekleidet, amüsiert und erbaut wurden, in dem sie aber arbeiteten, um den Jesuiten die Taschen zu füllen. Es war eine Gesellschaftsbereicherung auf Unkosten der neugewonnenen Christen; der oft wiederkehrende Ausdruck „Gemeinheit“ ist nur der klassische Ausdruck für incrementum societatis Jesu, es war die „Encomienda im geistlichen Gewande.“

Eine solche Staatsbildung mußte natürlich mit allen Mitteln verteidigt und erhalten werden, und es wäre dankbar, das darzustellen. Es würde uns aber ablenken, und so mag es genügen, einiges Wenige

darüber aus dem Werke des Jesuitenpaters Ibagnez anzuführen. Er zählt in einzelnen Kapiteln die Mittel auf, wodurch die Jesuiten ihr Reich erstens gegen die Kabalen ihres eignen Ordens geschützt haben: man braucht solche Mitglieder, die nicht einsehen, worin das Jesuitenreich bestund, man bemäntelt alles mit einem frommen Vorwande, man schmeichelt den Missionaren u. s. w. Zweitens: Mittel, um das Reich gegen die Spanier zu schützen: man sucht den Spaniern einen falschen Begriff von den Missionen beizubringen und ihnen die Untersuchung der Wahrheit unmöglich zu machen, man hält die ab, die etwa Lust haben, die Missionen zu besuchen, man bedient sich einer unbekannten Sprache, man ist unter sich völlig einig. Schließlich werden auch die Mittel behandelt, wodurch die Jesuiten ihr Reich vor dem von ihren eignen Unterthanen zu befürchtenden Umsturz zu bewahren suchen: sie lernen nichts andres, als was den Jesuiten nützen kann, man macht sich in jeder Gemeine einen Anhang von den Vornehmsten, man verhindert Umgang mit andern Völkern, man hält sie in großer Abhängigkeit. Es heißt darüber u. a.: Von aller ihrer Arbeit haben sie außer dem Unterhalt und armseliger Kleidung gar nichts und sind nicht Meister, das Geringste für sich nach eigner Willkür zu thun. Die Art, wie der Indianer wohnt, die Kammer, da er sich aufhält, die Stunde, da er sich zur Ruhe legen, wieder aufstehen und sich dem Pfarrer zeigen soll, es sei bei Tage oder bei Nacht, die Übungen, die er anstellen, das, was er bei Tage verrichten soll, das schwebende Bett, darinnen er schläft, das Mädchen, das er heiratet, ob er bei ihr, ob von ihr getrennt leben soll, ob er hier oder dort leben soll, mit einem Wort, alle Handlungen hängen nicht von der Wahl des Indianers, sondern vom Befehle des Pfarrers ab, der ihn dazu bestimmt, als ob er ein unbeseelter Klotz oder

8*

eine Maschine wäre, die erst durch eine äußerliche Kraft in Bewegung gesetzt werden muß. Diesem despotischen Willen darf er sich nicht widersetzen, wenn er sich nicht will halb zu Tode prügeln lassen.

Bei einem solchen System konnten zwar äußerliche und vorübergehende Erfolge erreicht werden, nicht aber mehr. Die bedeutendsten Erfolge waren die finanziellen. Der Jesuitenstaat war eine Handelskompagnie. Aber die Bestimmung in dem Privileg Philipps V von 1645, daß sie nur zum Nutzen der Indianer Handel treiben dürften, war nicht beachtet worden, und man nimmt an, daß bei den geringen Unkosten ein Erlös von ein bis zwei Millionen Thalern jährlich aus diesem Staate geflossen, und daß über die Hälfte davon an den Jesuitengeneral abgeliefert worden seien. Den wirtschaftlichen und sittlichen Erfolgen aber wird man mit einiger Zurückhaltung gegenüber stehen. Eine Bevölkerungsvermehrung, die man bei allen kolonialen Unternehmungen als gutes Zeichen betrachtet, fand trotz der günstigsten Bedingungen (keine Sorge für den Haushalt!) nicht statt, und die Sittlichkeit der Indianer bestand nur so lange, als die Leitung vorhanden war. Sobald diese fehlte, brachen alle Laster hervor, und es zeigte sich, daß diese Indianer trotz aller Staatserziehung nicht erzogen waren: sie waren Unmündige, nicht für das Leben, nicht nach der Bestimmung des Menschen auf Erden gebildet.

So war der Sturz dieses Reiches eine Notwendigkeit. Dieser Sturz aber spielt in der Geschichte der weltbeherrschenden Genossenschaft der Jesuiten eine Rolle, die nicht im Verhältnis steht zu seiner wirklichen Bedeutung, sondern ihre Erklärung nur in der prinzipiellen Wichtigkeit findet, die man allgemein der jesuitischen Gründung beimaß. Man kann sogar sagen, daß die Aufhebung des Jesuitenordens damit im Zusammenhang steht. Nachdem

schon Benedikt XIV. 1741 eine Bulle gegen den Handel der Jesuiten erlassen hatte, schlossen Spanien und Portugal 1750 einen Vertrag, um ihre Gebietssphären in Südamerika festzustellen. Dabei wurde die Herrschaft der Jesuiten „entdeckt," und ihre Gebiete wurden den Portugiesen gegen San Sacramento abgetreten. Zunächst wagten die Jesuiten einen förmlichen Krieg gegen Portugal, aber ihre Bemühungen scheiterten, da ihnen in dem aufgeklärten und allmächtigen Minister Josephs I., Emanuel Pombal,[39]) ein Gegner erstanden war, dessen Entschluß, den Orden zu verderben, feststand. 1757 erschien die merkwürdige Flugschrift dieses leitenden Ministers: Relãçao abbreviado da Republica de los Jesuitas, ein Bericht über den Jesuitenstaat, der dem gesamten Publikum die Gemeingefährlichkeit der jesuitischen Gründung klarmachte, eine Schrift, die wohl einmal wieder gedruckt und gelesen werden könnte. Es war das erste zündende Geschoß gegen diesen nach Weltherrschaft strebenden Orden. Der Erfolg war ungeheuer. Der Ausdruck „jesuitisches Reich" wurde zum Schibboleth des Kampfes gegen die Jesuiten. Der ihnen zugeschriebne Mordversuch auf den König steigerte die Aufregung. Aktenstücke und Prachtwerke, gelehrte Schriften und Flugblätter erschienen, und nie hat ein Staatsmann in ähnlicher Weise wie Pombal durch eigne Preßthätigkeit die Geister zu erregen verstanden. 1768 wurden die Jesuiten in Paraguay fast alle an einem Tage verhaftet und nach dem Kirchenstaat, meistens nach Faenza, deportiert; Widerstand konnten sie nicht mehr leisten, alle Kultur wurde zerstört, das Gebiet der Missionen dem Urwalde wiedergegeben. Bald darauf erfolgte die Aufhebung des Jesuitenordens.

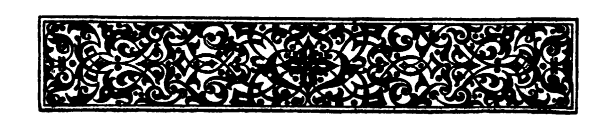
So interessant die Geschichte der Vernichtung dieses christlichsozialen Staates für die Geschichte des Jesuitenordens, so lehrreich ist die Betrachtung

dieser Staatsbildung für unsre Erörterung. Das Ideal, das Campanella gezeichnet hat, läßt sich, wie man sieht, für Wilde, für Indianer verwirklichen — aber dauernde Lebenskraft hat es auch da nicht in sich. Die Philosophen wie die Praktiker des Sonnenstaats kennen nur ein Ziel: Staat und Gesellschaft als Mechanismus zu konstruieren. Hier wie dort ist alles Maß und Zahl, die Willkür hat keinerlei Raum, und die Zentralisation des ganzen Lebens in diesem rechtwinkligen oder konzentrischen Städteringen oder -Quadraten ist nur der Ausdruck tieferer Ideen. Mit dieser Einförmigkeit aber hängt die Einförmigkeit der Menschen — wenn man diese Wesen, die doch höchstens noch wie Menschen aussehen, so nennen will — zusammen. Die Individualitäten sollen vernichtet werden. Mußte Campanella die seltsamsten Vorkehrungen treffen, die bestehenden Verschiedenheiten abzuschleifen, so ging es in Paraguay einfacher: es kam nur darauf an, zu verhindern, daß die Individualitäten sich entwickelten. Das war ziemlich gelungen, denn es fiel den Eroberern im vorigen Jahrhundert auf, wie außergewöhnlich ähnlich sich alle diese Bewohner des Jesuitenstaats sahen.[11])

Es kann nicht als Zufall betrachtet werden, daß fast gleichzeitig, als dieser künstliche Staatsbau in Trümmer zerfällt, im Norden desselben Weltteils ein neuer Staat mit entgegengesetzten Idealen ersteht. Wenige Jahre nach Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay erfolgt die Erhebung der nordamerikanischen Kolonien gegen England. „Auch in Nordamerika haben wir es mit Staaten zu thun, die ursprünglich auf religiöser Grundlage ruhten.“ William Penn zog in seinem Waldbesitz, der später Pennsylvanien hieß, die Konsequenzen der calvinistischen Gemeindeverfassung. „Er und die Seinen sind viel unliebenswürdigere Gestalten als die opferfähigen Väter der Gesellschaft Jesu, auch fielen ihre Resul-

tate nicht so rasch und blendend in die Augen." Aber wenn in der Verfassung des betrachteten Staates ein wirtschaftliches und göttliches Ideal, wie es dem Katholizismus vorschwebte, verwirklicht ist, so haben hier Protestanten ein Werk auf festern Grundlagen geschaffen und haben zur Geltung gebracht das eine, was in Religion und Wirtschaft, im Staats- und Rechtsleben „der köstlichste Erwerb der neuen Zeit — diesseits wie jenseits des Ozeans — ist, die Möglichkeit eigner selbständiger Fortentwicklung, die Freiheit des Individuums!"





Neu-Atlantis, Ozeana

Von den Kerkern Neapels, von dem schwäbischen Pfarrhause, von den Jesuitenkolonien Südamerikas richten wir unsern Blick wieder nach dem britischen Inselreiche, dessen berühmter Kanzler als der Vater aller Staatsdichtungen der Neuzeit erschien. In den freien Verhältnissen Englands mußte sich mehr als in irgend einem andern Lande Europas die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die gesellschaftlichen Zustände lenken. Während in den kontinentalen Staaten, unter Bourbonen und Habsburgern, jedes Denken über den Staat gefährlich erschien, regte in England die gewaltige Erschütterung des siebzehnten Jahrhunderts die Geister an. In dieser Periode der englischen Geschichte beginnt eine Prosalitteratur von Bedeutung, nachdem die letzten Menschenalter ganz unter dem Banne des größten Dramatikers, den die germanische Welt hervorgebracht, gestanden hatten. Daß auch zur Zeit Shakespeares die utopischen Phantasien von sich reden machten, kann man aus einer Stelle im „Sturm" entnehmen, wo Shakespeare jene Ideale in seiner köstlichen und derben Weise ins Lächerliche zieht:

Gonzalo. Ich wirkte im gemeinen Wesen alles
Durchs Gegenteil: denn keine Art von Handel
Erlaubt ich, keinen Namen eines Amts;
Gelahrtheit sollte man nicht kennen; Reichtum,
Dienst, Armut gäbs nicht; von Vertrag und Erbschaft,
Umzäunung, Landmark, Feld- und Weinbau nichts,
Auch kein Gebrauch von Korn, Wein, Öl, Metall,
Kein Handwerk, alle Männer müßig, alle;
Die Weiber auch; doch völlig rein und schuldlos
Kein Regiment —

Sebastian.
Und doch wollte er König sein!

Antonio. Das Ende seines gemeinen Wesens vergißt seinen Anfang.

Gonzalo. In der gemeinsamen Natur sollt alles
Frucht bringen ohne Müh und Schweiß; Verrat, Betrug,
Schwert, Speer, Geschütz, Notwendigkeit der Waffen
Gäbs nicht bei mir; es schaffte die Natur
Von freien Stücken alle Hüll und Fülle,
Mein schuldlos Volk zu nähren.

Sebastian. Keine Heiraten zwischen seinen Unterthanen.

Antonio. Nichts dergleichen Freund; alle los und ledig, Huren und Taugenichtse.

Gonzalo. So ungemein wollt ich regieren, Herr,
Daß es die goldne Zeit verdunkeln sollte.

Welch treffliche Karikierung aller jener Träume, und dann der Schluß: „Du sprichst von nichts zu mir.“ 40)

Auch aus einem andern Umstande kann man entnehmen, daß die Utopien in jener Zeit immer noch den Gegenstand der Aufmerksamkeit bildeten, denn auch ein Zeitgenosse Shakespeares schrieb ein Drama „Das goldne Zeitalter,“ dem er dann das silberne, bronzene und eherne Zeitalter folgen ließ. 41)

Wenige Jahre darauf dachte ein andrer Kanzler des britischen Reiches daran, die Utopie seines Amtsvorgängers zu erneuern. Die Würde, die ein Jahrhundert zuvor Thomas Morus bekleidet hatte, erhielt 1518 der große Neugestalter der Wissenschaften, der Philosoph, mit dem die Entwicklung des Empirismus beginnt, ja den neuere Manien sogar mit dem großen Dramatiker identifizieren wollen, Francis

Bacon.[42]) Auch er hat eine fiction geschrieben oder wenigstens schreiben wollen, wovon sich allerdings nur ein kleines Bruchstück in seinem Nachlasse vorfand. Der Titel ist Nova Atlantis, und er ist offenbar im Hinblick auf Platon gewählt; einzelne Stellen des Inhalts aber, z. B. eine Bemerkung über den Brauch jener körperlichen Besichtigung vor der Verlobung in Utopien (S. 55), lassen darauf schließen, daß Bacon sich gegen seinen Vorgänger in Amt und Dichtung polemisch verhalten wollte. Welche Staats- und Gesellschaftsordnung der große Philosoph schildern wollte, können wir leider nach den wenigen Seiten, die aufbewahrt sind, nicht sagen. Aber der Grundgedanke ist zu erraten, und er stimmt ganz und gar mit dem, was wir sonst als Ideal dieses großen Geistes kennen, überein. Er will das Glück begründen durch wissenschaftliche Ausbildung: dadurch soll die Regierungsfähigkeit der Obern und die sittliche und gesellschaftliche Ordnung der Massen erreicht werden. Vielleicht ist unter den Werken Bacons keins, das so viel von ihm selbst, von seinem Ich enthält, wie dieses, und es ist wahrscheinlich, daß der gewaltige Philosoph, gleich vielen andern, in dieser Dichtung für weite Kreise ein Gesamtbild seiner Ansichten hat geben wollen.

In ganz ähnlicher Weise wie die übrigen Dichter erzählt uns Bacon, wie ein von Peru nach Japan bestimmtes Schiff, das einundfünfzig Passagiere mit sich führt, von einem Sturm erfaßt und nach der Insel, die die Einheimischen Bensalem nennen, verschlagen wird. (Bacon hat dabei an die 1567 entdeckten, jetzt zum teil unter deutschem Protektorat befindlichen Salomonsinseln gedacht.) Die erste Frage an die Schiffbrüchigen ist die, ob sie Christen seien? Und erst nachdem sie dies bejaht und eidlich versichert haben, keine Seeräuber zu sein, wird ihnen eine orangenartige Frucht gegen ansteckende Krankheiten gereicht und ihnen die Erlaubnis zu sechswöchigem Aufenthalte gewährt.

Als die Engländer den Beamten ein Geldgeschenk machen wollen, wird dies zurückgewiesen; die Gentlemen können zu ihrem großen Erstaunen ihr Trinkgeld nicht los werden, denn twice paid (zweimal bezahlt) will niemand sein, und twice paid ist ein Schimpfwort gegen die, die neben ihrem Gehalt aus der Staatskasse eine private Entschädigung annehmen. Wir vernehmen nun von den Einrichtungen des Staates im ganzen sehr wenig; wir erfahren, daß abschließende Fremdengesetze, wenn auch nicht so hart wie in China, existieren, daß die Schiffahrt vor dreitausend Jahren größer als jetzt war, wir hören — was sonst merkwürdigerweise in keiner dieser Dichtungen erwähnt wird —, daß es hier Juden giebt, und der Erzähler lernt einen solchen, jedoch nicht von Christenhaß erfüllten, kennen; wir wohnen einem Feste bei, das auf Staatskosten dem gegeben wird, der dreißig leibliche über drei Jahre alte Abkömmlinge am Leben hat.

Alles dies kommt jedoch kaum in Betracht neben der Schilderung des „Schatzhauses der Wissenschaften," das Salomon, der vor neunzehnhundert Jahren lebende Gesetzgeber dieses Inselreiches, gegründet hat. Bacon ist einer der universellen Geister, die die Zusammenfassung alles Wissens erstreben. Er sieht aber ein, wie er auch anderwärts äußert, daß die Mittel hierzu nicht beim Einzelnen sind, sondern daß nur der Staat, die große Gemeinschaft diese Aufgaben erfüllen kann. Wie er sich die Sache gedacht hat, darüber kann uns wohl am ersten die Nova Atlantis unterrichten, in der uns Zweck, Anstalten, Aufgaben und Bräuche dieses Schatzhauses der Wissenschaften, dieses Ordens oder, wenn man will, dieser Akademie geschildert werden. In der großen Ausgabe von Bacons Werken finden sich hinter der Nova Atlantis zwei Druckseiten (Magnalia naturae), auf denen in geistreichem Durcheinander mit je zwei Worten neue und seltsame Ziele für das Streben der Menschen

aufgestellt werden: Verlängerung des Lebens, Zunahme der Kraft, Linderung der Schmerzen, Wettermachen u. s. w. Derselbe Mann, der diese Tabelle von zum Teil unerreichbar scheinenden, zum Teil sich im Laufe der Zeiten mehr und mehr erfüllenden Idealen aufgestellt hat, bezeichnet als Ziel jener Einrichtung, die er Salomons Haus nennt, das Studium alles Geschaffnen und die Erkenntnis der Ursachen aller Dinge. Diese wunderbare Einrichtung umfaßt eine Menge von Anstalten über und unter der Erde, deren ebenso phantastische wie durchdachte Schilderung uns wahrhaft überrascht. Alles, alles soll erforscht werden, in den Bergwerken bis in die Tiefen der Erde, in den Gärten und den Seen. Selbst eine Art Eiffelturm findet sich schon, ein Turm von einer halben englischen Meile Höhe, mit herrlichem Weitblick. Zahlreiche Anstalten für mikroskopische Untersuchungen, insbesondre des Bluts, werden beschrieben, Institute zu Untersuchungen des Schalls, der Gerüche u. s. w., alles findet sich in einem Maße, wie es selbst heute noch bei der bestausgestatteten Universität mit allen ihren chemischen und physikalischen Laboratorien kaum anzutreffen ist. Auch die Aufgabe der Mitglieder dieser Anstalten ist in höchst interessanter Weise festgestellt. Es ist eine Zentralstelle für die Wissenschaft, wie wir sie leider selbst heute fast für keinen Wissenszweig besitzen. Alles, was wissenswert ist, wird in allen Ländern gesammelt. Dafür giebt es zwölf Beamte im Auslande, die merchants of light genannt sind. Andre stellen das gesammelte Material zusammen, verarbeiten es u. s. w.

Das ist das einzige, was uns von der Nova Atlantis überliefert ist. Es ist genug, um zu sehen, daß auch hier der gepriesene Bacon ganz und gar seiner Ansicht treu bleibt. Es ist bekannt, daß er in der letzten Zeit seines Lebens sich viel mit naturwissenschaftlichen Experimenten beschäftigte und sich auch durch ein solches (1626) den Tod zuzog — in diesen

seinen letzten Lebensjahren ist auch die Nova Atlantis entworfen worden. Offenbar wird die Naturwissenschaft allein als die Grundlage alles Wissens hingestellt, eine Anschauung Bacons, die bis in die Gegenwart nachgewirkt hat; die Geisteswissenschaften finden auf der Insel Bensalem so wenig wie in Bacons System eine angemeßne Stelle. So ist auch das Ziel aller Wissenschaft nicht Wahrheit, sondern Macht, die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Dinge. Trotzdem ist die Schilderung der wissenschaftlichen Anstalten auf der seligen Insel nicht nur von Interesse für den Philosophen und Gelehrten, sondern von allgemeinem Werte als Maßstab für die höchsten Forderungen jener Zeit. In jedem weiterblickenden Gelehrten lebt der Wunsch nach Zusammenfassung und Nutzbarmachung aller Spezialforschungen, und auch heute wird uns „je mehr je länger nötig ein Zusammendränger." Wie gewaltige Fortschritte könnten wir noch da und dort machen, wenn wir solche „Häuser des Lichts" und solches „Schatzhaus des Wissens" hätten! Und sind nicht zahllose nationale und internationale Versammlungen unsrer kongreßlichen Zeit und naturwissenschaftliche Expeditionen und Institute mit staatlicher Unterstützung auf denselben Grundgedanken zurückzuführen, den Bacon hier in dichterische Form gekleidet hat? Wie sehr aber Bacon aussprach, was gewissermaßen in der Luft lag, das beweist die bald beginnende Errichtung solcher Anstalten, die „Schatzhäuser der Wissenschaft" werden sollten — freilich es nicht geworden sind. Ein Jahr, nachdem dies Bruchstück geschrieben wurde, erfolgte die Gründung der Académie française; bald folgte ihr (1659) die Royal Society in London, und wie Bacons Anregungen auf Leibniz weiter und weiter nachgewirkt haben, ist bekannt.

Ein ander Bild! Diesmal tritt uns nicht ein Jurist wie Bacon entgegen, sondern der Sohn eines

juristischen Professors. In Pont à Moußon, das wohl den meisten Lesern eher aus den Kriegsdepeschen von 1870/71 denn als Sitz einer juristischen Fakultät im siebzehnten Jahrhundert bekannt ist, ward am 28. Januar 1582 John Barclay geboren. Wie werden doch die Menschen vergessen! Wer kennt heute noch John Barclay? Und vor nicht ganz dreihundert Jahren war sein großer Roman vielleicht mehr gelesen als heute Felix Dahn und Georg Ebers. Und der große Rechtsphilosoph H. Grotius feierte diesen Schriftsteller in einem Distichon:

Schottland zeugte den Stamm, die Wiege des Zweiges ist Frankreich,
Wohllaut schönsten Lateins lernt der Lateiner von dir.

Mr. Barclay war Satiriker und Privatmann. Die juristischen Kollegien hatten dem Vater wohl soviel eingetragen, daß der Sohn Zeit seines Lebens ohne Anstellung bleiben konnte. So finden wir ihn in Rom, Paris und am Hofe Jakobs I. Dieser soll ihn aufgefordert haben, Ph. Sidneys Arcadia ins Lateinische zu übertragen. Da wollte er zeigen, daß er etwas beßres leisten könne, und schrieb selbst die „Argenis," die kurz vor seinem Tode (12. August 1621) herauskam. Das Buch ist in gekünsteltem, oft allzusehr gepriesenem Latein geschrieben und erscheint der heutigen Welt etwas breit. Es ist über die Maßen gerühmt worden, es war eine Lieblingslektüre Richelieus, der viel daraus gelernt hat, und Leibniz ist mit ihm in der Hand gestorben. Calderon hat seinen Stoff für Argenis und Poliarco diesem Roman entnommen, Opitz hat ihn 1626 ins Deutsche übertragen, noch zweimal wurde er im vorigen Jahrhundert übersetzt, und vor kurzem ist wiederum eine Übersetzung erschienen, sodaß auch aus diesem Grunde eine flüchtige Erwähnung genügt. Der Inhalt ist kurz: Beschreibung des Krieges, den zwei Nebenbuhler, Lycogenes, ein rebellischer Unterthan, und Poliarchus, Fürst von

Gallien, um die Hand der Argenis, der Kronerbin und Tochter des Königs von Sizilien, Meliander führen.[43]) Dieser einfache Inhalt hat nun zu den verschiedensten, oft sehr willkürlichen Deutungen Anlaß gegeben. Nach der gewöhnlichen Ansicht bezeichnet Argenis das Successionsrecht in Frankreich, Meliander Heinrich den dritten, Lycogenes die Ligue, Poliarch Heinrich den vierten und seine Partei, und hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Geschichte Frankreichs im Zeitalter der Hugenottenkriege in antikem Gewande darzustellen. Vieles paßt jedoch eben so gut auf jede Zeit und jedes Land wie auf Frankreich. Der Roman ist zwar zunächst ein heroischer Roman, wie ihn jene Zeit liebte, aber es finden sich darin eine Menge geistreicher Betrachtungen eingeflochten, so über Glück, Astrologie Hugenotten, wie über Rechtspflege, Auflagen, Gesandte, beste Regierungsform. Es ist im Ganzen mehr ein politischer Roman, der in antikem Gewande eine feine Charakterzeichnung der in dem blutigen Drama der französischen Religionswirren auftretenden Personen sein soll.

Und nun möchten wir ein drittes Werk vorführen, das auf englischem Boden im siebzehnten Jahrhundert entstanden ist, ein Werk, das freilich eine etwas schwierige Lektüre bietet, und das wir nicht jedem empfehlen möchten, ein Foliant, der für den Fachmann manches Interessante bietet, für das große Publikum aber mehr wegen seiner Seltsamkeit und Unbekanntheit merkwürdig ist. Es ist die „Oceana" von Jakob Harrington. Wer ist Harrington? Ich führe dich zum Schlosse Whitehall, wo (am 30. Januar 1649) das schwarzbedeckte Schafott aufgeschlagen ist, und wo die unzählige Volksmenge schweigend des entsetzlichen Schauspiels harrt. Da naht der Delinquent, der als „Tyrann, Verräter, Mörder und Landesfeind" zum Tode verurteilt ist: Karl I. Unter den Männern,

die ihn begleiten, erblicken wir den achtunddreißigjährigen Republikaner Harrington. Ein Biograph sagt: Es ist schwer zu sagen, wer mehr zu bewundern war, der König, der den Mann mit republikanischen Anschauungen ertrug, oder der Republikaner, der seine Gesinnungen offen dem Könige aussprach. In dem nun folgenden bewegten Jahrzehnt hat Harrington sein großes Werk „Oceana" geschrieben, das enormes Aufsehen machte und Jahre hindurch eine Flut von Broschüren veranlaßte.[44]) Aber nicht zufrieden damit, wollte der Verfasser seine auf Umgestaltung der Verfassung zielenden Pläne verwirklicht sehen, und er richtete am 6. Juli 1659 eine Petition an das Parlament und rief einen Klub „Rota" in New Palace yard zu Westminster ins Leben. Obwohl er selbst, da der Klub nicht recht blühte, sich still und friedlich verhielt, wurde er doch nach dem Sturze Cromwells plötzlich (28. Dezember 1661) verhaftet und unter Anklage gestellt. Das Untersuchungsgericht fand nichts an dem eingebildeten Plane des Komplotts. Trotzdem blieb das Bemühen seiner Verwandten, ihn zu befreien, vergeblich, und eines schönen Tages war er heimlich ohne Verurteilung nach Nicolas Island gegenüber Plymouth gebracht. Gegen den Skorbut wurde ihm von einem Arzte Guaiacum in den Kaffee verordnet, andre behaupten, es sei ihm Gift gegeben worden. Jedenfalls wurde er als geistig gestört entlassen und starb am 11. September 1677. Auch er gehört also zu jenen Märtyrern, die die Vertretung ihrer Ansichten mit ihrem Leben und ihrer Gesundheit bezahlt haben, auch er zu jenen Dichtern und Utopisten, deren Geist die Grenze des normalen Zustandes wohl schon überschritten hat.

Wer die Oceana studiert, der begreift wenigstens vollkommen, daß dieser Mann am Ende seiner Tage geistig gestört war. Das ist ein Wirrsal von Gedanken, eine Fülle von Vorschlägen, daß man wirklich

schwer durchkommen kann. Und die erscheint nicht etwa nur uns, den Deutschen, den Kindern des neunzehnten Jahrhunderts so. Seinen Zeitgenossen erging es gerade so, und Harrington wurde gedrängt, aus diesem riesigen Folianten mit seinen breiten und tiefen Auseinandersetzungen selbst einen verständlichern Auszug zu geben, was er denn auch in seiner art of lawgiving that. Sein größeres Werk, das 1656 erschien, trägt den Titel The Commonwealth of Oceana und ist mit dem Motto quid rides? de te fabula narratur (Horaz) Cromwell zugeeignet, den der Verfasser von der Vortrefflichkeit einer repräsentativen Demokratie mit gewählten Magistraten von kurzer Amtsdauer überzeugen zu können hoffte. Dieses Werk ist überhaupt nur mit dem Schlüssel zu verstehen, den wir in den Anmerkungen abdrucken. Harrington überhäuft uns mit Einzelheiten und bietet uns eine solche Fülle von Geist und Wissen, daß man jahrelang an diesem Werke studieren könnte, wie es der Herausgeber Toland, einer der bizarrsten Irländer, gethan hat. Es wird uns zunächst eine allgemeine Staatslehre gegeben, und im Fluge lernen wir die Geschichte der alten und neuen Staaten kennen, deren Grenzscheide durch Cäsar bezeichnet ist — von der Theokratie des Moses bis zur Republik der Niederlande; alle Vorzüge und Nachteile werden beleuchtet, Zweifel und Kämpfe, Schwankungen und Wandlungen des menschlichen Geschlechts von seiner Wiege bis zur Gegenwart ziehen an uns vorüber. Und uns will es erscheinen, als ob in diesen wahren Wolken von Verfassungen nur eine Sonne strahlte: das Staatsrecht der Dogenstadt Venedig. Offenbar hat Harrington seinen Contarini, den man damals in der niedlichen Elzevirausgabe als Reiselektüre bei sich führte, gut studiert und sich für das Verfassungsrecht dieser Republik aufrichtig begeistert. Eine kurze Geschichte Englands von den ältesten Zeiten bis auf

Karl I., voll tiefen Wissens, voll eindringender Untersuchungen, voll geistreicher Kritik schließt sich an, und dann läßt der Verfasser einen hohen Rat von neun Gesetzgebern auftreten, die entsetzlich lange Reden halten und die Verfassungen Israels, Athens, Spartas, Karthagos, die der Achäer, das Staatsrecht Roms, Venedigs, der Schweiz, der Niederlande verteidigen und preisen. Nach allen diesen Vorarbeiten gelangt endlich er dazu, für seine Oceana eine Verfassung zu entwerfen, die allen „Krisen" Trotz bietet, ein wahrhaft gerechtes Gemeinwesen. Gleichgewicht des Besitzes und Wechsel der Gewalten — das sind schließlich die Grundsteine seiner Staatslehre. Das Aussprechen des Gedankens, daß die Natur jeder Staatsverfassung von der Verteilungsweise des Grundbesitzes abhänge, preist sein Herausgeber als eine so fruchtbare und so bedeutende Entdeckung, wie die des Blutumlaufs, des Schießpulvers, des Buchdrucks.

Die Vorschläge Harringtons beziehen sich nur wenig auf die Grundlagen der Gesellschaft, der einzige, der die gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, ist der, daß niemand mehr als vierzigtausend Mark Jahresrente aus Grundbesitz habe, dies also die Grenze für Majorate sein solle.

Die gesetzgebende Gewalt ist ganz und gar beim Parlament, das aus einem „Senat" von dreihundert und einer „Prärogative" von tausendundfünfzig Mitgliedern besteht. Alle werden auf drei Jahre gewählt, sind nach Austritt während der nächsten drei Jahre nicht wieder wählbar und werden jährlich zu einem Drittel erneuert. Aber diese Volksvertretung ist von unten herauf in der sorgfältigsten Weise destilliert. Das Land Oceana zerfällt in fünfzig Tribus zu zwanzig Hundertschaften zu zehn Kirchspielen (parish, also ganz die aus dem englischen Verwaltungsrechte bekannten Begriffe).

Jeden Montag nach dem letzten Dezember wählen die Ältesten im Kirchspiel den fünften Mann zum Deputierten. (Die Wahl kostet einen halben Tag Zeit: Harrington fügt das nämlich hinzu, wie in Londoner Restaurants hinter dem Preise des Gerichts zuweilen die Zeit, die die Zubereitung kostet, angegeben ist, so auch hier — Zeit ist Geld!)

Jeden Montag nach dem letzten Januar wählen die Deputierten in der Hundertschaft den Friedensrichter, den Coroner, High Constable und andre Beamte (kostet einen Tag).

Jeden Montag nach dem letzten Februar wählen die Vertreter der Hundertschaften in der Tribus die höhern Beamten für die Tribus oder für die Quarterly Sessions, wie der englische Verwaltungsmann sagen würde (kostet einen Tag).

Am folgenden Tage wird die annual galaxy gewählt: jede Tribus wählt zwölf Abgeordnete in die Prärogative, die Ritter (die Wähler zerfallen nämlich in Reiter und Fußvolk, je nachdem sie über oder unter zweitausend Mark Jahreseinnahme haben) wählen überdies einen Abgeordneten und sechs Mitglieder des Senats, die am 31. März in diesem ihren Platz einnehmen.

Aber nicht allein diese gesetzgebenden Körper gehen aus Wahlen hervor, auch die leitenden Beamten des Staates werden in äußerst komplizierter Weise gewählt, jährlich ein Lord Strategus, ein Lord Orator, zwei Censoren, aller drei Jahre Kommissare des großen Siegels und Kommissare des Schatzes. Interessant ist, daß auch aller zwei Jahre ein Gesandter für Frankreich gewählt wird; der dort befindliche geht nach Madrid, der spanische nach Venedig, der venetianische nach Konstantinopel, und der dortige kehrt zurück, sodaß auch die diplomatische Vertretung einen achtjährigen Kreislauf zeigt. Ähnlich verhält es sich mit dem Militär: die Jugend (d. h. die Achtzehn- bis

Dreißigjährigen) wählt am Mittwoch nach dem 31. Dezember den fünften Mann u. s. w., eine Organisation, die unwillkürlich an die der Heere in den Zeiten Cromwells erinnert. Das ist das Ideal Harringtons, das nun in einer Weise durchgeführt ist, die uns hier nicht mehr interessieren kann: der höchste Wert ist auf Einzelheiten gelegt, ob man oben oder unten die Bank zur Abstimmung verläßt, ob man die Kugel in eine Urne oder in eine Schale wirft, das sind Fragen von enormer Wichtigkeit; selbst Tafeln und Abbildungen über die Abstimmung sind zur Erläuterung beigegeben. Der Mann, der diese Verfassung dem Lande Oceana verliehen hat, ist gepriesen für alle Zeiten, und im Pantheon wird ihm ein Koloß mit folgender Inschrift errichtet:

His name is as precious Ointment
Grata patria piae ac perpetuae memoriae D. D.
OLPHAEUS MEGALETOR
Lord Archon and sole legislator of
OCEANA
pater patriae

Invincible in the field inviolable in his faith
unfained in his zeal immortal in his fame
the greatest of capitains
the best of princes
the happiest of legislators
the most sincer of Christians
who setting the Kingdoms of Earth at liberty
took the Kingdom of the Heavens by Violence

Anno aetatis suae 116
huius reipublicae 50

Diese Phantasie eines geistreichen Träumers nimmt, so seltsam und schwerfällig sie dem heutigen Geschlechte erscheinen mag, einen bedeutenden Platz unter den Dichtungen ein, die wir betrachten. Nirgends ist der Gedanke der repräsentativen Demokratie so scharf durchgeführt. Harrington gehört zu den Staats-

weisen, die in der Auffindung verwickelter Formen und in dem Wechsel der Amtsgewalt Freiheit, die in der Bestimmung von Kleinigkeiten alles Heil sehen. Hier haben wir eine Dichtung vor uns, die lediglich Amtswesen, Wahlrecht, Verfassung behandelt, aber die Befriedigung tieferer gesellschaftlicher Bedürfnisse ganz übersieht, eine Dichtung über Wahlsysteme und Verfassungsrecht!

Auch dieses Werk ist nur zu verstehn, wenn man sich ganz in die Zeit, da es entstand, zurückversetzt, wenn man einen Blick auf die politischen Wirren und auf die politische Litteratur jener Zeit wirft. Es ist entstanden mitten im Jahrzehnt der englischen Republik. Der Verfasser wurde auf seine Gedanken offenbar durch die Übertreibungen des monarchischen Prinzips geführt, die unter Jakob I. und Karl I. teils durch diese selbst, teils durch die Jure divino-Doktrin stattgefunden hatten. Andrerseits tritt uns in seinen Vorschlägen die Unzufriedenheit mit der bisherigen parlamentarischen Verfassung entgegen. Es war die Zeit, da religiöse Phantasien die Geister aufregten, da Bunyan seine allbekannte Pilgerreise erdachte. Es war die Zeit, da Salmasius und Hobbes schrieben, Hobbes, der Vorläufer Spinozas in der Philosophie und der Nachfolger Machiavellis in der Politik, Hobbes, der die Reform im Despotismus suchte und somit nahezu einen Gegensatz zu Harrington bildet. — Es war das Jahrzehnt, in dem Milton schrieb und unter dem Schreiben der defensio pro populo anglicano das Augenlicht verlor. Das kleine Buch Miltons, geschmückt mit dem roten Kreuze und der irischen Harfe, ging von Hand zu Hand, Harrington lasen nur die Gelehrten.[45]) Und doch kamen beider Gedanken überein. Bei Harrington ist nicht die Verteidigung des Absolutismus, wie bei Hobbes und seinen Genossen, nicht das theologische oder philosophische Sinnen nach einer geistlichen oder wissenschaftlichen

Aristokratie. Hier ist einfach alles auf dem Volkswillen erbaut. Der unverlierbare Gedanke, den die Entwicklung der englischen Verwaltung in die Zivilisation der Völker hineingetragen hat, ist hier in dichterischer Form und zwar zum einzigen Male verarbeitet, nämlich der Gedanke, daß die parlamentarische Verfassung sich Schicht auf Schicht von unten herauf aufbauen soll. Das ist freilich kein rechter Stoff für die Dichtung, und da das volle Verständnis der Oceana einige Kenntnis des englischen Verwaltungsrechts voraussetzt, so ist es begreiflich, daß dem größten Teile des Publikums dieses „logische Delirium“ eines Harrington fremdartig und weniger ansprechend erscheint. Aber es ist doch interessant zu sehen, wie die Ideen des „Rechtsstaats,“ der „Volkssouveränität,“ der „Repräsentation“ auch einmal in solcher freien Form behandelt werden, und wie das zu einer Zeit geschieht, die alles vom Mißbrauche der fürstlichen Gewalt zu fürchten hatte.





Die Geschichte Sevarambiens

Schon zwei Jahrzehnte nach Harrington finden wir eine neue Utopie, die aber so recht den Gegensatz dazu bildet, einen Gegensatz, wie der des schwerfälligen englischen Stils zum leichten französischen, wie ein Diner in Paris zu einer englischen Mahlzeit. Eine amüsante Lektüre ist die Geschichte der Sevaramben von Vairasse. Wir haben viele Werke über Geschichte der französischen Litteratur oder des französischen Romans nachgeschlagen, fanden dieses Werk aber nirgends erwähnt. Und doch ist es vielleicht von allen „Staatsromanen“ der unterhaltendste, und man liest sich in seine fünf Bände — es ist auch der umfangreichste — hinein, daß man schließlich die Beschreibung eines wirklichen Volkes vor sich zu haben glaubt.

Das Werk ist erschienen in der Periode des französischen Klassizismus (1677). Unter den verschiedenen Gattungen der Poesie scheint in diesem Zeitraume die dramatische Dichtung das hauptsächlichste Interesse der Litterarhistoriker in Anspruch genommen zu haben. Aber auch der Roman dieser Zeit verdient einige Beachtung.[46]) Der Kenner der französischen Litteratur

des siebzehnten Jahrhunderts wird zunächst an die faden Ritter- und Schauerromane denken: vielleicht bieten wir auch ihm etwas Neues, wenn wir ihm in der histoire des Sevarambes ein Muster andrer Art vorführen.[47]) Auch diese ist ein klassisches Werk. Es ist keine trockne Aufzählung der und jener idealen Einrichtungen, nein, die Schilderung der Reiseerlebnisse und die Darlegung der volkswirtschaftlichen Ideen ist auf das geschickteste in einander verwoben, und das Ganze ist in elegantem Französisch sehr unterhaltend, ja zum Teil spannend geschrieben. Um ein Bild davon zu geben, wird es das Beste sein, einfach über den Inhalt der fünf Bände zu berichten.

(1. Band.) Wenn andre Werke derart gelegentlich den Juristen einen Hieb versetzen, so beginnt das unsre gleich mit einem solchen. Der Erzähler, Kapitän Siden, war für die Juristerei bestimmt gewesen, aber diese war ihm zu spitzfindig, zu gemein, zu künstlich, und er findet — Reisen unterhaltender. Nun, diesen Geschmack teilen vielleicht auch heute manche studiosi juris mit Kapitän Siden. Nach dem Tode seines Vaters hat er das genügende Kleingeld und reist und reist, zuerst durch ganz Europa; am 12. April 1655 aber lichtet der „goldne Drachen," auf dem er sich nach Ostindien eingeschifft hat, die Anker. Folgt der übliche Schiffbruch. Daran schließt sich nun eine ganz prächtige Robinsonade mit allerlei sehr romanhaften Zwischenfällen bis zu einer Erdolchung aus Eifersucht. Es sind nämlich unter den 374 Schiffbrüchigen nur 74, die dem schönen Geschlecht angehören, und als man in dem scheinbar unbewohnten Lande, in das man verschlagen ist, sich, allerdings unter Beibehaltung der Disziplin, wie sie auf der See herrscht, häuslich einrichtet, bietet dieses Zahlenverhältnis einige Schwierigkeiten. So wird eine sorgfältige Einteilung vorgenommen, die der zwingenden Notwendigkeit ent-

sprechend freilich auf etwas polygamische Weise erfolgt: nur die höchsten Beamten dieser kleinen Kolonie bekommen eine Gattin für sich ausschließlich, die übrigen müssen zufrieden sein, wenn sie von zehn Nächten fünf, vier, drei, zwei oder gar nur einmal — je nach Rang und Stand — eine Gemahlin haben. Nachdem so die Hauptsachen geordnet sind und ein Jahr verstrichen ist, sendet man ein Explorationskorps aus, das auch glücklich zu den Städten Sporonde und Sevarinde gelangt und dort eine außerordentlich gastliche Aufnahme findet.

(2. Band.) Nach einer Aufwartung beim Gouverneur werden die Schiffbrüchigen im Lande der Sevaramben aufgenommen, selbstverständlich nachdem in die etwas eigentümlichen, teils pentandrisch ehelichen Verhältnisse Ordnung gebracht und insbesondre für alle die Frauen, die in andern Umständen befindlich sind, bestens gesorgt war. Die Reisenden lernen nun das schöne Land kennen. Sie bewundern den praktischen Bau der Städte. Es befinden sich nämlich dort überall Balkons auf Eisenpfeilern, die gegen Sonne und Regen schützen — also ähnlich wie im Phantasiestaate Bellamys —, ja im Sommer werden noch Zeltdächer gegen die Hitze ausgespannt. Die ganze Stadt ist in Osmasien eingeteilt, vierstöckige Gebäude, fünfzig Schritt im Geviert, in denen etwa je tausend Menschen wohnen. Gleich am Anfang der Reise werden die Fremden Zeuge einer rührenden Szene. Sie sehen, wie in einer Stadt die Menge zusammenströmt. Was giebt es dort? Eine untreue Gattin soll öffentlich ausgepeitscht werden. Wie nach den Berichten des Tacitus die Ehebrecherin nackt durch den Ort gegeißelt wurde, so kennen auch die Sevaramben in diesem Falle die körperliche Züchtigung. Alles hat Mitleid mit dem niedlichen Weibe, dessen zarte Haut bald die verdiente Strafe ereilen soll — doch siehe,

wer naht da im letzten Augenblicke? Es ist der betrogne Gatte. Er kann es nicht ertragen, daß der zarte Körper seines Weibes die schmählichen Streiche erhalte, er erklärt sich bereit — was nach dortigen Gesetzen erlaubt ist, wenn es sich um eine Frau handelt — die Strafe für die Ungetreue zu erdulden, und läßt sich statt ihrer schlagen. Alles ist natürlich sehr gerührt — doch die Reisenden müssen weiter, sie eilen durch Berg und Thal, lernen die wirtschaftlichen Verhältnisse, Jagdwesen, Fischfang u. s. w. kennen und haben auch Gelegenheit, das Heer zu besichtigen. Dasselbe umfaßt Männlein und Weiblein. Alle sind vom 14. bis zum 49. Jahre wehrpflichtig und werden schon vom siebenten Jahre an im Waffendienst unterrichtet. Jede einzelne Person ist in je drei Jahren einmal drei Monate hintereinander unter den Waffen, also durchschnittlich elf bis zwölf mal ein Vierteljahr. Jeder Truppenkörper besteht aus drei Abteilungen, den ledigen Männern, den ledigen Mädchen und den Verheirateten, denn die Frau kämpft an der Seite des Mannes.

(3. Band.) Doch vorerst wird es interessieren, etwas über die Geschichte dieses glücklichen Reiches zu hören, und wir sind darüber ziemlich gut unterrichtet. Freilich können wir sie nur zurückverfolgen bis in die Zeit des Sevaris, des ersten großen Gesetzgebers dieses Landes, des premier vice-roi du soleil. Er stammte aus der Familie des Hohenpriesters der Sonne und war im Jahre 1395 unsrer Zeitrechnung geboren. Als 32jähriger Mann kommt er nach Australien und Servarambien, was uns ziemlich ausführlich erzählt wird. Nach den glücklichen Feldzügen, durch die er die Strukaramben und Prestaramben unterjochte, weiht er einen Tempel ein und hält dabei an die Sonne jene prächtige Rede, die von Geschlecht zu Geschlecht in poetischer Form überliefert ist. Da plötzlich ertönt wie aus höhern Sphären

eine liebliche Stimme, die das Volk bezaubert: das Gebet ist erhört, Gott selbst will König dieses Reiches sein, aber auf Einen unter ihnen hat er besonders sein Auge geworfen, und dieser eine — Sevaris — soll sein Vertreter (sous-lieutenant) sein. So ist die Theokratie begründet. Das Volk glaubt wirklich an die Stimme Gottes, und Sevaris beginnt nunmehr die Neuordnung der Dinge. Als Wurzeln alles gesellschaftlichen Unglücks erkennt der Gesetzgeber: Stolz, Geiz und Faulheit und sucht diese auszurotten durch Beseitigung des Privateigentums. Das Volk wird in Klassen eingeteilt, der Tag in drei gleiche Teile für Arbeit, Ruhe und Vergnügen, die durch Glockenschläge bezeichnet werden. Die Mahlzeiten, außer dem Abendessen, werden gemeinsam eingenommen.

Nach diesem großen Gesetzgeber werden die Strukaramben fortan Sevaramben genannt. Er hat etwa ein Dutzend Gemahlinnen und erfreut sich einer großen Nachkommenschaft. Er regiert achtunddreißig Jahre und lebt dann noch sechzehn Jahre in hohen Ehren und wird stets um Rat befragt. Die Regierung übergiebt er dem

Khomedas, der zweiundzwanzig Jahre regiert und dann ebenfalls verzichtet. Ihm folgt

Brontas III., nach seiner Wahl Sevarbrontas genannt. Er baut Straßen und ist ein Förderer der Landwirtschaft. Nach kriegerischem Ruhm gelüstet seinem Nachfolger

Sevar-Dumistas IV., der elf Jahre regiert. Der hohe Rat läßt es jedoch nicht zu, daß Kriege unternommen werden, und so bemüht sich dieser Statthalter, neue Zeremonien und Tänze einzuführen. Er ist der erste, der bis zu seinem Lebensende regiert. So tritt auch bei seinem plötzlichen Tode der Fall einer Regentschaft ein; es findet ein

Interregnum von fünfzehn Tagen statt, während dessen der älteste Sevarambe die Regierung führt. Darauf gelangt ein unmittelbarer Abkömmling von Sevaris.

Sevaristas V., auf den Thron, der siebenundvierzig Jahre eine alle Interessen gleichmäßig berücksichtigende treffliche Regierung führt und dann noch zwölf Jahre lebt.

Khemas VI. ist ein Naturforscher und macht sich um das Bergwesen verdient.

Kimpsas den siebenten könnte man einen Reisekaiser nennen. Aber er ist nicht nur viel unterwegs und ein Förderer der Gärten, er führt auch glückliche Kriege, baut Festungen und macht andre militärisch bedeutsame Anlagen. Sein Nachfolger ist der gegenwärtig regierende Minas VIII.

Die Staatsform ist unverändert monarchisch, despotisch, theokratisch oder vielmehr heliokratisch. Die Sonne ist Gott und Herrscher, und Sevarambien könnte also auch ein „Sonnenstaat" genannt werden. Nur insofern ist in dieser Verfassung ein demokratischer Zug zu erkennen, als alle Beamten gewählt werden, die passive Wahlfähigkeit für das Amt des Herrschers aber nur der besitzt, der von unten herauf gedient hat. Der Rat wählt vier Personen, diejenige, der das Sonnenbild durch das Los zufällt, wird König oder richtiger Stellvertreter des Sonnesgottes. Dieses Staatsoberhaupt ist unabsetzbar; doch kann es im Falle des Wahnsinns vom großen Rat unter Vormundschaft gestellt werden. Wir haben somit ein Gemisch von Fürstenherrschaft und Selbstverwaltung. Die untern Beamten, bis zum Vorsteher der Osmasie (Osmasionten), werden vom Volke gewählt. Diese Osmasionten bilden den gesetzgebenden Körper, den großen Rat; aus ihm geht der kleine Rat (conseil ordinaire) hervor, indem jeder achte Osmasiont Mitglied desselben, Bromasiont,

wird; die vierundzwanzig Ältesten sind die Senatoren für die großen Staatsämter.

(4. Band.) Unter dieser Regierungsform hat sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte ein treffliches Volk herausgebildet. Körperlich herrlich entwickelt, schreiten die sechs bis sieben Fuß großen Sevaramben stolz einher. Einfach ist ihre Kleidung: nur ein purpurfarbner Seidenstreifen für jedes bis zum siebenten Lebensjahre aufgezogne Kind zeichnet das Gewand der sorgsamen Eltern aus. Auch hier giebt es infolge der Beseitigung des Privateigentums keine Ziviljustiz. Aber Vairasse gehört ausnahmsweise zu den vernünftigen Utopisten, die anerkennen, daß die Verbrechen durch die beste Regierungsform nicht beseitigt sind, daß Rache und Liebe, Haß und Eifersucht auch in diesem Staate noch bestehen. Die Strafurteile werden von einer Art Geschwornengericht (meistens mit drei, acht oder zwölf Mitgliedern) gefällt. Die Todesstrafe ist als inhuman und unnütz verworfen. Die Gefängnisstrafe tritt in den Vordergrund, und so zeigt sich hier in der Dichtung ein Jahrhundert früher das Ideal der Aufklärungsperiode. Andrerseits ist die Strafrechtspflege durchaus beherrscht von den Anschauungen des siebzehnten Jahrhunderts: so werden die Gefangnen z. B. von Zeit zu Zeit durch die Straßen geführt und öffentlich ausgepeitscht.

Das Verhältnis der Geschlechter zeigt hohe Sittlichkeit, was vor allem einer etwas merkwürdigen Bestimmung zugeschrieben wird: es dürfen nämlich — man denke, daß so etwas heute z. B. in unsern Universitätsstädtchen und anderwärts vorgeschlagen würde! — Unverheiratete keinerlei geistige Getränke erhalten.

Die verschiednen Geschlechter werden, wenn sie das heiratsfähige Alter, die Jünglinge das von neunzehn, die Mädchen das von sechzehn Jahren erreicht

haben, zusammengeführt, und es finden unter Aufsicht Bälle und andre Vergnügungen statt. Hier müssen sich die jungen Leute entscheiden: sie müssen heiraten, und viermal im Jahre werden Hochzeitsfeste gefeiert. Die Ehe ist im allgemeinen Monogamie, doch mit der Eigentümlichkeit, daß, wenn alle vier Personen einverstanden sind, auch einmal ein Tausch der Frauen gestattet ist. Eine weitre Eigentümlichkeit und auffallende Ungleichheit ist ferner in diesem Staate zu bemerken: die höhern Beamten können mehrere Frauen haben. Im übrigen ist noch zu beachten, daß jeder gerade soviel Sklavinnen haben darf, als er Frauen hat. Es ist doch also in jedem Falle eine etwas zweifelhafte Monogamie, in der die Sevaramben leben. Aber da überdies für Reisende von Staatswegen Sklavinnen gehalten werden, ist die Sittlichkeit groß, und Ausschreitungen kommen fast gar nicht vor. Man hat aber seltsame Anschauungen von Züchtigkeit, und findet es z. B. nicht anstößig, daß alle Verheirateten gemeinsam baden, während für die Unverheirateten die Bäder nach den Geschlechtern getrennt sind.

Auch in diesem Lande werden die Toten verbrannt. Ähnlich wie heutzutage, da man allerorten Krematorien baut, scheint man sich vor zweihundert Jahren für die Leichenverbrennung begeistert zu haben (siehe auch unten S. 193). Bei den Sevaramben ist die Leichenverbrennung obligatorisch und hier wird sie ganz hübsch erklärt: der Rauch trägt die edlern und feinern Bestandteile des Menschen, die Seele zur Sonne — in der Asche bleibt das, was irdisch ist, zurück.

(5 Band.) Weiter wird uns von der Religion der Sevaramben berichtet. Hauptsächlich hören wir von dem Gegenpropheten Stroukaras, der sein Auge auf die schönsten Mädchen wirft. Tausende lasciver Zeremonien werden in einer nicht

wiederzugebenden Ausführlichkeit geschildert. Dann hören wir von den Festen, die uns in mancher Hinsicht an japanische und buddhistische Feste erinnern. Da ist das nur viermal im Jahre gefeierte Hochzeitsfest, das Fest der Aufnahme der Kinder, das Frühlingsfest, das Fest der Sommersonnenwende: drei Tage vor dieser löscht man alles Feuer aus, um es gleichsam an der neuen Sonne wieder zu entzünden. Oft werden in den verschiednen Teilen der Stadt religiöse Disputationen gehalten, und es wird eine davon in die Erzählung eingeflochten. Man muß es dem Verfasser lassen, daß er in aufgeklärter Weise die Toleranz predigt — das berührt um so angenehmer, als die Geschichte der Sevaramben wenige Jahre vor den Dragonaden und der Aufhebung des Edikts von Nantes ersonnen ist. Eine weitherzige, aber doch tief religiöse Auffassung kennzeichnet die Sevaramben, wie z. B. schon aus der Gebetsanrede an den großen Gott hervorgeht, die mitgeteilt wird. Sie lautet etwa zu deutsch: „König der Geister, Allwissender, Allmächtiger, Unendlicher, Ewiger, Unsterblicher, Unsichtbarer, Unbegreiflicher, Alleinherrscher, Wesen aller Wesen!" (Knodimbas Ospamorostas Samotradas Kamedumas Karpanemphas Kaprimunas Kamerostas Perasimbas Prostramprostramas!) Da haben wir zugleich eine Probe der sevarambischen Sprache, über die noch ein genaues Kapitel mit Grammatik, Paradigmen u. s. w. mitgeteilt wird, eine erfundne Sprache, wie das Volapük; das Paradigma: ich liebe, du liebst u. s. w. geht z. B. wie folgt (verschieden für die drei Geschlechter):

ermana	ermane	ermano
ermanach	ermanech	ermanoch
ermanas	ermanes	ermanos
ermanan	ermanen	ermanon
ermananchi	ermanenchi	ermanonchi
ermanansi	ermanensi	ermanonsi

Die Dichtkunst ist nur metrisch, ohne Reime. Es erscheint dem Verfasser lächerlich, daß ein Kind, ein Bauer, ein einfacher Mann auf der Bühne in Reimen sprechen! Ihr größter Dichter ist Framoscar, später Khodamias, d. h. „göttlicher Geist," genannt, dessen Liebesgeschichte mit der reizenden Balsime zum Schluß noch als Episode erzählt wird.

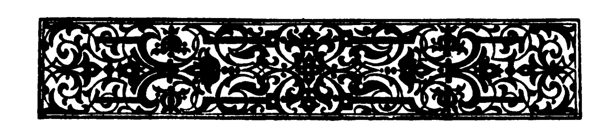
Mit einer kurzen Notiz über sein eignes Leben in Sevarambien schließt der Erzähler. Er und seine Genossen werden in einer Osmasie untergebracht, und es fehlt ihnen nichts zur Annehmlichkeit des Lebens. Ihr Körper wird kräftiger und gestaltet sich schöner, Mäßigkeit und Abwechslung verjüngt sie. Und doch sehnt er sich zurück nach seiner ersten Frau in der fernen Heimat und nach den ersten fruits de ses amours. So scheidet er von dem seligen Eiland, obwohl er drei Gattinnen und sechzehn Kinder daselbst zurücklassen muß — nach achtundsechzig Tagen Fahrt von Sporonde gelangt er an die persische Küste und von da zurück in die Heimat.

Dieser Schlußgedanke, so einfach und natürlich er ist, findet sich sonst fast nie ausgesprochen. Und doch ist gerade dieser eigenartige Schluß der Erzählung sehr belehrend: aus dem idealen Staate sehnt sich der Mensch zurück in die Wirklichkeit. Das sorgenfreie Leben, die treffliche Regierung, selbst die Verjüngung des Körpers — alles dies befriedigt nicht: das Sehnen nach der Heimat, nach dem alten, einfachen, natürlichen Leben, das ist der Schluß dieses hübschesten aller Staatsromane. Denn man muß gestehen, dieser französische Jurist hat es meisterhaft verstanden, Roman und Staatswissenschaft zu verweben. Er hat dies und jenes aus Morus und Campanella entlehnt, aber er hat häufig einfachere und ausführbarere Vorschläge gemacht, und selbst seine staatsrechtliche Gestaltung zeigt eine ziemlich geschickte Mischung der verschiednen Prinzipien. In

keckerer Form und mit größerer Einbildungskraft als andre geht Vairasse vor, und er hat uns eine hübsche Probe dieser Dichtungen in der Glanzzeit der französischen Litteratur geliefert.

Das zeigt sich besonders, wenn man dieses Buch z. B. mit einem andern, das gleichzeitig (1676) erschienen ist, vergleicht. Gabriel Foigny schildert in den Aventures de Jacques Sadeur dans la découverte des terres australes[48]) ein glückliches Volk in der Südsee, wo völlige Gütergemeinschaft, Friede und Freude herrschen, staatliche Einrichtungen, Kleidung und ... Familie unbekannte Begriffe sind. Das ist da aber alles nur möglich geworden, weil die Einwohner ... Mann und Weib in einer Person sind! Ja freilich, da ist das Leben und das Staatswesen etwas umgestaltet. Wir führen diese Thorheit nur nebenbei an, denn es wäre unnütz, bei einem solchen Werke zu verweilen, das einen idealen staatlichen Zustand nur bei Änderung der physischen Natur des Menschen kennt. Allerdings liegt auch darin eine kleine Ironie verborgen: jene Ideale sind so wenig erreichbar, wie diese physische Veränderung. Immerhin soll das genannte Buch nicht als Beispiel für unsre Dichtungsart, sondern als sinnlose Karrikatur des Gedankens der Staatsromane erwähnt sein.





Staatsromane andrer Art

Ideale von Monarchen

Mit der Histoire des Sevarambes schließt eine ganze Reihe von Dichtungen ab, die mit der Utopie des Thomas Morus beginnt, und die ihre Wurzel in dem Humanismus einerseits, anderseits in der Entdeckung Amerikas hat. Die Dichtungen vom besten Staate in den folgenden Menschenaltern tragen einen ganz andern Charakter. Teils sind es auch wohl noch Robinsonaden. Aber diese treten zurück gegen grotes-komische, höchst phantastische Romane, von denen wir bald (S. 177) eine Probe geben werden. Daneben erscheinen dann auch wieder einmal die Fabeln, wie Mandevilles berüchtigte fable of the bees (1723), in der alle menschlichen Schwächen und so auch die des Staates gegeißelt werden, schließlich aber bewiesen wird, daß die Fehler des Einzelnen zum Wohle des Ganzen dienen.[49]) Wir haben im vorliegenden Büchlein diese ganze Dichtungsart beiseite gelassen, weil uns ihre Betrachtung zu weit führen würde — im Mittelalter hat sich die Staatsdichtung oft in das Gewand der Fabel gekleidet, und auch in den Zeiten Lafontaines und später ist manche sati-

rische Bemerkung in dieser Form über den Staat gemacht worden. Doch dies zu verfolgen würde wieder eine besondre Aufgabe sein. Daneben taucht aber in dieser Periode eine andre Gattung Staatsromane auf, die nicht wie die bisher betrachteten an Platon, sondern an Xenophon anknüpfen. Es erscheinen etwa ein Jahrhundert hindurch eine ganze Menge Dichtungen, deren charakteristisches Merkmal ist, daß die Erzählung einen Helden hat, daß in ihm eine ideale Persönlichkeit aufgestellt und dadurch der „beste Staat" vorgestellt wird, daß es Dichtungen in Form der Biographie sind. Diese Gattung lebt schon 1680 wieder auf. Ein römisch-katholischer Missionar, der die kartesianische Philosophie studiert hatte, Anton le Grand, versuchte die Cyropädie in einer Scydromedie nachzuahmen, brachte aber nur ein kleines und klägliches Machwerk zustande, das nicht der Betrachtung wert ist. Ein Jahrhundert später aber schließen, wie es scheint, diese Gattung wieder ab drei Werke eines Mannes, dessen Name in der Litteratur einen guten Klang hat. Der Dichter der „Alpen," Albrecht von Haller, veröffentlichte an seinem Lebensabende drei Romane, die sich übrigens mit seinen übrigen Werken nicht messen können: Fabius und Cato, ein Stück römischer Geschichte (1774), Usong, eine morgenländische Geschichte (1771), und Alfred, König der Angelsachsen (1774). Alle drei Romane sind zu gelehrt, zu wenig unterhaltend, zu reich an Gesprächen, aber sie sind doch wenigstens zu nennen, weil jeder eine bestimmte Staatsform, der erste die Aristokratie, Alfred die Monarchie mit Volksvertretung und Usong eine Staatsform, die sonst theoretisch sehr wenig betrachtet wird und doch zeitlich und räumlich weit geherrscht hat, nämlich die Despotie behandelt.

Diese beiden Schriftsteller Anton le Grand und Albrecht von Haller bezeichnen etwa die beiden Endpunkte einer Periode, innerhalb deren die Gattung

des biographischen Staatsromans mehr gepflegt wird: nur einige wenige Schriften aus diesem Zeitraume wollen wir herausgreifen. Unwillkürlich wird jeder Leser in diesem Augenblicke eines Werkes gedenken, das die glänzendste Vertretung dieser Gattung, jedenfalls das bekannteste Werk dieser Art ist, an Fénélons Telemach. Freilich hat man der Utopie in diesem Werke weniger Beachtung geschenkt; da die Schrift für den Sprachunterricht höchst beliebt ist, geht es damit wie so häufig mit Klassikern, die zu früh gelesen werden — man hat später nicht das genügende Interesse dafür. Fénélons Telemach ist nun so bekannt und in seiner litterarischen Bedeutung so oft gewürdigt werden, daß wir nicht von neuem die Fabel, die Kunst der Darstellung, die Wahl der Episoden, die Zeichnung der Charaktere, die Schönheit der Schilderungen u. s. w. rühmen wollen, und daß wir auf eine Wiedergabe des Inhalts verzichten können. Das Buch war für die Enkel Ludwigs XIV., die Herzoge von Burgund, Anjou und Berry bestimmt, mißfiel aber dem mächtigen Könige, sodaß es seit dem ersten Erscheinen 1698 verboten wurde. Es erschien dann erst 1717 vollständig und soll das Buch sein, das nächst der Bibel und Thomas a Kempis die weiteste Verbreitung gefunden hat.[50])

Die Fragen, die uns beschäftigen, werden von dem edeln Erzbischof von Cambray teils gelegentlich gestreift, da ja Mentor als Führer des Telemach und als Hauptperson häufiger Gelegenheit hat, mit seinen Schutzbefohlenen von „Staats- und gelehrten Sachen“ zu sprechen, teils werden sie auch man möchte sagen systematisch behandelt. Das zehnte (zwölfte) Buch enthält eine regelrechte Utopie, indem uns das Königreich Salent mit allen seinen Einrichtungen vorgeführt wird. Mentor giebt dem König Idomeneus allerlei gute Ratschläge zur Verbesserung des Staates, die auch heute noch nicht ohne Interesse

sind. Das erste, was Mentor thut, ist, daß er die thatsächlichen Verhältnisse genau feststellt. Er beginnt mit Information, „Enquete," „Statistik" — hier ist eine Andeutung und Vorahnung der neuen Zeit, die für alle Verwaltungsmaßnahmen die „Kenntnis der Thatsachen" als erstes Erfordernis hinstellt.[58])

Das Hauptaugenmerk richtet er dann zuerst auf den Handel. Begünstigung des Ackerbaus und redlichen Handels ist das Ziel aller innern Politik. Es muß geradezu auffallen, wie besonders gegen den Bankerott strenge Strafgesetze und wie vor allem Maßregeln empfohlen werden, die Bankerotten vorbeugen sollen. Man liest diese Vorschläge auch in der Gegenwart mit Interesse, wenn man erwägt, daß in Deutschland im letzten Jahre (1891) nicht weniger wie 7623 Konkurse eröffnet worden sind. Freilich geht Mentor überhaupt davon aus, daß ein Tropfen Blut zur rechten Zeit vergossen spätre Härte vermeiden läßt. Es werden Behörden eingesetzt, denen die Kaufleute fortwährend Rechenschaft ablegen müssen (vergleiche Artikel 25 unsers Handelsgesetzbuchs!), niemals dürfen sie mit fremdem Gelde, aber auch nicht mit mehr als der Hälfte des eignen Vermögens spekulieren. Überdies findet eine strenge polizeiliche Aufsicht über die Handelsgesellschaften statt — kurz lauter Einrichtungen, die uns vermuten lassen, daß auch in Paris vor zweihundert Jahren manches über diese Punkte zu klagen war. Im übrigen besteht volle Handelsfreiheit, obwohl andrerseits Handwerk, Kleidung, Nahrung ganz polizeilich geregelt werden.

Zum zweiten glaubt Mentor dem König Idomeneus keinen bessern Rat zur Beglückung des Volkes erteilen zu können, als daß eine durchaus aristokratische Einteilung desselben durchgeführt wird. Jede Klasse soll durch die Farbe der Kleidung, die übrigens durchweg einfach ist, von den andern unter-

schieden werden, überdies durch Gold- und Silberfransen, einen Ring, eine Medaille mit dem Bildnis des Monarchen u. s. w. (also so ein bißchen Ordenswesen!). Man stelle sich vor, wie die Angehörigen der sieben Klassen in weiß, blau, grün, dunkelgelb, rot, grau und hellgelb erscheinen, allerdings ein buntes regenbogenfarbnes Treiben in den Straßen Salents, dazu noch die Sklaven in ihren graubraunen Kitteln. Das sind Ausmalungen, die uns kleinlich und komisch erscheinen.

Wichtiger ist, daß die Beschränkung jegliches Luxus stattfinden soll. Es wird eine Einfachheit in diesem Staate hergestellt, wie sie sonst nirgends bestanden hat, und wie sie in starkem Gegensatze zu den Sitten des damaligen Paris stand. In der einfachsten Weise sollen alle, auch der König leben — das Fleisch solle sans aucun ragout zubereitet werden. Es ist wahrhaft barbarisch, alle Künste der Gastronomie so zu verurteilen! Muß man nicht aber empört sein über diesen Ratgeber, wenn er gar die Vernichtung der Weinberge empfiehlt! Der Wein ist die Wurzel alles Übels — als Arznei, wie ein seltner Liqueur soll er zugelassen sein — eine grausame Gesetzgebung! Wir können uns darüber aber nicht wundern, wenn wir hören, wie mit gleicher Strenge die Musik eingeschränkt wird. Alle weichliche, leichte, pikante Musik ist verpönt — im wesentlichen ist allein Kirchenmusik zugelassen. Die Erziehung soll öffentlich sein und den Zweck haben, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Achtung vor den Gesetzen und den Grundsatz zu lehren: die Ehre gilt mehr als der Genuß, ja als das Leben. Hinsichtlich der schwierigen Frage der Bevölkerungsvermehrung macht man sich auch in diesem Staate wenig Sorge. Jeder heiratet, wenn er die Mittel dazu hat; je mehr Kinder der Arbeiter hat, desto reicher ist er! Und nun folgt eine jener anmutigen Schilderungen des Familienlebens,

die an Horaz erinnert: wie schon die kleinsten Kinder mithelfen und das Vieh heimtreiben, wie der Vater von der Arbeit ermüdet singend zurückkehrt zum heimischen Herd, wo das züchtige Weib das einfache Mahl bereitet. „Aber wenn nun die Leute die Arbeit vernachlässigen?“ wendet der König ein. Mentor weiß Rat; keine Steuern, die meist die bessern bezahlen müssen; Auflagen, ja selbst Strafen für die, die ihre Felder vernachlässigen, hauptsächlich aber Belohnungen für die arbeitsamen und kinderreichen Familien — so wird das ganze Land erblühen.

„Und sie werden verweichlichen und die Kräfte, die ich ihnen gegeben habe, gegen mich selbst kehren,“ erwidert der Fürst.

Auch diesem Einwande weiß Mentor zu begegnen. Jeder soll nur das Notwendigste im Schweiße seines Angesichts erwerben können. Das ganze Land wird verteilt, und jeder erhält nur soviel, als er gerade für sich und seine Familie nötig hat — in diesem Sinne ist also Fénélons Salent eine durchaus sozialistische Utopie. Es wird uns nun geschildert, wie nach dieser Anordnung alles blüht und gedeiht, und als Mentor und Telemach nach längerer Abwesenheit wiederum nach Salent kommen, finden sie ein glückliches Land: Einfachheit statt Glanz, statt öder Strecken fruchtbare Felder, wenig Luxusarbeiter in den Städten, Fülle der Lebensmittel, ein zahlreiches Volk u. s. w., und noch einmal zeigt Mentor, wie es zwei Übel giebt, die die Verwirklichung des Idealstaates verhindern: Luxus und harte Herrschaft — jener vergiftet das Volk, diese die Fürsten.

Damit aber sind wir zu dem letzten und Hauptpunkte gelangt, der gewöhnlich bei Betrachtung des Telemach allein ins Auge gefaßt wird: zur Stellung des Monarchen. Mehr als in jedem andern Staatsromane wird in diesem Werke ausgemalt, wie das Glück der Staaten in der Tugend des Herrschers

beruhe; und mehr als einmal wird dieser Gedanke hier in lebhaften Farben ausgeführt. In der Unterwelt beobachtet Telemach das Schicksal der Herrscher, die ihre Macht mißbrauchen. Eine Furie zeigt ihnen einen Spiegel, in dem sie ihre Laster erblicken: Härte, Grausamkeit, Wahrheitsfurcht, Verschwendung, Ruhmsucht; von der andern Seite wiederholt ihnen eine rächende Furie alle Schmeicheleien, die sie während ihres Lebens anhören mußten, und zeigt in einem Spiegel das Bild, wie es sich danach gestaltet hätte. Am auffallendsten erscheint den Wanderern, daß sich eine Menge von Königen, die auf Erden für ganz gut galten, in der Hölle befinden: es sind diejenigen, die sich von Schlechten leiten ließen, die gestraft wurden für die Übel, die unter ihrer Autorität zugefügt wurden, mit einem Worte, die schwach waren. Dem gegenüber wird dann der herrliche Aufenthalt der guten Fürsten in den Champs Elysées in der lieblichsten Lenzeslandschaft geschildert, wo ihnen Jahrtausende in göttlicher Seligkeit schnell verrinnen.

Aber auch bei der Reise durch die irdische Welt, bei dem Besuche des oben geschilderten Staates Salent und häufiger findet sich Gelegenheit, das Ideal eines Fürsten zu entwerfen. Selbst die Lehren der praktischen Politik, das, was man wohl Sittenlehre der Politik genannt hat, werden geschickt gestreift. „Muß man nicht manchmal die Schlechten gebrauchen, wenn sie nützlich sind?“ Das ist freilich in einem großen Staate unvermeidlich, besonders wenn sich diese Leute schon in höherer Stellung befinden. Aber man muß dennoch trachten, sie nach und nach entbehrlich zu machen, und man muß suchen, sie zu bessern. Das ist überhaupt die Aufgabe des Fürsten, nicht nur die Guten heraus zu finden, sondern die Unterthanen gut zu machen.

Daneben aber wird die Aufgabe des Fürsten in sehr ernster und zum Teil für alle Zeiten meisterhafter

Weise gekennzeichnet. Der absoluteste Herrscher ist der am wenigsten mächtige, er ruiniert sein Land, sein Fürstentum wurzelt nicht im Herzen des Volkes, und beim ersten Stoße stürzt seine Herrschaft zusammen. Die Größe des Fürsten ist nicht, sich durch Furcht Sklaven, sondern sich durch Liebe treue Unterthanen zu schaffen. Alles das wird geschrieben im Zeitalter des L'Etat c'est moi!

Insbesondre aber besteht die Kunst des Königs nicht darin, alles selbst zu thun, sondern die zu wählen und zu leiten, die unter ihm regieren. Er soll das Große im Auge halten und sich nicht um die Kleinigkeiten kümmern. Er soll wissen, wie es überall geht, und alles beaufsichtigen, aber die vollendetste Fürstenregierung besteht darin, daß der Fürst die Regierenden regiert; daß er sie beobachtet, verbessert, anregt. Alles selbst thun verrät Mißtrauen und Kleinlichkeit — ein königlicher Geist muß frei und ruhig sein, um über die Kleinigkeiten der Alltäglichkeit hinweg die großen Ziele der Zukunft erfassen zu können.... Die Menschen studieren, die Menschen kennen, das ist eine der vornehmsten Aufgaben des Fürsten, dazu aber muß man wissen, was das Endziel des Lebens, und welches der Zweck der Regierung sei: nicht Größe für sich, sondern Selbstaufopferung, um die Menschen zu beglücken!

Schließlich wird bei allen diesen Lehren Telemach traurig — denn er sieht, daß der König der größte Sklave ist, ohne Freiheit und ohne Ruhe immerdar! Darob tröstet ihn Mentor und erhebt ihn, indem er nochmals seine erhabne Aufgabe schildert, aber freilich zeigt, daß der König König ist um des Volkes willen. Und wenn Telemach auf die Undankbarkeit der Völker hinweist, so kann ihm freilich darauf von Mentor nur erwidert werden, daß man mit diesem Faktor immer rechnen muß und auf Dank niemals rechnen darf! Wer aber die Völker nicht nur reich und mächtig, sondern

innerlich besser macht, der wird in der Tugend seiner Unterthanen den Lohn seiner Thaten sehen, der wird sich über alle Mißdeutungen der Menge hinwegsetzen; bei den Besten seiner Zeit findet er Dank und Anerkennung, und die Gunst der Götter wird ihm zu teil.

In diesem Sinne hat der berühmte Fénélon ein Ideal entworfen. Wir wollen zugestehen, daß die Mittel, die er angiebt, den Bedürfnissen der anbrechenden Neuzeit nicht genügen, und daß das Ideal des Monarchen vielleicht unerreichbar ist, vielleicht auch die Einwirkung eines solchen Idealfürsten überschätzt wird. Trotzdem waren Einfluß und Bedeutung von Fénélons Telemach groß. Das Werk ist weit verbreitet worden. Lehre und Erzählung sind hier aufs engste miteinander verwoben. Weit entfernt von der Pedanterie eines deutschen Stubengelehrten des siebzehnten Jahrhunderts, ist Fénélon ein Mann von Geschmack und dichterischer Begabung. Wir möchten aber nicht nur wegen dieser dichterischen Form das Werk hoch halten. Es war doch bedeutsam, daß gerade im Zeitalter eines Ludwigs XIV. der Welt ein solches Ideal aufgestellt wurde, und in dem letzterwähnten Satze, „der Monarch ist um des Volkes willen da," ist der Grundgedanke der neuern rechtsphilosophischen Entwicklung enthalten, der durch Fénélons Ausführungen in weiten Kreisen populär wurde und auch in die Herzen der Fürsten Eingang fand.

In der darauf folgenden Zeit erscheinen noch mehrere derartige Schriften, die sich meist an Xenophons Cyropädie anlehnen und Cyrus zum Mittelpunkte ihrer Darstellung machen, aber doch sämtlich von Fénélon beeinflußt sind. Einer seiner persönlichen Freunde, Ramsay, ein ausgewanderter Schotte, veröffentlichte 1727 in Paris „Die Reisen des Cyrus." Das Werk umfaßt das sechzehnte bis vierzigste Lebensjahr des Cyrus. Dieser macht viele

Reisen vor seiner Thronbesteigung, trifft mit allen möglichen weisen Leuten aller Zeiten, Zoroaster, Solon, Pisistratus, Daniel zusammen und pflegt mit ihnen eingehende Gespräche, wobei er über die Geheimnisse der Natur und die Aufgaben des Regenten belehrt wird. Obwohl der Verfasser eine bedeutende Kenntnis der alten Geschichte bekundet, machen jene Gespräche doch oft einen geradezu komischen Eindruck. So ist es erklärlich, daß man in Paris 1728 vielfach eine Satire las: La nouvelle Cyropédie ou réflexions du Cyrus sur ses voyages, worin sich Cyrus über die lächerliche Rolle beklagt, die man ihn neuerdings spielen läßt. Abbé Pervotti schrieb Le Repos du Cyrus, womit auch wir Cyrus endgiltig in Ruhe lassen wollen.[51])

Gewiß erschien noch manches andre derart, aber es ziemt sich hier nur das Bedeutendste hervorzuheben. Das unzweifelhaft vollkommenste Werk dieser Art neben dem Telemach ist der Sethos des Abbé Terrasson,[52]) über den wir schon darum, weil er sehr viel weniger bekannt ist, berichten müssen. Terrasson ist ein Gelehrter, der in dem von d'Alembert gesprochnen éloge an die Spitze der praktischen Philosophen seiner Zeit gestellt wird, der nicht einmal die Namen der Hohen kannte, die ihm ihre Gunst bezeugten, der sich nicht herabließ, über die Ungereimtheiten seiner Zeitgenossen zu lachen, der vielmehr die Erde wie von einem fernen Planeten aus betrachtete.

„Sethos" ist ein interessantes Buch, und zwar bietet es nicht nur für die Staatswissenschaften Interessantes, sondern mindestens ebenso sehr für den Pädagogen und Archäologen. Der Verfasser will nicht nur eine Staats- und Erziehungslehre geben, sondern zugleich über alles berichten, was man über Altertümer, Sitten, Künste und Wissenschaften im alten Ägypten damals wußte — das Buch ist also

gewissermaßen ein Vorläufer der „ägyptischen Königstochter“ von Ebers, nur ohne die gelehrten Anmerkungen. Es ist in ägyptologischer Hinsicht als hervorragendes Werk angesehen worden, und die Philologen vor hundertundfünfzig Jahren haben die darin ausgesprochnen Ansichten mehrfach für die Hypothese verwendet, daß dem sechsten Buche der Äneide die ägyptische Theologie zu Grunde liege. Alle diese Gelehrsamkeit ist aber sehr geschickt mit der Erzählung verbunden, deren Inhalt hier kurz folgen möge.

Fünfzig Jahre vor dem trojanischen Kriege bestieg der bereits bejahrte Osoroth den Thron von Memphis. Seine Gemahlin ist Nephte, Prinzessin von This. Ihr Sohn Sethos ist der Held des Romans. Osoroth gehört zu den ziemlich indolenten Fürsten, die, je nachdem sie Beamte finden, die besten oder die schlechtesten Fürsten sind. Manche Litterarhistoriker wollen eine Charakterähnlichkeit zwischen Osoroth und Ludwig XV. erkannt haben. Da es dem König zu langweilig ist, selbst zu regieren, überläßt er seiner Gemahlin die Regierung, was von allen Seiten als höchste Weisheit gepriesen wird. In der That regiert Nephte mit Hilfe eines Weisen, Amedis, ganz vortrefflich. Da aber Seine Majestät nun nichts zu thun haben, geraten dieselben in die Netze der Hofdame Daluca. Königin Nephte verfällt darob in eine schwere Krankheit und fürchtet nicht ohne Grund, das Schicksal des Sethos und das des Reiches werde von dieser Daluca abhängen. Sie erliegt endlich ihrer Krankheit. Die feierlichen Gebete zu ihrer Errettung und ihr Leichenbegängnis werden genau und prächtig geschildert. Hier bietet sich die Gelegenheit zu religiösen Erörterungen, die den Leser außerordentlich fesseln. Die Einfachheit der Paläste und die Pracht der Grabmäler in diesem Staate beweist, daß Fürsten und Unterthanen sich mehr mit dem Orte ihres ewigen Aufenthalts als mit ihren

irdischen Wohnungen beschäftigen. Einundvierzig Richter entscheiden, ob Nephte eines Leichenbegängnisses würdig ist, und hierbei hält der Oberrichter auf die Königin eine Leichenrede, die als ein litterarisches Meisterstück gilt.

Daluca wird, wie man sich denken kann, zuerst Regentin, dann Gemahlin des Osoroth, dem sie zwei Söhne schenkt. Ihre Regierung bildet den vollkommenen Gegensatz zu der Nephtes. In satirischer Weise wird das dargestellt und geschildert, wie sie geschickt die Sitten zu verderben sucht. Jetzt beginnt die Erziehung des Sethos. Sie wird von Amedes geleitet. Wir lernen dabei den Zustand der Künste und Wissenschaften, Bibliotheken und Museen und alle Einrichtungen kennen, die im Staate Memphis zur Bildung des Talents bestanden. Sethos zeigt, wie man sich denken kann, bewundernswerte Anlagen und soll mit sechzehn Jahren die höchsten Weihen erhalten. Amedis führt ihn bei Nacht zur großen Pyramide und zu jenem geheimnisvollen Brunnen, von dem so viel erzählt wird — und nun begleiten wir den jungen Prinzen durch jene unterirdischen Wohnungen. In ergreifender Weise werden die körperliche Reinigung durch Wasser, Feuer und Luft und die Läuterung der Seele durch Gebete und Lehren, durch Schweigen und Einsamkeit und schließlich die Mysterien des Isis-Festzuges geschildert. Das war so recht ein Gegenstand des Interesses für das Lese- und Theaterpublikum des vorigen Jahrhunderts, der bis zu Mozarts „Zauberflöte" stark ausgenutzt wurde.

Von der düstern Pracht des antiken Aberglaubens werden wir bald wieder in das Treiben des Staatslebens versetzt. Durch Dalucas schlechte Regierung gerät das Reich in Krieg mit den Nachbarstaaten. Sethos eilt auf den Kriegsschauplatz — aber durch Verräterei des von der Königin beauftragten Feldherrn wird er in einem Nachtkampfe

schwer verwundet und bleibt für tot liegen. Äthiopische Krieger finden ihn, und er wird als Sklave an die Phönizier verkauft. Diesen ist er bei einer Unternehmung nach Ceylon Anführer. Er macht darauf eine Reise rund um Afrika, und hier wird uns nun — man sieht, der Verfasser versteht Mannigfaltiges zu bieten — die Gründung einer Kolonie und die Einfügung von Wilden in ein gesittetes Staatswesen geschildert. Sethos vereinigt bei diesen Unternehmungen die Geschicklichkeit eines Columbus mit dem milden Charakter eines Cook und dem militärischen Genie eines Cäsar. Er zivilisiert Neuguinea, gründet die Handelsniederlassung Neutyrus und nimmt den Namen Cheres an.

Da hört er, wie in der Heimat inzwischen ein Betrüger, Azores, das Gerücht, Sethos sei nicht getötet worden, benutzt hat und als falscher Sethos aufgetreten ist. Azores belagert Hieropolis, die Hauptstadt des Königs von This, dessen Tochter Mnevie den Pseudo-Sethos abgewiesen hat. Sethos eilt nach Ägypten, schlägt den Azores bei Hieropolis und wird mit dem Namen „Erretter" von den übrigen Königen begrüßt; die Prinzessin Mnevie aber entbrennt in heißer Leidenschaft für den Befreier. Nach nochmaligem Siege kehrt Sethos nach Memphis zurück. Dort giebt er sich zu erkennen, Osoroth dankt ab, Daluca tötet sich durch Gift. Nun aber ein überraschender Schluß. Sethos führt die Regierung nur fünf Tage. Nach fünftägiger Herrschaft dankt er zu Gunsten seines ersten Halbbruders ab, und damit noch nicht zufrieden, bewegt er Mnevie, den zweiten Halbbruder, der sie lange schon liebte, zu heiraten. Er selbst zieht sich mit dem Titel „König und Erretter" in den Tempel zu Memphis zurück, wo er fast täglich von seinen Brüdern um Rat gefragt wird. Der gewöhnliche Romanleser wird meinen, es wäre auch ein ganz befriedigender Schluß gewesen, wenn Sethos

sowohl die Krone wie die Geliebte behalten hätte, der Dichter läßt es anders kommen, und man muß sagen, es liegt etwas Erhabnes in dem doppelten Verzichte.

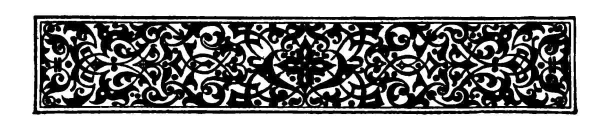
Das Werk ist in seinem letzten Teile nicht so unterhaltend, wie in dem ersten: in diesem ist auch viel über Regierungskunst und Staatsleben enthalten, aber nicht so viel, daß wir auf einzelnes eingehen möchten. Das wichtigste ist doch auch hier die Aufstellung eines Tugendvorbildes. Gibbon sagt mit Recht von Sethos, daß er viel origineller und abwechslungsreicher als Telemach sei, und doch ist Terrasson vergessen, und Fénélon wird unsterblich sein. Das liegt daran, daß dieser mehr zum Herzen spricht, und daß die tiefe Philosophie und Gelehrsamkeit, die der Verfasser des Sethos entwickelt, einer Zeit, die alles dem Vergnügen opferte, wenig zusagen konnte.

Wenn aber diese Dichtungen als weniger bedeutsam hingestellt werden in der Geschichte der Staatsdichtungen, weil sie die Ordnung von Staat und Gesellschaft weniger berücksichtigen, so ist das ein sehr einseitiges Urteil. Es war die Zeit, da sich zunächst alle Aufmerksamkeit auf die Gewalt und die Person des absoluten Fürsten konzentrierte, und so war es begreiflich, daß solche Romane wie Telemach und Sethos erschienen. Und gewiß haben sie ihre Wirkung auf die Entwicklung der Staatsidee geübt, mehr als manche gelehrte Werke. Mag man aber auch ihren Leserkreis und ihre Wirkung auf diesen nicht feststellen können, einen Mann gab es — das können wir nachweisen — der diese Schriften las, verstand und durchdachte: Friedrich den Großen. Wer dessen Werke durchblättert, wird manchem Gedanken aus den eben betrachteten Schriften begegnen. Erinnert uns z. B. nicht selbst das Motto seiner Regentenpflichten daran:

Drei Lehren faß ein Herrscher wohl ins Herz:
Die eine, daß er über Menschen herrscht,
Die andre, daß er nach Gesetzen herrscht,
Die dritte, daß er nicht auf immer herrscht!

Um aber den Beweis zu liefern, daß diese Ideenverbindung nicht auf allgemeinen Vermutungen beruht, darf erwähnt werden, daß in dem Exemplar des Sethos in der Berliner Bibliothek sich die handschriftliche Bemerkung befindet, daß dieser Roman eine Lieblingslektüre Friedrich des Großen gewesen sei.[53] Die meisten Leser werden das Gebäude dieser Königlichen Bibliothek in Berlin kennen mit der vielbesprochnen Aufschrift: Nutrimentum spiritus. Die wenigsten werden wissen, daß diese Inschrift ... aus Sethos stammt. Es ist die Inschrift der Bibliothek zu Memphis, die im „Sethos“ beschrieben wird.





Von dem Königreiche Ophir

1699

Kein einziger der bisher besprochnen Staatsromane ist in deutscher Sprache geschrieben. Jetzt wollen wir uns die erste und eine der wenigen deutschen Dichtungen dieser Art ansehn. Freilich ist nicht nur die Sprache deutsch: in seinem ganzen Inhalt und Plane verrät dieses Werk das theoretische Wesen eines deutschen Gelehrten, dessen poetische Ader ziemlich schwach war. Es ist so systematisch, so didaktisch, aber gerade dadurch ist es von Interesse, und gerade dadurch hebt es sich ab von der leichtlebigen französischen Art der Geschichte der Severamben und von deu nnübertrefflichen Schilderungen eines Fénélon und Terrasson.

Solch ein Werk kann man kaum mehr einen „Roman" nennen, wenn man es auch zu den Staatsromanen rechnet. Aber auch darin wird über einen Phantasiestaat uns allerlei Nettes erzählt. Und wer, wie wir, mein lieber Leser, solange Griechen und Briten, Franzosen und Italiener studiert hat, wird sich auch gern einmal mit dem Landsmann, dessen Namen wir



leider nicht wissen, abgeben. Ja selbst wer tief eingedrungen ist in die Geschichte der deutschen Litteratur und in die Geschichte des deutschen Staates, der wird sicher, wenn ihm dies Werk bekannt wird, Halt machen: denn er wird bald bemerken, daß die Ideen, die darin niedergelegt sind, einer Zeit des Umschwungs angehören. Die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zeigt in der deutschen Litteratur ein wenig erfreuliches Bild. Hofmannswaldau und Lohenstein sind noch die beherrschenden Namen. Eine Menge von Romanen erscheint, die jedoch keineswegs nur Liebesgeschichten enthalten, sondern die von dem Prunk und Zeremoniell, wodurch das Zeitalter Ludwigs XIV. sich auszeichnete, Schilderungen geben und die Hof- und Staatsaktionen beschreiben. In diesen „historisch-politischen" Romanen werden alle geheimen Staatskünste und tausend Nichtigkeiten mit ebenso wichtiger Miene wie windiger Gesinnung besprochen — Werner Happel lieferte in den achtziger Jahren jedes Jahr ein neues Opus derart. Die Sprache war verwildert und wie bekannt mit französischen Zuthaten vermengt, die Ideen waren ebenso fremdartig: man schmückte sich mit den Federn französischer Bildung oder trug den Zopf lateinischer Pedanterie. Da weht es uns doch wie Morgenluft einer neuen Zeit entgegen, trotz allem Pedantischen in der Form, wenn wir den Inhalt des Werkes betrachten, von dem hier einiges berichtet werden soll.

Dies ernste Werk erschien am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, kurze Zeit nachdem der kaiserliche General Schrebelin eine ergötzliche Landkarte von Utopien, dem Schlaraffen- oder Schalklande, ganz in der Art der Homannschen Karten angefertigt hatte.[54]) Es führt den Titel nach dem in der Bibel erwähnten Königreich Ophir, über das die Erklärer des Alten Testaments die verschiedensten Theorien aufgestellt haben,[55]) und woher, wie es 2. Chronika 9, 21 heißt, die Schiffe Sa-

lomos Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachten. Der genaue Titel lautet:

Der
wohleingerichtete
Staat
Des bißhero von vielen gesuchten/
aber nicht gefundenen
Königreichs Ophir/
Welcher
Die völlige Kirchen-Verfas-
sung / Einrichtung der Hohen und
niedern Schulen / des Königs Qualitäten /
Vermählungs-Art / Auferziehung der Kö-
niglichen Printzen und Printzeßinnen / die
Königliche Hoffhalt- und Regierung / die
dabey befindlichen Bedienten / Land und
Stadt-Obrigkeiten / deren Erwähl-Ver-
richt- und Besoldungen / ingleichen die so
wohl insgemein / als Insonderheit das
Staats- Policey, Justiz- Commercien-
Cammer und Gesundheits-Wesen / be-
betreffende Gesetze und Ord-
nungen /
Nebst allen zu wissen nöthigen Nachrichten und
Merckwürdigkeiten / vorstellet.

Leipzig /
Verlegts Friedrich Groschuff. 1699.

Das Buch ist, wie erwähnt, anonym erschienen, umfaßt 608 Seiten in Sedez und ist mit einem Titelkupfer geziert, das einen Fürsten mit einer Muschelkrone und mit umstrahlter Überschrift יְהוָה (Jehovah) darstellt. Für den Fachmann unterscheidet es sich

vorteilhaft von den übrigen Werken durch eine Beigabe, die man allerdings sonst bei solchen Phantasiegebilden nicht findet, nämlich durch ein sorgfältiges alphabetisches Sachregister.

Die Vorrede ist äußerst ergötzlich und versetzt uns ganz und gar — in das Jahr 1699. „Es liegt," so heißt es, „mehr als allzusehr am Tage, daß jetzo eine sorgenvolle und geldkleine Zeit; dahero jeder eifrig bemüht ist, den von der ganzen Welt zum Abgott erwählten Gold- und Silberklumpen anzubeten" . . und nun folgt eine lehrreiche und lange Aufzählung alles dessen, was der imstande ist zu erlangen, der diesen Schatz besitzt — er kann Belagerungen abkaufen und Ämter erlangen u. s. w., kurz er kann, was man so sagt, den Kuckuck tanzen lassen. Geld, Geld hat ganz besondre Kraft — es macht alles Unüberwindliche überwindlich und alles Unmögliche möglich — das Närrischste wird dadurch weise, und das Ungerechteste gerecht!" So war es also im Jahre 1699. So war es aber auch zu den Zeiten des weisen Königs Salomo: auch damals trieb viele die Gold- und Silberliebe hinaus, das reiche Land Ophir zu erforschen. Wir aber — so etwa ist der Schluß der Vorrede — werden auch hinausgeführt nach jenem Lande, jedoch nur aus einem andern Triebe, dem Triebe, das Religions- und Regimentswesen dieses Staates kennen zu lernen.

Damit sind zugleich die zwei Teile des Werkes, deren zweiter etwa vier Fünftel des Ganzen umfaßt, angedeutet. Der erste Teil beschäftigt sich nur mit den „Kultus-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten." Gleich dieser Teil ist von höchstem Interesse, indem er Fragen behandelt, die Deutschland besonders angehn. Alles das liegt uns näher, wie die fabelhaften Zustände der Sonnenstadt oder Sevarambiens. Das erste, was jemand erforschen wird in einem unbekannten Lande, ist die Religion, ob die

Leute Christen sind, echte Christen, oder nur dem Namen nach, ob die Religion mit albernen beutelspickenden Erklärungen verderbt, durch eigensinnige Klügelei verfinstert ist. Nichts von dem ist in Ophir. Das Bekenntnis der Einwohner ruht nur auf der Schrift. Merkwürdig ist, daß hier eine Einrichtung erwähnt wird, die an eine Art Generalsynode, an die Eisenacher Konferenz oder an den Evangelischen Bund, kurz an eine einheitliche Zusammenfassung der evangelischen Landeskirchen erinnern kann.[56]) Es giebt nämlich in der (exemten) Stadt Kadoschah einen kirchlichen Bundesrat, einen Kirchenrat, in den jeder Potentat einen weltlichen und einen kirchlichen Assessor absendet. Diese Behörde hat, nebenbei bemerkt, auch die Bücherzensur. Wir erfahren dann noch Genaueres von der Ordnung der Predigt, Kirchenmusik, Beichte. von den Hausvisitationen über die Kenntnis des Katechismus u. a. m. In den gesetzlichen Bestimmungen über die gemischten Ehen erkennen wir die Einwirkungen der beginnenden und durch den westfälischen Frieden nur äußerlich abgeschloßnen Religionskämpfe: die Heirat findet lediglich vor dem Pfarrer statt; dieser gestattet sie nicht, wenn die Nupturienten verschiedner Religion angehören, da durch solche Ehen zuviel Zwistigkeiten entsprechen. Der Staat Ophir ist durchaus religiös. Die Kirchen sind große Schulen, die Schulen kleine Kirchen. Auf das genaueste werden wir über die Verhältnisse der Hochschulen unterrichtet, und selbst für denjenigen, der heute etwa Eulen nach Athen tragen, d. h. über Reform der Studien schreiben wollte, fände sich dies und jenes von Interesse. So mancher Fuchs, der heute die Universität bezieht, ist schon erstaunt gewesen — besonders wenn er aus Militär- oder Beamtenkreisen stammt, — daß es Professoren giebt, „die nicht fertig werden." Wer Urkundenbücher der Universitäten kennen gelernt hat, der weiß, daß so etwas auch im fünfzehnten Jahrhundert schon

vorgekommen ist. Im Königreich Ophir, da ist es anders. Da sind vor allem die Professoren fleißig: sie müssen alle ihre Kollegien drucken lassen — ein entsetzlicher Gedanke, dessen Ausführung freilich zahlreiche Setzer beschäftigen würde —, und sie müssen, ein vorzüglicher Gedanke — am Rande bemerken ... wie weit sie gekommen sind. Dies letztere ist gar nicht so thöricht: ordentliche Professoren, die das „Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen" beachten, thun das (natürlich privatim) so wie so, unordentliche werden stets derartige Gewissenhaftigkeit bespötteln. Überhaupt werden die Professoren in Ophir sehr genau kontrolliert, und für versäumte Stunden findet sogar Gehaltsabzug statt! Nun hören wir, wie es in den einzelnen Fakultatibus zugeht. Die Theologen halten besonders exegetische und ethische Vorlesungen, liederliche Studiosi werden in dieser Fakultät nicht geduldet. In der juristischen Fakultät wird alles Recht hübsch nach der Reihe vorgetragen, und zwar „nach dem Verstande, nicht nach dem Worte." Die Studenten bekommen, wie auch neuerdings mehrfach verlangt worden ist, Akten in die Hand. Besonders wird darauf aufmerksam gemacht — ein Gedanke, der der historischen Schule vorgreift —, daß auch das Recht Bestandteil des nationalen Lebens ist, daß nicht Gesetze von ganz diversen Staaten hergeholt, sondern daß sie der Beschaffenheit des Landes angepaßt werden. „Kein Professor aber untersteht sich die Gesetze mit allerhand distinctiunculis und subdistinctionum subdistinctiunculis und mit denen weder in den legibus noch auch den rationibus enthaltenen casus zu verdunkeln und damit ungewissenhaften Advokaten zu allerlei Rechtsverdrehungen Anlaß zu geben."[57])

In der medizinischen Fakultät werden besonders der Lehrstuhl für Chirurgie und der für Pharmazeutik hervorgehoben, wovon es bekanntlich den letzten selbst heute nicht überall giebt.

Von den Philosophen hören wir, daß sie alle eklektisch verfahren, daß es keine besondre Sekte giebt: nur darf nichts wider Gottes Ehre gelehrt werden. Auch eine Professur der Baukunst (die ein Ingenieur inne hat), wird erwähnt. Eigenartig aber sind noch zwei Professuren an diesen Universitäten: es giebt an jeder einen professor morum und einen professor oeconomicus: jener lehrt den Anstand, sodaß man auf den Hochschulen die „manierlichsten Leute“ findet, und dieser, der zugleich die Universitätsgüter verwaltet, doziert, wie die Gelehrten auch ihr Hausregiment gut führen können. Auffallend ist, daß diese beiden Professoren ihre Vorlesungen an — Jesus Sirach und die Sprüche Salomonis anknüpfen und daraus ihre Zucht- und Haushaltungsregeln herleiten. — Fechtunterricht ist unbedingt verpönt!

Der zweite Teil, der in einundzwanzig Abschnitten das Regimentswesen behandelt, beginnt mit sehr unterhaltenden Kapiteln über den König und das Hofleben. Das Königreich ist ein Wahlkönigreich. Der König wird als ein Ideal ohne gleichen gezeichnet, wobei man unwillkürlich an das Gegenbild, das manche Monarchen jener Zeit boten, erinnert wird. Alle denkbaren Tugenden vereinigt er in sich, insbesondre Gerechtigkeit und Keuschheit. „Den schändlichen Liebesreizungen hängt er nicht nach, sondern sowie ihn seine Gemahlin mit herzinniglichen Karessen bedienet, also läßt er auch sich keine unzüchtige Nebenliebe einnehmen.“ Dieses Vorbild wirkt auf den Hof ein, und es ist bemerkenswert, wie verabscheut das Zoten an diesem Hofe ist. Wer sich erlaubt zu zoten, der muß ein oder mehrere Tage ein Paar Schweinsohren auf dem Kopfe tragen. Unter den nächsten Abschnitten, die von der königlichen Gemahlin, die Inländerin sein und ihre Kinder selbst stillen muß, von den Prinzen, der Hofhaltung, den Räten u. s. w. handeln, ist besonders der dritte

fesselnd. In ihm wird geschildert, wie der Kronprinz Reisen durch das Land unternehmen und was er dabei beobachten soll. Hier finden wir fast moderne Anschauungen, Anklänge an das, was man heute „Statistik“ nennen würde (vergleiche oben Seite 149), und recht verständige Anweisungen über die Art und Weise der Beobachtung auf Reisen. Bei den Universitäten — schon wieder diese, es muß doch wohl ein Professor gewesen sein, der dies schrieb — soll der Prinz sich erkundigen, „ob treulich und gründlich ohne weitläufiges Geschwätze und unnötige Zänkerei vorgetragen wird.“ Über Armenhäuser und Hospitäler soll er sich orientieren, bei den Zucht- und Spinnhäusern (die bekanntlich erst im siebzehnten Jahrhundert aufkamen und noch in einem erbärmlichen Zustande waren) soll er sich über Art und „Staffeln“ der Strafen (ein ganz trefflicher Ausdruck!), über die Arbeiten und das Verdienst der Sträflinge, Betstunden u. s. w. erkundigen.[58]) Aber nicht nur über diese öffentlichen Anstalten, auch über den Zustand der Privatgebäude, ihre Feuersicherheit, um die Verschuldung des Grundeigentums u. dergl. soll er sich unterrichten — man sieht, ein höchst reichhaltiges Kapitel.

Von den Gesetzen werden uns ganz besonders die das Religionswesen betreffenden mitgeteilt, die in mehr als einer Hinsicht von Interesse sind. Im allgemeinen herrscht eine Religionsfreiheit, wie sie etwa die bekannten Bestimmungen des westfälischen Friedens enthalten. Vor allem aber fallen die strengen Strafen gegen Religionsdelikte auf. Niemand soll eine andre Religion beschimpfen, bei Gelagen darf über Religion überhaupt nicht disputiert werden, und wer etwa damit anfängt, erhält einen Monat Zuchthaus. Ebenso auffallend sind die genauen und strengen Gesetze über Sonntagsheiligung und „Sonntagsschändung,“ die an das neue Strafgesetzbuch von Newyork erinnern:[59]) Sonntagsschän-

dung wird mit einem Jahre Zuchthaus bestraft. In Verbindung damit werden die Judengesetze erwähnt: die Hauptsache ist, daß die Juden in besondern Stadtteilen wohnen und enge Kleidung tragen müssen, um „Diebessachen" nicht verbergen zu können.[60]) Bei dieser Gelegenheit soll gleich die Anschauung der Ophirschen Gesetzgebung über die Bestrafung des Diebstahls Erwähnung finden, die ganz eigenartig ist: der erste und zweite Diebstahl soll nicht peinlich gestraft werden, sondern nur durch Verurteilung in duplum oder quadruplum: die Verurteilten müssen dies abarbeiten und bekommen ein Zeichen auf den Rücken eingebrannt; wer aber zum dritten male einen Diebstahl begeht, der soll lebenslänglich im Zuchthaus eingesperrt werden. Vielleicht haben einige Leser gehört, daß in allerneuster Zeit, seit kaum zehn Jahren, von Kriminalisten und Ärzten ganz ähnliche Vorschläge wegen dauernder Einsperrung rückfälliger Diebe gemacht worden sind. Diese Vorschläge mußten viel Beifall finden, da ja heutzutage so mancher Dieb sein fünftes und zehntes Bestrafungsjubiläum feiert und doch immer wieder auf die menschliche Gesellschaft losgelassen wird: sie stimmen merkwürdigerweise mit dem Ophirschen System überein.[61])

Eine Fülle von Gesetzen bezieht sich auf das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben und trägt einen durchaus-polizeilichen Charakter. Da finden wir die Bestimmung, daß bei den Hochzeiten das Zutrinken untersagt wird. Ein Mann, der Eheleute unfruchtbar macht, wird dadurch bestraft, daß seine Kinder ihren Namen verlieren und den des Geschädigten erhalten und im Zuchthause erzogen werden — eine etwas anfechtbare Maßregel! Da werden uns Armengesetze, Luxus- und Reisegesetze mitgeteilt. Etwas merkwürdig berührt es, daß, wer reist, je nach seinem Berufe über seine Reisebeobachtungen Bericht

erstatten muß, z. B. der Zoologe über Tiere, der Architekt über Bauten. Getreide- und Preisgesetze werden mitgeteilt, wobei wir erfahren, daß die Wälder meist in Felder umgestaltet werden (vor 200 Jahren unterschätzte man bekanntlich den Wert der Wälder außerordentlich und kannte noch keine rationelle Forstwirtschaft);[62]) über Ordnung von Handel und Gewerbe hören wir ebenfalls einiges, so z. B.. daß in den Städten, je nach der Größe, nur zwei bis vier Schankwirtschaften gestattet werden, daß die Handelsleute in Kompagnien, die durch das ganze Land organisiert sind, eingeteilt werden, daß die Buchstaben der Wegweiser mit Pech bestrichen sind, um vom Regen nicht zu leiden, u. a. m.

In einem Werke, das so auf Einzelheiten eingeht, fehlt natürlich auch eine genaue Darstellung des Militär-, Finanz- und Prozeßrechts nicht. Ja auch in dieser Beziehung gehört das Königreich Ophir zu den vollständigsten Werken. Vom Militärwesen ist hervorzuheben, daß alles ausgebildet, aber in der Regel nur der zehnte Mann herangezogen wird; beim Finanzwesen (Kammerwesen) die bis dahin nicht hervorgetretene Ansicht, daß der Accis nicht so hoch sein solle für Sachen, die auch die armen Leute brauchten (z. B. im Verhältnis nicht so hoch auf Bier wie auf Wein). In den letzten Kapiteln wird ein fast allzu ausführliches Prozeßrecht gegeben, das nur den Rechtshistoriker interessieren kann. Zu beachten ist, daß Advokaten, die zu lange Schriftsätze machen, kürzre umsonst anfertigen müssen, und daß Vergleiche nicht gestattet sind, da der Richter unbedingt an das Gesetz gebunden ist und danach recht sprechen soll. Der Strafprozeß ist wesentlich Inquisitionsprozeß, d. h. also der gemeine deutsche Prozeß, wie er damals herrschte, und auch die Strafen sind die nämlichen wie in Deutschland, sodaß darüber nichts näheres mitgeteilt zu werden braucht. Nur

eins ist bedeutsam: die Folter ist in Ophir unerhört — das wird als Ideal aufgestellt, einundvierzig Jahre, ehe der erste Schritt zu ihrer Aufhebung erfolgte!

Ganz besonders nett ist übrigens noch die Behandlung des Duells und der Duellanten in Ophir, zu deren Verständnis wohl darauf hingewiesen werden darf, daß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Duellunwesen so überhand nahm, daß man allgemein, allerdings ziemlich erfolglos dagegen eiferte. Wurden doch in Paris Ehrenhändel auf offner Straße ausgefochten, und wurden doch damals selbst Damen zu Schlägerinnen.[63]) Während nun von seiten einiger Gesetzgeber mit der Todesstrafe gegen den Zweikampf vorgegangen wurde, sind die Strafbestimmungen in Ophir etwas andrer Art. Wer einen andern zum Zweikampf herausfordert, muß sein Lebtag einen hölzernen Säbel und eine Narrenkappe tragen, eine Ehrenstrafe, die drakonisch auch auf seine Kinder ausgedehnt wird. Etwas milder wird mit den Duellanten von Adel verfahren, insofern hier die Strafe wenigstens auf den Thäter beschränkt bleibt: er bekommt einen geschloßnen Helm auf sein Wappen mit ein paar Brillengläsern und als Schildträger zwei Katzen, „weil er wider alle Generosität gehandelt."

Wie aber solche Thaten bestraft werden, so werden auch treue Dienste belohnt, insbesondre durch Verleihung des Adels und eines schönes Wappens, das eventuell dem alten hinzugefügt wird. Auch findet sich neben der Residenz „ein Ehrenplatz der Wohlverdienten" mit Säulen und Brustbildern. Das alles wird nach den Regeln der Heraldik aufs genaueste beschrieben,

„und also — so schließt das merkwürdige Buch im Hinblick auf den oben erwähnten Bibelspruch — ist der völlige Staat des Königreichs Ophir be-

schaffen. Ist aber jemand begierig zu wissen, wo dasselbe sei, der nehme zum Beschluß diese Nachricht: wo die wahre christliche Religion in reiner Lehre und heiligem Lebenswandel sowohl der Lehrer als auch der Zuhörer fleißig im Schwange geht, da ist das reinste gediegenste Gold; wo Recht und Gerechtigkeit ohne Unterschied gehandhabt wird, da ist das feinste Silber; wo Handel und Wandel in gutem Flor, da ist viel nutzenbringend Helffenbein; wo die Unterthanen nichts als christlöbliche Thaten ihres Regenten vor sich sehen, da sind die besten Affen; wo alle königliche Bediente für das Heil ihres Herrn und Aufnehmen des gemeinen Besten treulich und unermüdlich sorgen, da sind die wachsamsten Pfauen; wo aber dieses alles, da ist das Königreich Ophir."

Dieses Werk wird nun freilich viele anmuten wie ein Lehrbuch mit seiner doktrinären Paragraphenseligkeit. Wie oft eine seitenlange trockne Aufzählung der Gesetze und Anordnungen! Wahrlich einen Dichter oder Fabulisten möchten wir den Verfasser nicht nennen, der so sehr auf Ausschmückung verzichtet, keine ausschweifende Phantasie besitzt, keine brennenden Farben aufträgt. Und doch steht dies Werk sehr viel höher als manche andre Utopien, die noch heute gelesen werden, und die für das große Publikum unterhaltender und pikanter waren. Denn im Unterschiede von allen andern Staatsromanen wird hier weder die Rechtsstellung der Bürger noch die Verfassung geändert, sondern es wird das Bestehende zur Grundlage genommen und eine innerliche Besserung versucht. Darum aber gerade ist dieses Werk so sehr viel vernünftiger als jene Phantastereien; der Schlußsatz sagt ja alles, wenn man ihn mit der Vorrede zusammenhält: nicht wo der Mammon König ist, ist das Glück; da, wo die Menschen tugendhaft sind und ihr Wandel christlich ist, da ist der glückliche

Staat. In dieser Hinsicht ist das Buch, das im Vergleich zu den übrigen betrachteten weniger durch seine Form als durch seinen Inhalt wirkt, vortrefflich.

Die darin niedergelegten Gedanken sind aber, noch von einem andern Standpunkt aus gesehen, höchst bedeutsam. Das Königreich Ophir ist historisch interessant, es giebt uns ein getreues Abbild von dem Staatsideal an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Es ist das Staatsideal des „Wohlfahrtsstaates," das von der beginnenden Rechtsphilosophie, von Grotius und Pufendorff vorbereitet, von Thomasius und Wolff ausgebildet, vom aufgeklärten Despotismus verwirklicht worden ist.[64]) Es lohnte sich in der That, das fast vergeßne Königreich Ophir mit dem Werke des Breslauer Gerbersohns Christian Wolff zu vergleichen, den man den offiziellen Staatsphilosophen des großen Friedrich genannt hat. Christian Wolff veröffentlichte 1720 in sieben Bänden seine „vernünftigen Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, insbesondre von dem gemeinen Wesen zur Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, den Liebhabern der Wahrheit gewidmet." Fast wörtlich stimmt hier manches mit dem „Königreich Ophir" überein. Jedenfalls aber ist es derselbe Gedanke, der das Ganze durchklingt, ein Gedanke, der zwei Jahrhunderte zuvor noch nicht vertreten werden konnte: der Staat hat die Aufgabe, das Glück der Bürger zu befördern, er ist eine Anstalt für die Wohlfahrt aller — nichts von Rechtsstaat, nichts von Verfassung oder Landständen, nichts von Selbstverwaltung oder Gewissensfreiheit — nein die tiefsten Eingriffe in die persönliche Freiheit, die Kontrolle des geistigen Lebens durch die Zensur, die Verpflichtung, über jede Reise gehorsamst zu berichten — alles dies wird gerechtfertigt, nur um der Wohlfahrt, der Beglückung willen. Dem heutigen Geschlechte erscheint solche Theorie lächerlich, obgleich

man neuerdings ganz anders wie noch vor vierzig, fünfzig Jahren wieder ähnliche Ideen besprechen hört: ja es wird wohl sogar hie und da wieder die Ansicht laut, daß die Aufgabe des Staates, die „Wohlfahrt seiner Bürger zu fördern" — (vergleiche z. B. die Einleitung unsrer Reichsverfassung!) — keineswegs veraltet sei, sondern vielleicht in nächster Zukunft wieder aufleben werde. Sollte das geschehen, so würde es in andrer Form als früher geschehen. Im vorigen Jahrhundert wurde diese Wohlfahrtstheorie mit allen ihren Übertreibungen lächerlich und lästig, weil es in Deutschland über dreihundert Staaten und Stätlein gab, deren jeder nach seinem Belieben bestimmte, was „Wohlfahrt" sei. Die Karrikatur dieser Wohlfahrtsbestrebungen wurde endlich durch das comité du salut public gegeben, das es für zuträglich hielt, möglichst viel Köpfe abzuschlagen. Gewiß konnte das Volk für einen Staat, der sich in die Kleinigkeiten des Alltagslebens einmischte, keine Sympathien haben, und es mußte dahin kommen, daß solch ein Staat als eine Zwangsanstalt der Volksbeglückung empfunden wurde: denn bekanntlich will jeder lieber nach eigner Façon unglücklich werden als sich zu seinem Glücke zwingen lassen. So kam es, daß der absolute Staat, der aufgeklärte Despotismus, der Eudämonismus oder wie man es nun nennen will, unerträglich wurde und zum modernen Verfassungsstaate überleitete. Aber wir dürfen, wenn wir an das Ende des Wohlfahrtsstaates denken, der alles für das Volk und nichts durch das Volk that, der endlich zum „Polizeistaate" geworden war, nicht vergessen, daß seine Idee eine der bedeutsamsten in der deutschen Staats- und Verwaltungsgeschichte gewesen ist. Jetzt zum erstenmale wird der Blick des heranreifenden Beamten von den Interpretationen römischer Codices und der geistlosen Kasuistik der Kriminalisten in Carpzowschem Tone auf das Wohl des Ganzen

gelenkt und zu einem kühnen Idealismus erhoben. Das ist die Bedeutung der Theorien vom Wohlfahrtsstaate, die zwar später überwunden sind, die aber bis auf Kant in Deutschland, Holland, Frankreich, Italien geherrscht, und denen bewußt oder unbewußt viele Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts gedient haben. Aus diesem Grunde aber ist das Königreich Ophir von hervorragender Bedeutung in der Litteraturgeschichte des deutschen Verwaltungsrechtes. Vermutlich ist es in dem Kreise der neubegründeten Universität Halle entstanden, wo Pufendorffs und Wolffs Ideen zuerst eine Stätte fanden.[65]) Und wenn wir auch den Autor nicht kennen, so dürfen wir ihm doch die höchste Anerkennung aussprechen. Sein Werk hat, freilich ohne fesselnde Ausschmückung, aber in Vollständigkeit und Tiefe uns ein Bild von dem Ideal gegeben, das sich die führenden Geister an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vom Staate machten.





Eine Reise in die Erde

Im 9. Kapitel war es, mein lieber Freund und Reisegefährte — denn so darf ich dich, der du so viele Reiche mit mir durchwanderst, wohl nennen —, da führte ich dich zu dem wunderbaren Gottesstaate in Südamerika. Jetzt soll unsre Losung sein: auf nach dem Nordlande! Der Phantasie macht es keine Schwierigkeiten, mit Blitzesschnelle zu diesem jetzt beliebten Reiseziele zu gelangen. Wir befinden uns unter dem 61. Grade nördlicher Breite, in der Stadt Bergen, die ausgezeichnet ist durch ihre herrliche Lage, ausgezeichnet durch den häufigen Regen, mit Heidelberg und Salzburg vergleichbar. Wir lustwandeln auf der Anhöhe Fløjen bei Bergen und nähern uns der Stelle, von der die Erzählung, mit der wir uns jetzt beschäftigen wollen, ihren Ausgang nimmt. Dem Dichter dieser Erzählung ist auf dem Markte von Bergen, von dem aus man nach allen Seiten die großartigsten Blicke auf die lieblichen, den Fjord umgebenden Anhöhen genießt, ein Denkmal errichtet worden. Mit freundlichen Zügen schaut uns Ludwig Holberg an. Er ist der Verfasser eines der eigenartigsten Werke, das den Titel führt:

Niels Klims Wallfahrt in die Unterwelt.[66])

Schon aus diesem Titel sieht man, daß es eine kleine Abwechslung giebt, und daß es sich diesmal um kein irdisches, sondern um ein unterirdisches Reich handelt. Diese Dichtung ist das reine Märchen.

Nikolaus Klim hatte 1664 in Kopenhagen ausstudiert und kehrte nach seiner Vaterstadt Bergen zurück, gelehrt und geleert, wie mans nimmt, mit guten Zeugnissen von zwei gelehrten Fakultäten, doch ohne die nötigen Zeugnisse der hochmögenden weltlichen Fakultät, ohne Wechsel! Als ein eifriger Naturforscher erklomm er die steilsten Felsen und durchkroch alle Höhlen in der Umgebung seiner Vaterstadt — er wurde dabei zwar stein-reich, blieb aber doch blutarm und wollte fürderhin nicht auf Kosten andrer leben. So entschloß er sich zu einem kühnen Wagstück. Auf dem vorhin erwähnten Fløjenberge war der Eingang zu einer wunderbaren Höhle, die sich von Zeit zu Zeit öffnete und schloß und dabei einen sonderbaren Duft ausströmte. Diese zu entdecken und sich selbst Ruhm und Reichtum zu erringen, — das beschloß unser Nikolaus Klim. An einem Donnerstage des Jahres 1665 machte er sich auf den Weg. Vier Knappen mit Strickleitern, Stangen und Hacken begleiteten ihn. Am Eingang der Höhle band er sich ein Seil um den Leib, nahm eine Hacke in die Hand, gab den Auftrag, wenn er schreien würde, ihn wieder hinaufzuziehen, befahl sich Gott und ließ sich hinab — aber in einer Tiefe von zehn bis zwölf Ellen riß das Seil, er hörte nur noch ein Geheul der Gefährten und sank mit rasender Schnelligkeit tiefer und tiefer. Das war kein regelloses In-der-Luft-herumflattern, sondern ein Fallen, das aus einem geraden Hinabsinken allmählich in eine Kreisbewegung überging — endlich ließ auch diese nach, und kurz und gut, Herr Klim gelangte auf dem Planeten Nazar im Innern unsrer Erde,

die eine Hohlkugel ist (was auf einer einer ältern Ausgabe beigefügten Karte sehr einfach, wie untenstehend illustriert ist). Der Planet Nazar schwebt in dieser Hohlkugel, deren Mitte die unterirdische Sonne bildet. Klim verfällt in tiefen Schlummer; aus süßen Träumen erweckt ihn das Gebrüll eines Ochsen. Erschreckt flüchtet er auf einen Baum — aber wie muß er erstaunen, als dieser Baum zu kreischen beginnt und sich bewegt und andre Bäume auf ihn zustürzen. Man muß nämlich wissen, daß in diesem Lande die Bewohner Bäume sind, und daß jener Baum, auf den sich Klim retten wollte,



eine vornehme Dame war. Je nachdem jemand Zweige hat, ist er angesehen, so hat z. B. der Sekretär des Königs elf Zweige und schreibt elf Briefe zugleich. Einen andern Unterschied als diesen auf der Anzahl der Zweige begründeten giebt es in Nazar nicht. Wir haben nun gleich Gelegenheit, einer Gerichtssitzung beizuwohnen, da Klim angeklagt wird, jene Dame durch den Versuch, ihr Gewalt anzuthun, beschimpft zu haben. Im Rathause der Stadt Keba findet die Sitzung statt, bei der sofort die ganze Eigenart der Potuaner — das Fürstentum heißt Potu — hervortritt. Von den mit Schaffellen bekleideten Advokaten werden kurze Reden gehalten,

aber mehrere male wiederholt. Nur wer langsam denkt, gelangt zu Ansehn, wer eine Sache schnell faßt, dem traut man keine Urteilskraft zu. Merkwürdig ist auch die Strafe. Klim wird nämlich zur Ader gelassen und sein Blut wird untersucht. Erst staunt Klim über die Dummheit dieses Volkes — später wandelt sich seine geringe Meinung in Bewunderung: anstatt der verstümmelnden Strafen die Untersuchung, ob ein Verbrechen aus der Verdorbenheit der Säfte herrühre — wahrlich der modernste Realismus im Strafrecht kann nicht mehr verlangen, als daß in dieser Weise die Neigung zu Strafthaten im Geblüte statt im Gemüte gesucht wird.

Nach diesem Ereignisse wird an den Fürsten berichtet, daß ein vernünftiges Geschöpf von der Erde herabgefallen sei, und der Fürst befiehlt, daß diesem zunächst Unterricht in der Landessprache erteilt werde. Nachdem dies geschehen, erhält Klim ein Zeugnis, wonach er wegen seiner schnellen Fassungskraft als zu keinem höhern Amte fähig bezeichnet und von dem Rate der Stadt als Läufer des Hofes empfohlen wird, da ihn die Leichtigkeit seiner Bewegungen vor den schwerfälligen Baummenschen vorteilhaft auszeichne. Und richtig erhält er diese Stellung: er wagt es zwar, gegen das Zeugnis zu remonstrieren, verwirkt aber dadurch eine schwere Bestrafung, die ihm nur im Hinblick auf sein übereiltes Urteilen als Erdenbewohner erlassen wird. So ist nun unser guter Nikolaus Klim vier Jahre lang Läufer am Hofe zu Potu, nachdem seine Kleidung im Museum daselbst mit der Inschrift: „Dies ist die Kleidung eines Tieres aus der obern Welt" aufgehängt worden ist. In seiner neuen Stellung hat der Läufer reiche Gelegenheit, alle Eigentümlichkeiten der innerirdischen Welt kennen zu lernen. In sechzehn Monaten vollendet der Planet Nazar seinen Lauf, und so hat das Jahr sechzehn Monate: Tag

und Nacht werden nicht unterschieden; in diesem Lande ist ewige Helle, wie im Nordland zur Sommerszeit (schon das allein ist ein Zustand, den man nicht als begehrenswert bezeichnen möchte). Wir hören nun gar vieles von den Einrichtungen und Anschauungen in diesem Lande, meistens außerordentlich witzige und geistreiche Beschreibungen. Da wird uns z. B. von den Hochschulen erzählt, daß medizinische und theologische Fakultäten nicht bestehen, jene nicht, weil die Leute mäßig und infolgedessen gesund sind, diese nicht, weil die ganze Theologie, „nur zwei Seiten einnimmt“ und nur das Gebot enthält, „Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der in einem andern Leben die Tugenden belohnen und die Laster bestrafen wird, zu ehren und zu lieben“ (in diesen wenigen Worten ist viel gesagt, was spätere Staatsromane bestreiten!), und weil Untersuchungen und Wortwechsel über diese Sätze verboten sind. Die Potuaner sagen, unser Verstand sei für diese Dinge so wenig geschaffen, wie das Auge der Eule für den Anblick der Sonne. Wir hören von der Einrichtung der Censoren bei Leichenreden und wohnen der einfachen Promotion eines Dozenten bei. Dem gegenüber wird uns mit beißender Satire auf die in der Oberwelt damals sehr üblichen — und auch heute ja noch an einigen Universitäten nicht aufgehobnen — Disputationen erzählt, daß in Potu die Disputationen zu den Schauspielen gerechnet und als „Sport“ betrieben werden! Reiche Leute halten sich nämlich dort ... nicht Jagdhunde, Pferde und Jockeys, sondern Disputatoren, die zu den jährlichen Worthetzen tüchtig abgerichtet werden: dabei wird denn gewettet, gerade wie am Totalisator in Hoppegarten oder Baden-Baden, und für ein animal disputax werden Summen geboten, wie für einen englischen Renner. Ein solcher Kämpe ist aber auch für den Kapitalisten, in dessen Futter er steht, äußerst wertvoll und ge-

winnt ihm großes Vermögen, indem er mit einer Zungengeläufigkeit ohne gleichen die Gegner rechts und links mit logischen und dialektischen Netzen umgarnt, seinen Hieben mit Distinguieren, Subsumieren und Limitieren geschickt ausweicht und ihn schließlich dahin bringt, wohin er wollte.

Doch genug hiervon. Das Werk ist unerschöpflich an solchen Scherzen. Es ist aber unrichtig, zu behaupten, daß es über den Staat selbst nichts enthalte. Das siebente Kapitel schildert uns auch die Verfassung dieses Staates Potu. Dabei wird gleich mit einer höchst weisen politischen Erzählung begonnen. In Potu ist nämlich die Thronfolge seit einem Jahrtausend erblich. Nur einmal wurde ein Versuch gemacht, an diesem Grundsatze zu rütteln. Es hatten einige, da die gesunde Vernunft dies zu fordern scheint, mehr auf Talent und Geist als auf die Geburt bei der Wahl eines Regenten sehen wollen, und so hatte man den Philosophen Rabaku zum Regenten gemacht. Zuerst regierte er trefflich. Aber bald zeigte sich der Irrtum des Satzes, das Land sei glücklich, das von Philosophen regiert werde [Platon!]. Nur kurze Zeit vermochte Rabakus Tugend und Klugheit etwas wider die Vorurteile, die sich an seine niedre Herkunft knüpften. Die mit ihm aufgewachsen waren, fühlten sich zurückgesetzt, und als er schließlich von Milde zu Strenge übergehen mußte, kam es zu offnem Aufruhr. Da legte der Philosoph freiwillig die Regierung in die Hände des Fürsten zurück, dem sie seiner Geburt nach zukam, und mit dem alten Herrscherhause kehrte der Friede wieder ein. Auch später wurde ein vermittelnder Vorschlag eines andern Philosophen, man solle unter den successionsberechtigten Prinzen den fähigsten auswählen, aus Furcht vor Zwistigkeiten abgelehnt. Seitdem steht die Todesstrafe auf alle Projektenmacherei.

Das ist das eine, was in dieser Verfassung

merkwürdig ist: wer ein Projekt macht, muß mit einem Strick um den Hals auf dem Markte stehen, solange darüber beraten wird; wird es abgelehnt, als dem Staatswohle widersprechend, so büßt er sein Wagnis mit dem Tode. Überhaupt ist man mit neuen Gesetzen sehr sparsam und geht bei der Gesetzgebung äußerst langsam zu Werke. Jeder neue Gesetzesvorschlag wird erst in allen Rathäusern des Landes ausgestellt, und jeder kann seine Einwendungen der besonders für diesen Zweck bestehenden Behörde einsenden. Glossiert dürfen Gesetze überhaupt nicht werden. In politischen Dingen ist die Denkfreiheit noch eingeschränkter als in Glaubenssachen, denn wer hierin irrt, sagen die Potuaner, thut dies auf eigne Gefahr, wer aber den Sinn eines Gesetzes anzweifelt oder verdreht, vergreift sich an der Majestät des Staates und an der Ruhe der Gesellschaft.

Die andre Eigentümlichkeit dieses Staatswesens zeigt sich in der möglichsten, jedoch nicht unbedingten Standesgleichheit. Auch hier war dereinst der Unsinn der Titelsucht aufs höchste gestiegen, beinahe wie auf der Oberwelt, wo man Lahme „Wohlgeboren" und wo man Findelkinder „Edelgeboren" nennt. Hecken und Dornen saßen obenan, zehn- und zwölfästige Eichen und Cedern nahmen die untersten Stellen ein, Frauen sogar ließen sich „Küchenrätinnen" nennen, und Bettler „Almoseneinnehmer." Da wagte es endlich ein Baum, sich den Strick um den Hals legen zu lassen — und einstimmig wurde sein Vorschlag, diesem Mißbrauche zu steuern, angenommen. Jetzt sind alle Bürger gleich, nur kann man aus der Formel der Gesetze ersehen, wie die einzelnen Stände gewertet sind: „Wir verordnen und befehlen dies unsern Bauern, Fabrikanten, Kaufleuten, Handwerkern, Philosophen, Künstlern und Hofbedienten."

Im Archiv fand man eine noch genauere Rangordnung, worin ad 1 und 2 die um den Staat

hochverdienten und die ihm unentgeltlich dienenden, die Kaufleute erst ad 9, ad 10 die Hofbedienten mit fünfhundert Rupatis, ad 11 die Hofräte mit tausend Rupatis Gehalt aufgeführt sind. „Groß“ ist in Potu nur, wer viele Kinder hat, nicht wer wie Alexander und Cäsar, nachdem er das Leben von Tausenden geopfert hat, kinderlos stirbt. Wer sechs Kinder hat, ist abgabenfrei. Im übrigen giebt es — abgesehn von dem oben erwähnten Vorzuge der Ästezahl — nur den Vorzug der Tüchtigkeit. Zu allen Ämtern werden nach genauen Zeugnissen nur die Fähigsten berufen, und es giebt keine Protektion. Während Klim sich dort befindet, bekleidet eine siebenästige Witwe eins der ersten Staatsämter — aber einer ihrer Brüder ist Hofschlächter, der andre Kellermeister. „So viel weniger hilft dort die freundvetterschaftliche Nachhilfe als bei uns, wo gewisse Ämter in gewissen Familien herumkreisen, und erbarmungswürdige Schleicher auf geebneter Vetternstraße in den Tempel der Ehre einziehn.“

Zum Schluß dieses Kapitels werden aus dem für den Kronprinzen angefertigten Kompendium der Moral und Politik, „Steuerruder des gemeinen Wohles“, zwanzig Regeln für den Fürsten mitgeteilt, deren Wiedergabe hier zu weit führen würde, insbesondre wie er die Räte, die am häufigsten widersprechen, für die redlichsten halten, vor allem einen guten Erzieher für den Thronfolger wählen, keine unnützen, Trägheit befördernden Stiftungen bestätigen sollte u. dgl. m.

Nun aber ist von den Schicksalen Klims weiter zu berichten. Nachdem er zwei Jahre lang Botschaft gelaufen, wird er ausersehen, den Planeten Nazar zu entdecken, wozu er wegen seiner Schnellfüßigkeit sehr geeignet ist. Durch diese Entdeckung und Beschreibung will sich der König berühmt machen. Da überall die gleiche Sprache gesprochen wird, ist

die Reise nicht allzu schwierig, und so gelangte er nun in eine Reihe der merkwürdigsten Länder, deren Beschreibung uns immer neue Überraschungen bietet, und bei der sich der Dichter wirklich selbst in Satire und Anspielungen übertrifft. Im Lande Quamso strotzen die Leute von Gesundheit, sie kennen keine Sorge und keine Krankheit und werden so alt, daß sie endlich versteinern; diese Leute sind ebenso gefühllos wie langweilig.

In Lalak, das wirklich ein Schlaraffenland ist und alles im Überfluß bietet, sind die Einwohner um nichts glücklicher: sie verfaulen sozusagen bei lebendigem Leibe, die meisten entleiben sich selbst. Hier wird dem Reisenden deutlich, wie ein Land, das als ein Paradies der Seligen erscheint, nur der traurige Aufenthalt mitleidswürdiger Stumpflinge sein kann.

Im Lande Nardak giebt es acht Arten von Menschen je nach Zahl, Form und Lage der Augen, mit drei, mit vier Augen, mit länglichen, viereckigen Augen u. s. w. Nur die, die längliche Augen haben, bilden die erste Klasse; aus ihnen gehen alle Beamten und Würdenträger hervor — nur wer einen Eid ablegt, „daß die heilige Sonnentafel ihm länglich vorkomme,“ kann ein Amt erhalten.

Ein andres Land zeichnet sich durch Gold- und Silberbergwerke aus und hat unendlichen Reichtum. Aber die Bewohner sind alle Sklaven ihrer unersättlichen Habgier, sie schlafen mit den Geldschrankschlüsseln in den Händen, in ihren Schulen wird nicht Religion, sondern nur Rechnen gelehrt, und in den Kirchen das Einmaleins gesungen.

Das kleine Land Quamboja zeigt Klim, wie die Natur ihre Ordnung verkehrt hatte: hier werden die Leute mit den Jahren ausschweifender, flatterhafter und dümmer und schließlich ganz kindisch, sodaß

denen, die vierzig Jahre alt sind, kein Amt mehr anvertraut wird, sie vielmehr unter Vormundschaft der jüngern gestellt werden.

Von da kommt Klim nach Kockleku, dem Reiche der Weiber. Diese führen das Regiment und sind hochgeschätzt, die männlichen Sträuche (die Einwohner beiderlei Geschlechts sind Wachholdersträuche) besorgen die Küche und sind gering geachtet. Ungereimte Erzählungen und Märchen nennt man hier „Männergewäsch." Im prächtigsten Gebäude des Staates, dem Harem der Königin, werden zu ihrem Vergnügen dreihundert schöne Jünglinge und Männer gehalten.

An dies Fürstentum grenzt das Land der Gelehrten, wo es übel aussieht. Die Straßen sind holprig und kotig, und es heißt nur überall, das wird bald besser werden, sobald die großen Geister sich um derlei Lappalien kümmern können. Hier ergeht es unserm Klim sehr übel. Er hat ein Abenteuer (Forum urbis diversae ornabant statuae. His accedebam, periculum facturus, ecqua forte epigrammata legere possum. Sed dum in eo conatu desudo tergum mihi incalescere ac madidum fieri animadvertebam. Hinc retrospiciens ut fontem calidi fluminis detegerem conspicabar philosophum, posterioa mea permingentem. Nam meditationibus abstractus statuam me credidit, ad quam vesicam exonerare solebat.), wodurch es zu einem Streite und zu seiner Verhaftung kommt, und wegen seines seltsam erscheinenden Körperbaues wäre er beinahe viviseziert worden.

Noch eine ganze Menge von Ländern werden durchstreift, das Land der Betrüger und das der Gottesläugner, ein Land, wo die Leute nicht zu Bette gehen, und ein andres, wo alle Religionsparteien in Frieden bei einander leben; ein Tributstaat, dessen Bewohner das Herz im rechten Oberschenkel haben, und das unglückliche Kiliak, wo den Leuten Zeichen

auf der Stirn stehen, die genau angeben, wieviel Jahre sie gelebt haben, und wie lange sie noch zu leben haben, dann ein Land, wo die Leute nur vier Jahre, ein andres, wo sie vier Jahrhunderte alt wurden. Besonders merkwürdig ist das Land Arkarak, wo die Leute mit sieben Köpfen geboren werden und wahre Universalgenies waren, bis ein Gesetz anordnete, daß nur Einköpfer zu Ämtern gelangen könnten: so lassen sich viele sechs Köpfe abnehmen, wodurch die verwirrten Ideen verschwinden und der gesunde Menschenverstand wieder fruchtbar wird. Sehr viel besser ergeht es einzelnen Einwohnern von Kabak, die gleich von Geburt an ganz kopflos sind und durch eine mundähnliche Öffnung in der Brust sprechen. Die Kopflosen sind sehr brauchbare Leute, man macht sie zu Kammerherrn, Küstern, Pedellen und nimmt sie auch unter die Räte auf. Sind doch in jedem Kollegium kopflose Beisitzer, bei denen mehr die Passivität des Sitzfleisches als die Aktivität der Gehirnnerven in Anspruch genommen wird, sehr brauchbar. „Es ist wirklich bisweilen wo nicht besser, ohne Kopf geboren zu werden, doch wenigstens sicherer." Die Hauptstadt dieses Landes ist eine der prächtigsten: sie hat einen Hof, eine Universität und eine prachtvolle Kirche.

Man sieht, hier sind die menschlichen Schwächen mit feiner Beobachtungsgabe geschildert, und zugleich ist das Thörichte so mancher Wünsche und Träume von vollkommnen Einrichtungen mit zum Teil äußerst treffender Satire gegeißelt — im vorhergehenden aber sind noch lange nicht alle Länder auch nur aufgeführt worden. Erwähnt mag noch werden, daß Klim ziemlich zum Schlusse in das „Land der Freiheit" gelangt, wo nur der Grundsatz gilt: „was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue auch ihnen nicht." Schwärme von Bürgern ziehen durch die Gassen, die Häuser sind verrammelt und mit Bewaffneten be-

setzt, sodaß Klim sich bald aus dem Staube macht und sich erst wieder für frei hält, als er das Land der Freiheit im Rücken hat!

Nach seiner Rückkunft nach Potu kann es nun Klim doch nicht lassen, mit einem Projekt hervorzutreten. Er will nach seinen Erfahrungen in Kockleku die Verfassung dahin ändern, daß die Teilnahme der Frauenzimmer an den Regierungsgeschäften eingeschränkt werde. Aber der Neuerungsvorschlag wird zurückgewiesen, und er hat die Todesstrafe verdient. Nur weil ihm der Planet Nazar nicht das Leben gegeben hat, wird sie in die zweitschwerste Strafe, „Verbannung nach dem Firmament," verwandelt. Das innere Firmament betrachten die Potuaner als Verbrecherkolonie; alljährlich zweimal erscheinen große Postvögel — eine Art Vogel Rock —, die die Verurteilten zum Firmament transportieren Netze werden über die Vögel geworfen kurz vor der Zeit ihres Abzugs, und an diesen Netzen mit Strängen werden Kisten für je einen Verbrecher befestigt.

So wird unser Klim zum Firmament entführt, jener Innenwand unsrer Erdkugel, wo die wahren Antipoden der oberirdischen Menschen wohnen. Hundert Meilen soll die Entfernung betragen, etwa vierundzwanzig Stunden dauert die Reise des Riesenvogels, der fein säuberlich die Luftportechaise auf dem Lande Martinia absetzt. Dieses Martinia ist das Affenland, und in köstlicher Weise wird uns der Gegensatz dieses Staates zu dem Staate der steifen, alles nach Vernunftgründen abwiegelnden Bäume geschildert. Hatte Klim dort den Namen des Vorzeitigen bekommen, so nennt man ihn hier den dummen Teufel. In diesem Lande werden nämlich nur die geschätzt, die sich schnell in etwas finden und den andern einen Dunst vormachen können, und hier gelangen die Projektenmacher bald zu Stellungen. Unbeständigkeit aller Trachten und Sitten, fortwährender Wechsel

der Gesetze und Einrichtungen zeichnet dieses Volk aus. Begreiflicherweise ist hier das Recht bei dem ungeheuern Schwall von Gesetzen nur eine Formalität ohne allgemeines Prinzip. Auch die Religion ist mehr zeremoniell als erbaulich, 230 Meinungen giebt es über die Gestalt Gottes und 396 über Wesen und Eigenschaften der Seele. Kaum hatte ein Affe gehört, daß auch das Obere der Erdrinde bewohnt sei, so gründete er sogleich eine „Handelskompagnie nach der obern Welt," um die Erdkruste zu durchgraben und einen Weg nach der Oberwelt zu bahnen. Alle Leute kaufen Aktien um die Wette: freilich kommt einer Menge Familien diese wilde Spekulation teuer zu stehen, und die Gesellschaft geht ein, nachdem man die Thorheit eingesehn hat — nichtsdestoweniger erhält der Projektenmacher den Zagelbandorden, da man sich sagt, „schlug das Wagnis gleich nicht an, war doch lobenswert der Plan." Klim wird zuerst Sänftenträger des Oberstadtschreibers, kommt aber bald auf den geistreichen Gedanken, eine Perücke zu erfinden. Diese erringt solchen Beifall, daß man in großer Senatssitzung diesen Kopfputz zunächst für die höhern Stände einführt, später aber dem ganzen Volke den Gebrauch der Perücken gestattet. Klim selbst, in der martinischen Sprache Kakidoran genannt, erhält ein Gnadengehalt und den erblichen Adel. Doch bald darauf ereilt ihn das Schicksal. Die Gemahlin des Oberstadtschreibers, deren Verlockungen er zurückweist, verhält sich à la Potiphar, und erkaufte Zeugen bestätigen erdichtete Beschuldigungen, sodaß Klim zur Galeerenstrafe verurteilt wird. Alljährlich sticht ein Schiff in See zur navigatio in terras paradoxas — und auf dieser Fahrt begleiten wir jetzt Klim, der vom Ruderer bald zum Perückenmacher avanciert. Die unglaublichsten Sachen werden uns erzählt mit der wiederholten Versicherung, daß alles Wahrheit sei: in einem Lande wohnen die Elstern, in einem andern

Lande sind die Bewohner wirkliche Baßgeigen, die statt zu sprechen sich selbst die Saiten streichen; die Advokaten kratzen hier auf ihrem Bauche, der Richter spielt ein feierliches Grave und der Gerichtsdiener nimmt schließlich dem Verbrecher den Bogen ab, was der Todesstrafe gleich steht. In Pyglossien sprechen die Menschen wegen Mangels der Mundöffnung mit dem After, an der Eisküste sind die Bewohner von Eis. Endlich kommt das Schiff nach Mezendorien — das ist das wahre Idealland, wo jeder nach seinen Fähigkeiten zu seinem Rechte kommt; die Einwohner sind dort sowohl Tiere wie Bäume: aus den Löwen nimmt man die Regenten, die Elefanten werden Minister, die Bäume Richter, die Raben Verlassenschaftsanwälte, die Böcke Grammatiker, die Füchse Diplomaten, die Affen Schauspieler, die Käuze Finanzräte und die Dachse Kellner. Hier ist ein Musterstaat — daß dies aber der Fall ist, das ist der letzte Schluß der Holbergschen Weisheit, kommt nicht von der Verfassung, sondern nur von der richtigen Wahl der Personen!

Doch fast zu viel der groteskkomischen, wenn auch immer tiefen Sinn enthaltenden Einzelheiten — und doch ist die Phantasie des Dichters noch nicht erschöpft. In diesem Roman folgt jetzt erst, fast am Ende, der unvermeidliche Schiffbruch, mit dem sonst die Staatsromane beginnen. Klim wird an die quamitischen Ufer verschlagen. Hier wohnt ein einfaches Volk, das sich von Jagd und Baumfrüchten nährt. War unser Held in Nazar zu hurtig und in Martinia zu dumm, so ist er jetzt unter den Ungeschickten der Geschickteste. Unter diesen Halbmenschen ist er ein Halbgott, und wie ein Prophet wird er verehrt. Man betrachtet ihn als Abgesandten der Sonne, und er muß Premierminister dieses großen Reiches werden, um es von Grund aus zu reformieren. Dies gelingt ihm, und er ist besonders be-

strebt, aus den Quamiten gute Truppen zu bilden, mit denen er dann die ganze innerirdische Welt erobern kann. Zuerst wird das Tannachitische Königreich erobert, dessen Hofbibliothek einen seltnen Schatz, einen Reisebericht über die Oberwelt, birgt. Köstliche Bruchstücke werden hieraus mitgeteilt.[67]) Dann werden drei weitre Königreiche gewonnen, schließlich auch, nachdem Klim inzwischen zum Kaiser erhoben worden ist, Martinia. Nikolaus Klim, der Küster der Kreuzkirche in Bergen, unterirdischer Kaiser, genannt Nikolaus der Große, der Sonne Gesandter, Kaiser von Quama und Mezendorien u. s. w.! Er vermählt sich mit einer kaiserlichen Prinzessin und bekommt einen Sohn und Thronerben. Und so beginnt die fünfte Monarchie, von der man zur Zeit der englischen Republik und später so viel gesprochen hatte: dem assyrischen, persischen, griechischen und römischen Weltalter folgt das . . quamitische. Aber die Herrlichkeit dauert nicht lange. Der neue Kaiser vergißt bald Gottes und seiner selbst, er begeht täglich mehr Thorheiten und Grausamkeiten, sodaß die Abneigung und Unzufriedenheit des Volkes sich steigert, eine Revolution bricht aus, er muß fliehen, die Verfolger nahen, da entdeckt er eine Höhle, in die er hineinkriecht, aber bald wird sie abschüssig, ... er fällt und fällt, und endlich liegt er auf einem Felsen, den er als denjenigen erkennt, von dem er vor zehn Jahren in die Unterwelt geschleudert worden war. Wer hat wohl seit Nebukadnezar eine so plötzliche Verwandlung erlebt!

Nach langem Zögern macht er sich auf den Weg nach Sandwick — aber alles flüchtet vor ihm, denn er hat die Strahlenkrone, mit der in Quama geschmückt gewesen war, noch auf dem Haupte — man hält ihn für den Schuster von Jerusalem, für den ewigen Juden. Nur ein Greis wagt ihn aufzunehmen, ihm giebt er sich zu erkennen. Er begiebt

sich dann zum Bischof von Bergen, und da keine Schulmeisterstelle frei ist — ein Scholarch zu werden wäre wohl für den frühern Monarchen am passendsten gewesen —, nimmt er die Stelle eines Küsters an der Kreuzkirche an. Eine Kaufmannstochter Magdalene macht er zu seiner Lebensgenossin, nachdem Freunde die Skrupel wegen der bestehenden Ehe mit der Kaiserin von Quama gehoben haben. „Drei Söhne habe ich aus dieser Ehe, sodaß ich im ganzen vier habe, wenn nämlich der quamitische Prinz noch am Leben ist," so schließt das Manuskript.

Wir haben uns bemüht, ein Bild von dieser „unterirdischen Wallfahrt" Nikolaus Klims zu geben. Aber jeder Auszug dieses Romans bleibt lückenhaft. Denn er ist mehr wie jeder andre überreich an Pointen, voll von Witz, geistreich und unterhaltend, wenn auch von unserm Standpunkte aus die Darstellung zuweilen breit, das Latein hausbacken und das Ganze etwas umständlich erscheint. Ob das Werk nun gerade zu den Staatsdichtungen gehört, darüber läßt sich streiten, doch wäre dies eine querelle allemande. Es ist nicht nur eine der bedeutendsten Satiren überhaupt, die uns der dänische Erasmus in seinem Werke gegeben hat, es darf auch mit Recht in die Reihe der Dichtungen, die wir betrachten, aufgenommen werden: denn überall werden Fragen, die für das Staatswesen von Bedeutung sind, erörtert und in der abwechslungsreichsten Weise Verfassungsformen, Ständegliederung, Strafgesetze, Amtsverwaltung behandelt. Und der Gegensatz z. B. der schwerfälligen Baummenschen, die die Übertreibung des konservativen Prinzips darstellen, zu dem neuerungssüchtigen Affenvolk ist ganz trefflich geschildert.

So darf es berechtigt erscheinen, Holberg als Muster einer ganzen Gattung satirischer und groteskkomischer Romane vorzuführen, umsomehr, als dieser

Satiriker von Gottes Gnaden weit weniger bekannt ist, als z. B. der Engländer Swift. Offenbar ist ja die Wallfahrt Klims den Reisen Gullivers von Swift nachgebildet[68]), die heute sogar von einer Nürnberger Spielwarenfabrik in Zinnfiguren dargestellt werden. Aber ganz abgesehn davon, daß der epileptische Engländer äußerst wenig über Staat und Gesetze mitteilt, unterscheidet sich von seinem Werke dasjenige Holbergs vorteilhaft durch die gesamte Weltanschauung. Mit philosophischer Ruhe nimmt der weiland Kaiser das Amt des Küsters an, während Gulliver aus den verrückt-phantastischen Ländern, die er schildert, in seine Heimat voll Erbitterung zurückkehrt, voll Menschenhaß, ja mit der Überzeugung, daß die Affen doch vielmals besser als die Menschen und daß diese entartete Affen seien. Dem britischen Satiriker fehlt das warme Gemüt — von ihm gilt das Wort des Paulus: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nur ein tönendes Erz, wogegen der dänische Lustspieldichter, dessen milde Züge uns jetzt vor dem Theater in Kopenhagen und inmitten der herrlichen Landschaft von Bergen entgegentreten, mit der Gelassenheit des scharf beobachtenden Politikers und mit dem feinen Witze jene Menschenfreundlichkeit verbindet, die erst den wahren Satiriker ausmacht, und die die Laster, Schwächen und Thorheiten unsers Geschlechts mit Liebenswürdigkeit zu geißeln versteht.

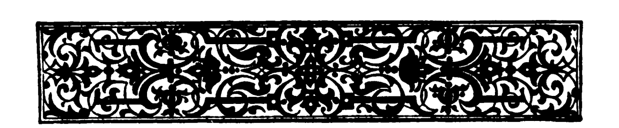
Aber diese beiden Romane Holbergs und Swifts sind nur Zweige eines Baumes, dessen Wurzeln weit zurückreichen, und wiederum Wurzeln für andre Erzählungen der allerneusten Zeit. Das Ende des siebzehnten und der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sind die Zeit des Reiseromans, der zugleich die Verhältnisse des Lebens geißelt. Die historisch-politischen Romane, deren oben (S. 162) gedacht

worden ist, wurden im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts durch die Robinsonaden abgelöst. Ihre Zahl war bekanntlich sehr groß, und die Neigung zu dieser Dichtungsart lag im Zuge der Zeit. Hatte Schellmuffsky Venedig auf einen Steinfelsen verlegt, Frachtwagen von London nach Hamburg fahren lassen und die ewige Roma mit einem Heringsfang ausgestattet, so begann schon Grimmelshausen in der Fortsetzung seines großen Romans mit der Verwendung des Schiffbruchs und der paradiesischen einsamen Insel. Daniel Defoe, der geistreiche Erörterer sozialer Fragen, war dann (1719) bekanntlich der eigentliche Schöpfer dieser Robinsonaden, die überall nachgeahmt wurden, in Deutschland besonders durch Schnabel in seiner Insel „Felsenburg" (1731—1743), einem Paradies, in dem schließlich nur ein deutscher Adam mit einer Eva übrig bleibt, um ein Geschlecht zu begründen, in dem — das ist die Hauptsache — Standes- und Religionsunterschiede nicht existieren. Das war vor hundertundfünfzig Jahren das Ideal, von dem eben die wirklichen Staaten weit genug entfernt waren.[69])

Mögen nun auch alle diese Gattungen von Reiseromanen nicht nur in das Zeitalter der Entdeckungen zurückreichen, sondern als entfernte Abkömmlinge der Odyssee bezeichnet werden, so möchte doch das nächste Vorbild für Swift und Holberg in dem Werke Cyranos de Bergerac Histoire comique des états et empires de la lune et du soleil gesehen werden. Hier finden wir zuerst die Phantastereien bis ins kleinste durchgeführt, die seitdem in dieser oder jener Form das Lesepublikum oft unterhalten haben. Jene Mondreiche, wo die Verstorbnen verbrannt und nur, wenn sie Verbrecher waren, beerdigt werden, und wo die Lebenden das Geld nicht kennen, sondern statt dessen — ein wohl unübertroffner Unsinn! — mit Versen bezahlen, diese Reiche sind seitdem öfter vorgeführt worden. Wenn aber der Litterarhistoriker, der Hol-

berg liest, zu Bergerac und andern zurückgeführt wird, so wird jeder Leser der Gegenwart hierbei unwillkürlich an Jules Vernes Reisen erinnert werden, die eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit jener unterirdischen Reise zeigen.[70])





Das Gesetzbuch der Natur

Genug der Phantasie — so möchten wir fast sagen. Was ist alle Phantasie gegen Lebenswirklichkeit! Es ist an der Zeit, daß die utopistischen Ideen festere Gestalt gewinnen. So dachte wohl auch der Schriftsteller, der Anno 1755 sein berühmtes oder berüchtigtes „Gesetzbuch der Natur“ in die Welt gehen ließ. Aus diesem Gesetzbuche wollen wir Einiges mitteilen. Du hast mich, lieber Reisegefährte, begleitet in die fernsten Phantasiestaaten und in den Mittelpunkt der Erde — jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle jene Phantasien zusammengefaßt und in ein wirkliches Gesetzbuch formuliert werden — das gesamte Rechtssystem des Landes Utopien findest du auf den folgenden Blättern. Ein Rechtssystem von etwa zehn Seiten, welch herrlicher Gedanke für den Juristen, der heute die endlosen Gesetze mit allen Aus- und Einführungsgesetzen studieren muß! Hier ist der Niederschlag aller bisherigen Dichtungen; andrerseits aber ist das Werk der Ausgangspunkt der kommunistischen Schriften seit vier Menschenaltern, und diese unser Jahrhundert bewegenden Erörterungen sind nicht ohne Kenntnis jenes Gesetzbuchs der Natur zu verstehen.

Merkwürdig aber ist doch, daß der Verfasser dieses

Werkes, Morelly, zwei Jahre vor seiner Veröffentlichung ihm eine Erzählung voranschickte, die noch ganz und gar in die Klasse der von uns betrachteten Poesien gehört. 1753 erschien „in Messina" in zwei Duodezbändchen und mit dem Zusatz: poëme héroique, traduit de l'Indien der „Schiffbruch der schwimmenden Inseln" ou Basiliade du célèbre Pilpaï [71]). Wahrlich unerschöpflich ist die menschliche Phantasie — hatte uns Holberg in das Innere der Erde geführt, so hören wir jetzt gar von schwimmenden Inseln. Das Ganze ist ein Heldengedicht in vierzehn Gesängen, jedoch in Prosa. Dem Geschmack der Zopfzeit entsprechend treten allegorische Figuren — so etwa wie in Wildenbruchs „Heiligem Lachen" — handelnd auf: vor allen Natur und Wahrheit, ferner die Liebe, die Lüge, deren Palast und deren Boten ausführlich geschildert werden, die Schmeichelei, die Grausamkeit und andre Laster. Der Grundgedanke ist der volle und tolle Kommunismus, über den jedermann, dem das Gedicht nicht lesbar erscheint, sich aus einer (I. S. 107) ganz praktisch für den unpoetischen Leser zurechtgemachten zwei Seiten langen Anmerkung orientieren kann. Der Verfasser der Basiliade hat es verstanden, mit Geist zu schreiben und durch originelle Darstellung zu fesseln. Seine fabelhaften Allegorien und satirischen Anspielungen auf die Zustände in unsrer Welt sind oft recht gelungen, und das Ganze ist geschickt in das ferne Indien verlegt. Ein einleitender Brief mit Widmung an die große Sultanin erzählt, wie der Übersetzer zu diesem goldnen Buche des indischen Weltweisen gelangt sei, und preist das Wunderwerk, das auch den Titel „Klippe der nichtigen Vorurteile" tragen könnte. Das erste Kapitel beginnt dann gleich in charakteristischer Weise: „Ich singe das Reich der Wahrheit und der Natur" u. s. w. und mit der feierlichen Anrufung der Wahrheit, die dem Dichter die Geschichte jener Reiche zeigen soll. Die glückliche Insel mitten im Meere, von der uns dann berichtet wird,

ist natürlich wieder das üppigste Schlaraffenland; die Bäume brechen unter der Last der süßesten Früchte, krystallhelle Bäche fließen über feinen mit Gold und Perlen untermischten Sand u. s. w. Die Schilderung des Wohlseins und der Sittenreinheit der Bewohner ist in einer lobenswerten Kürze auf den ersten fünfzig Seiten zusammengefaßt. Die Hauptsache bleibt, daß es hier nicht heißt: suum cuique, sondern daß „mein" und „dein" nicht unterschieden werden. Alle Wesen haben es hier sehr gut, und selbst der Ochse „scheint die Früchte seines Fleißes mit dem Herrn zu teilen," d. h. er braucht, da die Einwohner wieder einmal Vegetarianer sind, nicht zu fürchten, daß er geschlachtet werde! Der regste Wetteifer herrscht auf dem Gebiete der Arbeit, und die Könige sind Muster aller Tugenden. Übertreibt und verzerrt Morelly den Gedanken der frühern Utopien in Bezug auf das Eigentum, so verfällt er in Bezug auf die Ehe oder richtiger Geschlechtsvereinigung in den liederlichen Geschmack, den wir öfter bei französischen Utopisten finden. In seinem Idealstaate giebt es kein falsches Schamgefühl mehr, die Eltern schauen mit Freude und Zufriedenheit den Liebkosungen ihrer Kinder zu, und das wird alles in einer Weise geschildert, die beinahe obscön ist, freilich nur beinahe, denn der Dichter weiß ähnlich wie Boccaccio alles das, „was man nicht vor keuschen Ohren nennen soll," noch in poetischer und hübscher Weise auszudrücken.[72]) Immerhin würde in unsrer Zeit mancher daran Anstoß nehmen, und man hat in der That das Gefühl, daß diese Schilderungen mehr zur Reizung des Publikums dienen sollen: es ist doch etwas andres wie der sittliche Ernst, den Campanella bei diesen Fragen zeigt.

Bereits vom zweiten Gesange ab wird uns dann eine Geschichte dieses glücklichen Landes gegeben, die uns sofort den eigentümlichen Titel aufklärt. Es war nämlich früher von Ungeheuern, d. h. verkörperten Lastern, schlechten Sitten, Vorurteilen u. s. w.

bewohnt, die die Menschen in ihren Banden gefangen hielten. „Natur“ und „Wahrheit“ hatten die Menschen oft vergeblich aufgefordert, diese Fesseln zu sprengen. Da rächt sich die „Natur.“ Auf ihr Geheiß erhebt sich ein furchtbarer Orkan, die Erde erbebt, die Einwohner fliehen erschreckt an die Küsten — in diesem Moment reißt der Wogen Gewalt die ganzen Küstenstriche los, und als schwimmende Inseln treiben sie samt Menschen, Tieren und Ungeheuern hinaus in die See. Auf dem Festlande bleiben zwei unschuldige Kindlein, Bruder und Schwester, zurück, die die Stammeltern jenes vorhin geschilderten glücklichen Volkes werden. Hier das beglückte Volk, von dem Geschwisterpaar abstammend, dort die schwimmenden Inseln, die in ihrem Schwanken, Schaukeln, Wagalaweia, die durch Leidenschaften bewegte übrige Welt darstellen. Die schändlichen Bewohner der Inseln entführen nun den beglückenden jungen Herrscher, namens Zeïnzemin, dessen Geschichte den Hauptteil des Werkes bildet und in ganz interessanter Weise mit den allegorischen Schilderungen verwebt ist. Dies Bubenstück ist der „Natur“ und allen guten Geistern zu arg, und sie wollen den Insulanern Gelegenheit bieten, sich zu retten. Wiederum Aufgebot der Stürme à la Aeneis, und zwar so, daß die schwimmenden Inseln jenem Festlande zutreiben; wie eine Fähre an das Ufer, so stoßen sie bequem an, sodaß die Bewohner hinüberspazieren und Glieder des glücklichen Volkes werden. Nun folgt ein großartiger Knalleffekt, wie in einem Ausstattungsstück: auf Befehl der „Natur“ wird ein großer Scheiterhaufen geschichtet, ein Berg von Schätzen, schlechten Büchern, Waffen u. s. w., auf den dann noch die mit Ketten gefesselten und ihrer Masken beraubten Laster geschmiedet werden: voran Eigentum, Lüge, Geiz, List, dann Ausschweifung, Faulheit, Stolz, Haß, Rache, schließlich die geheimen Ränke, die Vorurteile und vieles andre. Da plötzlich fährt ein gewaltiger Blitz-

strahl durch das Weltall, ein Lichtstrahl aus den Augen der „Wahrheit": er ergreift die gehäufte Masse, und an Stelle des Lasterscheiterhaufens erhebt sich eine goldne Pyramide, deren Basis so groß ist, wie der Umfang einer großen Stadt. Das ist, spricht die Wahrheit zur Natur, das ewige Denkmal deiner Rache. Du aber, o Menschheit, sei frei und friedlich und bilde nur Ein Ganzes, alle Vielheit strebe zu einem Ziele, zum gemeinsamen Glücke, und ihr, ihr Tugenden, werdet wieder Schülerinnen der Natur und treue Begleiterinnen der Menschheit.

Alles, alles, was die Wahrheit noch zu sagen hatte war in ewigen und glänzenden Buchstaben auf den vier Seiten der goldnen Pyramide eingegraben: da finden wir — laut genauer Beschreibung — Erde und Sterne und die Axiome der Mathematik und aller Erkenntnis, mit einem Worte

die ewigen Gesetze der Natur!

Diese „ewigen Gesetze der Natur" hat Morelly zwei Jahre darauf in dem code de la nature veröffentlicht, der ursprünglich Diderot zugeschrieben worden ist.[73]) Sie sind so interessant und im ganzen jetzt doch so wenig bekannt, daß ein kurzer übersichtlicher Auszug davon am Platze ist. Das wunderbare Buch enthält in seinen drei ersten Abschnitten eine zwar nicht nur Unrichtiges bietende, aber doch an schiefen Gedanken reiche Auseinandersetzung mit den Gesetzgebern und Moralisten vieler Jahrhunderte. Deklamation über die Habsucht der Menschen und Proklamation der Verschrobenheit unsrer Moral — das ist der wesentliche Inhalt: die Pest des Sonderinteresses, das Eigentum ist der Krebsschaden der Gesellschaft, unteilbare Einheit der produzierten Güter, d. h. der Kommunismus, das Prinzip der Zukunft, und auf Grund dieser Theorie ist dann der vierte Abschnitt „Entwurf einer den Absichten der Natur entsprechenden Gesetzgebung" ge-

schaffen, der nicht nur bedeutsam ist, weil er das Zeughaus bildet, aus dem alle Kommunisten unsers Jahrhunderts ihre Waffen entnommen haben, sondern wegen seiner neuen Form als ein in Gesetzesparagraphen gekleidetes kommunistisches System Beachtung verdient.

Der code de la nature umfaßt zwölf Gesetze, die je zwischen drei und vierzehn Artikel, zusammen 117 Artikel enthalten. Diese Paragraphen sind derart durchdacht, daß man über viele ganze Bücher schreiben könnte. Wir überlassen dem Leser das Urteil und die Kommentierung und geben einen kurzen Auszug [mit nur wenigen Bemerkungen in eckigen Klammern].

I. Unabänderliches Grundgesetz

§ 1. Nichts in der Gesellschaft steht im Privatbesitz oder Eigentum eines einzelnen. Ausgenommen hiervon sind lediglich die Artikel des täglichen Gebrauchs, d. i. die Gegenstände, die der einzelne für seine Bedürfnisse, für sein Vergnügen oder für seine tägliche Arbeit braucht.

§ 2. Jeder Bürger gehört dem Staate (sera homme public!) und wird auf Kosten der Gesamtheit unterhalten und beschäftigt.

§ 3. Jeder Bürger wird nach seinen Kräften, seinen Anlagen und seinem Alter zum allgemeinen Wohle beitragen. Demgemäß werden seine Pflichten durch das Wirtschaftsgesetz geregelt.

II. Wirtschaftsgesetz

§ 1. Behufs Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vermeidung aller Störungen im Wirtschaftsbetriebe wird jede Nation in Familien, Tribus und Städte, und wenn sie besonders zahlreich sein sollte, in Provinzen eingeteilt.

§ 4. Jede Einteilung der Bürger und jede Verteilung der Güter geschieht nach dem Dezimalsystem.

§ 6. Einteilung der Natur- und Kunstprodukte in 1. solche, die von allen Menschen täglich gebraucht werden; 2. solche, die von allen Menschen, aber nicht dauernd gebraucht werden; 3. solche, die im dauernden Gebrauche stehen, weil sie heute von diesem und morgen von jenem benutzt werden; endlich 4. solche, die weder von allen Menschen noch dauernd benutzt werden, lediglich dem Vergnügen dienen.

Alle diese Produkte werden in besondern öffentlichen Magazinen verwahrt und werden täglich oder zu bestimmten Zeiten den Bürgern ausgefolgt.

[Folgen Bestimmungen über die Verteilung nach Bedarf, Überschüsse, Einschränkungen bei Mangel u. s. w.]

§ 11. Dem Grundgesetze gemäß ist es den Bürgern untersagt, unter einander irgend etwas zu kaufen, zu verkaufen oder zu tauschen. Benötigt jemand z. B. Gemüse oder Fleisch, so hat er sich das nötige Quantum aus der öffentlichen Halle zu holen.

[U. s. w.; wer Brot braucht, holt es beim Bäcker, dieser das Mehl aus den Vorratshäusern. Wer ein Kleid braucht, läßt es sich vom Schneider liefern u. s. f.]

III. Agrargesetz

§ 1. Jede Stadt erhält ein Territorium Ackerland, nicht als Eigentum, sondern um ihre Bewohner zu versorgen und zu beschäftigen.

§ 3. Jeder Bürger ohne Ausnahme ist vom 20. bis 25. Lebensjahre verpflichtet, sich dem Ackerbau zu widmen, außer wenn er körperlich untauglich ist. [Vgl. Morus, oben S. 49.]

§ 4. . . . es können die Betreffenden nach Erfüllung dieser Pflicht bei der Landwirtschaft verbleiben, so lange es ihre Kräfte gestatten.

IV. Bauordnung

§ 1. Da jede Tribus immer so ziemlich gleich viele Familien und jeder Stadtbezirk mit unwesentlichen

Abweichungen immer die gleiche Zahl von Tribus umfaßt, so werden alle Stadtbezirke die gleiche Ausdehnung haben [eine eigentümliche Gesetzessprache!].

§ 2. (Der Bauplan für jede Stadt ist folgender:) Rings um einen regelmäßig angelegten Platz werden gleiche und gefällige Gebäude aufgeführt, die die öffentlichen Magazine und Versammlungssäle enthalten.

§ 3. An die Rückseite dieser Gebäude schließen sich die einzelnen Stadtteile an, die durchgehends regelmäßig und nach einem einheitlichen Plane angelegt sind.

[Folgt Beschreibung der radialen Stadtanlagen; an der Peripherie die Werkstätten, dann ein fernerer Ring Wohnungen für die landwirtschaftlichen Arbeiter — außerhalb Krankenhaus, Asyl für Altersschwache — Gefängnis.]

§ 11. In der Nähe des Gefängnisses wird der Friedhof angelegt, der von hohen Mauern umgeben ist, und auf dem in einem besondern Teile kleine, besonders fest gemauerte und stark vergitterte grabkammerartige Zellen errichtet werden. Diese bilden den Kerker und später auch das Grab der Verbrecher, die für immer aus der Gesellschaft ausgestoßen, d. i. zum bürgerlichen Tode verurteilt sind. [Hört, hört!]

V. Polizeigesetz

§ 1 handelt von den Werkmeistern, die in jedem Produktionszweige aus den erfahrensten für je fünf Tage über fünf bis zehn Arbeiter, und von den Meistern, die für zehn bis zwanzig Arbeiter auf Lebenszeit bestellt werden.

§ 3. Meister wird, wer nach seiner vollendeten landwirtschaftlichen Dienstpflicht zu seiner frühern Beschäftigung zurückgekehrt ist und hierin ein ferneres Jahr zugebracht, d. h. wer sein 26. Lebensjahr zurückgelegt hat. [Auf die Befähigung scheint es nicht anzukommen.]

§ 5 enthält die Beschreibung des Lebensganges der

Bürger: vom zehnten Jahr an Unterricht im Gewerbe; zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten Jahr Heirat; vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre in der Landwirtschaft beschäftigt; mit dem sechsundzwanzigsten Jahre Meister (oder mit dem dreißigsten, falls er ein neues Gewerbe ergreift); vom vierzigsten Jahr an nur noch freiwilliger Arbeiter.

§ 6. Die alten, gebrechlichen und arbeitsunfähigen Bürger kommen in das für sie bestimmte Asyl — desgleichen die Kranken [Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung! vgl. oben IV hinter § 3].

§ 7. Die Chefs jeder Profession bestimmen die Arbeitszeit [also kein Normalarbeitstag, wie sonst in den Utopien].

§ 8—10 handeln von der Zeiteinteilung und den Festen. Das Jahr zerfällt in 73 Abschnitte (Wochen, Pentaden) zu fünf Tagen. Jeder fünfte Tag ist Ruhetag (Sonntag). Im Schaltjahr wird einer dieser Sonntage durch den Schalttag verdoppelt. Alle öffentlichen Feste beginnen mit einem Sonntage und umfassen die folgende Woche, dauern also volle sechs Tage. Es sind die Woche vor der ersten Bestellung der Felder, die Woche vor der Ernte und die nach der Ernte, sowie die erste Woche eines jeden Jahres [also 93 Feiertage]. In dieser ersten Jahreswoche findet die Feier der Hochzeitsfeste und der Amtsantritt der Magistrate statt.

VI. Die Luxusgesetze

treffen in drei Paragraphen Bestimmung über die Kleidung; der Dreißigjährige darf sich nach eignem Geschmack kleiden, ohne Luxus zu treiben; die Zehn- bis Dreißigjährigen erhalten Uniform, verschieden für die verschiednen Gewerbe. Jeder Bürger erhält vom Staat ein einfaches und ein Festkleid.

VII. Verfassungsgesetz

§ 1. Jeder Familienvater, der das fünfzigste Jahr

zurückgelegt hat, wird Senator und hat als solcher beratende und beschließende Stimme in allen öffentlichen Angelegenheiten.

§ 2. Die übrigen Familienväter und Abteilungschefs haben beratende Stimme in allen ihren Beruf betreffenden Angelegenheiten.

§ 3. Der Vorstand der Tribus wird der Reihe nach aus den einzelnen Familien entnommen und bekleidet sein Amt lebenslänglich.

§ 4. Die Vorstände der Tribus bekleiden der Reihe nach, und zwar jedesmal für ein Jahr, das Amt des Stadtvorstandes.

§ 5 läßt dann ebenso der Reihe nach aus den Stadtbezirken den Vorstand der Provinzen hervorgehn.

§ 6. Aus den Provinzialvorständen geht der Reihe nach, jedoch auf Lebenszeit, das Staatsoberhaupt — der General — hervor. Beim Tode des Staatsoberhauptes tritt nämlich der Vorstand der Provinz, der gerade an der Reihe ist, an dessen Stelle.

§ 10. Der oberste Senat der Nation wird in der Weise zusammengesetzt, daß jede Stadt zwei oder mehr Delegierte ihres Senats in den Nationalsenat entsendet. Die Entsendung erfolgt nicht durch Wahl, sondern nach bestimmten Tribus. Über dem Senat steht der oberste Nationalrat, der in gleicher Weise aus den Delegierten des Rates der einzelnen Städte gebildet wird. — Nach

§ 12 treten nämlich die, die das Amt eines Chefs der Tribus bekleidet haben, aus dem Senat aus und bilden mit den Chefs der einzelnen Gewerbeabteilungen und den Meistern, die das senatorische Alter noch nicht erreicht haben, den Rat ihrer Stadt.

§ 13. Senat wie Rat haben keinen eigentlichen Präsidenten, sondern jedes Mitglied führt der Reihe nach fünf Tage lang den Vorsitz.

VIII. Das Verwaltungsgesetz

enthält eine Reihe ins Einzelne gehender Bestimmungen, die nicht von allgemeinem Interesse sind, wie die Funktionen des Senats und dergleichen mehr. Die beiden Schlußparagraphen bestimmen:

Die Formel für jede amtliche Verfügung lautet: „Die Vernunft will, und das Gesetz befiehlt."

§ 12. Alle Gesetze sind ebenso wie die Grundgesetze unabänderlich [!]. Jeder Versuch, sie zu ändern, wird durch das Strafgesetz geahndet.

IX. Ehegesetz

§ 1. Jeder Bürger, der in das heiratsfähige Alter tritt, wird verheiratet. (Ausnahme bei Körperbeschaffenheit.) Den über vierzig Jahr Alten wird Ehelosigkeit gestattet.

§ 2. Die Hochzeitsfeste finden in der ersten Jahreswoche statt (vergl. V. § 10). Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes werden angesichts des Senats ihrer Stadt zusammengeführt, jeder junge Mann wählt die Jungfrau, die ihm gefällt, und wenn sie einwilligt, wird sie seine Frau.

[Bedenkliche Streitfrage nach diesem Gesetze: wenn ihm keine einwilligt, was wird dann? Was wird mit den Jungfrauen, die keinem gefallen, da doch nach § 1 alle heiraten sollen — sera marié heißt es da.]

§ 3. Die erste Ehe ist für die ersten zehn Jahre unauflöslich.

§ 4 ff. handeln von der Trennung und Wiedervereinigung.

Nach § 6 dürfen getrennte Ehegatten erst nach Ablauf eines Jahres anderweitig heiraten (der Übertreter dieses Gesetzes wird wie ein Ehebrecher nach XII. § 3. 4. bestraft).

§ 7. Kein geschiedner Ehegatte darf eine Person heiraten, die jünger ist, als er selbst oder als seine getrennte Gattin.

§ 8. Personen, die verheiratet waren, dürfen im Falle ihrer Wiederverehelichung nur solche Personen heiraten, die bereits verehelicht waren.

§ 10. Im Fall der Ehetrennung bleiben die Kinder beim Manne, und wenn dieser zu einer neuen Ehe schreitet, so gilt die spätere Frau juristisch als die Mutter dieser Kinder, und keine der frühern Frauen darf die Rechte oder den Namen der „Mutter" beanspruchen [wirklich sehr weitgehend!].

§ 11. So lange der Vater lebt — auch wenn er verheiratete Söhne hat —, ist er das Familienoberhaupt.

§ 13. [Ein vom juristischen Standpunkt famoser Gesetzesparagraph.] Ist die Nation an dem Punkte angelangt, wo die Zahl der jährlichen Geburten ungefähr den jährlichen Todesfällen gleichkommt, so werden die einzelnen Tribus und Städte alle ziemlich gleich sein (demeureront et seront eutretenues presque égales).

X. Erziehungsgesetz

§ 1. Jede Mutter ist verpflichtet, ihr Kind selbst zu stillen.

[Dieser kuriose Paragraph hat den Beifall der wirklichen Gesetzgeber gefunden, und man findet ihn z. B. im preußischen Allgemeinen Landrecht V. 2. § 67.]

§ 4 bestimmt, daß die öffentliche Erziehung mit dem fünften Jahre beginnt und nach Geschlechtern getrennt stattfindet.

§ 5. Eine bestimmte Anzahl von Vätern und Müttern, die von fünf zu fünf Tagen durch andre abgelöst werden, haben die Aufgabe, die Erziehung und Pflege zu besorgen. . . .

§ 6 spricht von den Gegenständen der Erziehung vom fünften bis zum zehnten Jahre; hauptsächlich sollen Spiele gespielt, die Körperkräfte entwickelt, der Gemeinsinn geweckt, der Gehorsam geübt werden. Über die Art des Gehorsams wird bemerkt: „Wird den Kindern etwas befohlen, so muß ihnen jedesmal auseinander-

gesetzt werden, daß das, was man von ihnen verlangt, vernünftig ist."

§ 8. Nach Ablauf des zehnten Jahres verlassen die Kinder das Erziehungshaus und werden den Meistern der Gewerbe übergeben.

§ 9. Die Meister und Meisterinnen erteilen nicht nur den gewerblichen Unterricht, sondern unterweisen auch in der Moral. Was insonderheit den Gottesbegriff anlangt, so wird man den Kindern sagen, daß Gott die allgütige Endursache aller Dinge ist, man wird sich jedoch hüten, ihnen irgendwelche Vorstellungen von diesem Wesen und seinen Eigenschaften beibringen zu wollen . . . man wird ihnen sagen, daß im gesellschaftlichen Triebe des Menschen sich die Ideen der Gottheit allein offenbaren (sont les seuls oracles des intentions), und daß man durch die Pflege dieses Triebes dahin gelangt, zu begreifen, was Gott ist. . . .

§ 10. Das ganze Lehrgebäude der Moral wird eine weitere Ausführung dieser unabänderlichen Grundsätze sein; es wird stets auf die menschliche Gesellschaft hinweisen und hervorheben, daß das Glück des Einzelnen von dem der Gesamtheit untrennbar ist; es wird überall bemüht sein, die sozialen Tugenden des Menschen zu wecken.

§ 11. Ganz besonders ist darauf zu achten, daß von den Kindern alles ferngehalten werde, was den Begriff des Privateigentums in ihnen erwecken könnte. Auch soll dafür gesorgt werden, daß der Geist der Kinder im zarten Alter nicht mit Fabeln, Märchen oder lächerlichen Phantasien erfüllt werde.

XI. Unterrichtsgesetz

§ 1. Die Zahl der Personen, die sich ausschließlich der Wissenschaft und Kunst widmen, wird bestimmt (für jeden Zweig der Wissenschaften und Künste und für jede Stadt). . . . Niemand außer diesen darf sich vor dem dreißigsten Jahre ausschließlich mit die-

sem Studium beschäftigen. Gelehrte und Künstler sind von der landwirtschaftlichen Dienstpflicht nicht befreit.

§ 2. Es wird unbedingt kein andres System der Moralphilosophie geduldet als das, welches dem Geiste der gegenwärtigen Gesetze entspricht. Das Studium dieser Wissenschaft wird allen Staatsbürgern gemein sein.

§ 3. Alle Metaphysik hat sich auf das oben (X. § 5) über die Gottheit gesagte zu beschränken. Bezüglich des Menschen wird man hinzufügen, daß er mit Vernunft begabt ist, die ihn befähigt, eine Gesellschaft zu bilden (qu'il est doué d'une raison destinée à le rendre sociable). Dagegen ist hervorzuheben, daß wir über die Natur dieses geistigen Wesens in uns, namentlich über sein etwaiges Fortleben nach dem Tode nichts wissen, und daß es überflüssig ist, über derartige Dinge zu grübeln.

§ 4. Die Naturwissenschaften sind von jeder Beschränkung frei.

§ 5. Es wird ein öffentlicher Kodex aller Wissenschaften angelegt (in ihn werden alle neuentdeckten naturwissenschaftlichen Wahrheiten eingetragen, dagegen darf zu den Sätzen der Moralphilosophie und Metaphysik kein Zusatz gemacht werden).

§ 6. Die physischen und moralischen Schönheiten der Natur, die Gegenstände der Wissenschaften, die Einrichtungen und Bequemlichkeiten der Gesellschaft, sowie diejenigen Bürger, die sich um die Wissenschaft oder die Gesellschaft verdient gemacht haben, dürfen durch die Künste der Beredsamkeit, der Poesie und der Malerei gefeiert werden.

§ 7 verstaatlicht, wie § 6 die Kunst, auch die Geschichtswissenschaft. Jeder Stadtsenat soll Sorge tragen, daß hervorragende Thaten durch Druckschriften veröffentlicht werden, jedoch ohne Übertreibung, Schmeichelei und dichterische Ausschmückung. Der

oberste Senat läßt hieraus die Geschichte der Nation zusammenstellen.

§ 8. Jedes der vorliegenden Gesetze wird auf eine Säule oder Pyramide eingegraben und diese Säulen sind auf öffentlichen Plätzen aufzustellen. Eine Änderung eines Wortes oder gar des Sinnes ist streng verboten. Nur wenn sich eine Zweideutigkeit oder Dunkelheit zeigen sollte, ist der Text ein für allemal dem Grundgesetze gemäß festzustellen.

XII. Strafgesetz

Nach § 1 wird, wer einen Mord, eine tötliche Verletzung begeht oder wer auch nur den Versuch macht, das geheiligte Grundgesetz abzuändern und das verabscheuungswürdige Privateigentum einzuführen, als ein Rasender und Feind der Menschheit für immer in eine der (IV. § 11) erwähnten Grabeshöhlen eingesperrt. Sein Name wird für immer aus den Listen der Bürger gestrichen, seine Familie erhält einen neuen Namen und wird in eine andre Stadt versetzt.

[Also ähnlich wie die Strafe des „bürgerlichen Todes," die sich im Code pénal und fast ebenso im bayrischen Strafgesetzbuche von 1813, § 7 findet.]

Im übrigen sind die Strafen nicht sehr zahlreich. Es sind meist Gefängnisstrafen. Nach § 3 wird Ehebruch mit einem Jahr Gefängnis bestraft. (Ebenso § 4, siehe oben IX., § 6.)

§ 5. Wer mit Gefängnis von mindestens einem Jahre bestraft worden ist, verliert damit die Fähigkeit zum Amt eines Senators oder Tribusvorstandes

Nach § 6 wird Erziehern, die ihre Pflichten vernachlässigen, sodaß Kinder antisoziale Laster annehmen (contraires à l'esprit de sociabilité), die Fähigkeit zur Erziehung für bestimmte Zeit aberkannt.

§ 7. Alle Gefangenen werden von jeder Unterhaltung und Arbeit ferngehalten und erhalten geringe

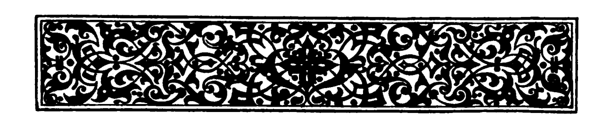
Kost und Kleidung. Zu ihrer Bedienung werden die jungen Leute verwendet, die sich durch Trägheit, Lügen u. s. w. eine kleine Strafe zugezogen haben [! das scheint sehr unzweckmäßig].

§ 9. Niemand darf einem andern die Strafe vorhalten.

§ 13. Nur Beamte sind zu Strafanzeigen berechtigt. Alle übrigen Strafanzeigen bleiben unberücksichtigt.

Dieses sind die Grundzüge von Morellys öffentlichem und privatem Rechte, dem Entwurf eines Staats-, Straf- und bürgerlichen Gesetzbuches für den Zukunftsstaat.





Aus der Aufklärungsperiode

Mit dem Werke Morellys ist eine Grenzscheide bezeichnet, wie dies im nächsten Abschnitte näher darzulegen sein wird. Einige wenige Schriften bewegen sich noch auf demselben phantastischen Boden, wie die Basiliade, andre sind tiefer in ihrer Philosophie, praktischer in ihrer Politik, neuer in ihrer Phantasie.

Zu den ersten gehört La république des philosophes ou histoire des Ajaoiens, eins der kläglichsten Machwerke dieser Gattung[74]), das wohl in den Bücherbuden am Palais Royal gekauft und vom Publikum der Leihbibliotheken zuweilen mag gelesen worden sein, das aber in den bessern und denkenden Kreisen gewiß nicht viel Beifall gefunden hat. Der Verfasser oder Verleger hat es für nötig erachtet, gleich auf dem Titel in zwei Richtungen eine Reklame zu versuchen, um dem Buche Leser zuzuführen. Er hat einmal die Dreistigkeit, es als ouvrage posthume de Mr. de Fontenelle zu bezeichnen, was nicht wahr ist. Aber nicht nur die Neugier, sondern auch die Sinnlichkeit soll ein wenig gekitzelt werden; denn wie ebenfalls auf dem Titel bemerkt wird, ist am Schluß des Buchs ein Brief an Freifrau von * * * über die Nacktheit der Wilden hinzugefügt, der erstens mit dem

14*

Inhalte des Buches in gar keinem Zusammenhange steht und zweitens derart ist, daß heutzutage ein Staatsanwalt in Erwägung ziehen könnte, ob er nicht als eine Schrift im Sinne des § 184 unsers Strafgesetzbuchs (unzüchtige Schriften) zu betrachten wäre. Die Erzählung selbst ist eine jämmerliche Zusammenstoppelung aus der „Utopia“ und der Geschichte der Sevaramben. Diesmal ist es ein Holländer Doelvelt, der an der im japanischen Meere gelegnen Insel Ajao Schiffbruch leidet. Zur Abwechslung befindet sich in der Mitte der Insel ein riesiger fischreicher See und die Städte zerfallen in Dreiecke. In Bezug auf die Anlage der Städte im übrigen, auf die Eigentumsgemeinschaft u. s. w. ist nichts neues vorgebracht, während freilich in Bezug auf das Eherecht dies doch noch gelungen ist: jeder zwanzigjährige Ajaonier muß sich nämlich verheiraten, und zwar am gleichen Tage mit zwei Frauen. Dieser Gedanke ist neu, obwohl der vergleichende Rechts- und Kulturforscher weiß daß auch in der wirklichen Welt z. B. bei den Masai und Makuasi sich ähnliche Einrichtungen finden.[75]) Eigentümlich ist ferner, daß in diesem Staate bei der obersten Behörde von vierundzwanzig Mitgliedern jeder auch nur formelle Vorsitz verpönt ist. Die Hauptsache aber bleibt, daß die Bewohner „Philosophen“ -- im Sinne des siebenten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts — sind: sie glauben an keinen Gott und keine Unsterblichkeit, der Mensch steht ihnen etwas, aber nicht viel höher als Tier und Pflanze, und da sie keine Religion haben, haben sie auch keine Tempel und keine Priester.

Fast noch unsinniger in der Erzählung und Ausschmückung, aber doch nicht ganz so thöricht in Bezug auf die Gedanken, die die Tendenz bilden, ist La découverte australe par un homme volant von Rétif de la Bretonne, das man als „vierhändigen Blödsinn mit einem Körnchen Ernst“ bezeichnet hat. Es ist tolles

Zeug, was uns hier erzählt wird, eine Liebesgeschichte, eine Kosmogonie, Beschreibung von Tiermenschen und Riesen, und das alles zusammengehalten durch die Erzählung der Schicksale einer Familie, die die Kunst des Fliegens besitzt. Dieser letzte Gedanke ist doch noch etwas neues und scheint die Hauptsache gewesen zu sein. Man geht wohl nicht fehl, wenn man das Erscheinen des einer Jahreszahl entbehrenden Buchs in den Anfang oder in die Mitte der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts setzt: in jener Zeit sprach alle Welt in Frankreich von Luftreisen, insbesondre seit am 21. August 1783 Charles und Gebrüder Roberts ihren ersten Ballon vom Marsfelde in Paris aus hatten aufsteigen lassen, und Blanchard im Januar 1785 sogar den Kanal überflogen hatte.[76]) Recht nett ist auch der Ort der Handlung gewählt: zuerst spielt die Sache nämlich auf einem Felsen in der Dauphiné, der die Form eines umgekehrten Zuckerhutes hat, unten spitz und oben breit! Auf solches Plateau hin kann man freilich nur per Flugmaschine gelangen, und Victorin, der Held des Romans, befördert auch auf diese einfachste Weise sowohl die nötigen Güter wie Menschen, Liebespaare und Priester zum Trauen hinauf. Als die Bevölkerung aber dort oben doch zu zahlreich wird, trägt Victorin mit seiner Familie — deren ausschließlicher Vorzug das Fliegen ist — die Bewohner nach einer Insel in der Südsee. Nachdem sie sich dort häuslich eingerichtet haben, lernen sie die umliegenden Inseln kennen, wo uns ähnlich wie bei Holberg die merkwürdigsten Wesen, Affen-, Bären-, Hunde- und Schweine-Menschen begegnen. Exemplare dieser Gattungen werden nach der Insel Victorins gebracht, assimiliert, und es werden Mischehen mit ihnen geschlossen. Eine dieser Inseln ist von einem Riesenvolke (von zwölf bis fünfzehn Fuß), den Megapatagoniern bewohnt, die die Antipoden der Franzosen sind (dies wird in kindischer Weise z. B. dadurch angedeutet, daß sie eine Sprache

reden, die aus umgekehrten französischen Worten besteht). Erst diese Megapatagonier haben den „besten Staat,“ in dem sie ein glückliches Leben führen und ein Alter von über zweihundert Jahren erreichen: sie bleiben nämlich zwanzig Jahre Kinder, sind erst mit dem fünfzigsten Jahre erwachsen und stehen dann etwa hundert Jahre im kräftigsten Mannesalter. Ihre Verfassung und Moral beruht auf fünf Kernsätzen: 1. Sei gerecht gegen deinen Bruder, d. h. was du nicht willst, daß man dir thu u. s. w.; 2. sei gerecht gegen die Tiere, d. h. benimm dich so, wie du wünschen würdest, daß ein mächtigeres Wesen sich gegen die Menschen benähme; 3. alles soll unter gleichen gemeinsam sein; 4. jeder soll für das allgemeine Wohl thätig sein; 5. jeder soll am allgemeinen Wohle gleichmäßig teil haben. Auf dieser Grundlage erhebt sich eine kommunistische Verfassung, die nicht wesentlich von den bisher geschilderten Idealen abweicht: alle Bürger sind gleich, nur das Alter giebt einen Vorzug; alle Güter sind gemeinsam. Zwölf Stunden vom Tage (von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens) gehören dem einzelnen, zwölf der Gesamtheit, aber nur vier davon sind der Arbeit gewidmet, die übrigen den Mahlzeiten, der Ruhe und der Zerstreuung. Fünfundzwanzig Häuser, jedes zu hundert Familien, bilden ein Viertel, an dessen Spitze der älteste Greis dieser Gruppe steht. Er verteilt die Arbeiten. Hier ist das Nachbild des Vorschlages in der Basiliade (s. oben S. 202) und das Vorbild des spätern Fourierschen Phalansteriums (s. unten S. 235). Die Ehen werden auf zwei Jahre geschlossen und sind dann ipso iure gelöst: doch steht es den Gatten frei, beisammen zu bleiben; in diesem Falle dürfen sie auch ihre Kinder bei sich behalten. Die Vorschläge sind teils nicht neu, teils, wie die Zuerkennung fiktiver Altersgrade als Belohnung, nicht bedeutend, und die Schilderung der Folgen dieser Verfassung, Verdoppelung der Lebensdauer, der Körper-

größe, Schärfung der Sinne u. s. w. nicht gerade geistreich. Aber eins verdient aus diesem Werke, mag es noch so thöricht sein, Beachtung. Victorin, der in hohem Alter noch König auf seiner Insel ist, glaubt, daß die Europäer sich den megapatagonischen Einrichtungen nicht gleich anpassen könnten. Er hebt zwar die Königswürde auf und führt die Gleichheit mit bloßem Altersvorzug ein, aber er läßt doch manches bestehen und geht auch im übrigen allmählich vor, setzt z. B. zunächst eine sechsstündige (statt vierstündige) Arbeitszeit fest. Das aber ist das erstemal, daß wir in einer solchen Dichtung den Gedanken finden: es geht nicht auf einmal, mit Pauken und Trompeten, sondern man muß nach und nach vorgehen. Dieser Dichter war einsichtsvoller als seine Vorgänger, insofern er der erste ist, der den Gedanken des Übergangszustandes bei Einführung eines Staatsideals ausspricht.

Das sind noch zwei Proben von phantastischen Schriften, wie sie das Entzücken einzelner Leser im Zeitalter der Aufklärung bildeten. Die Robinsonaden, die damals ernstlich studiert wurden, sind bald darauf zu Kinderbüchern umgestaltet worden, und an ihre Stelle traten für das Publikum andre Arten von Romanen, die empfindsamen, die Ritter- und Räuberromane, dann die Familienromane, bis auch diese in neuester Zeit durch archäologische, historische und kirchenhistorische abgelöst wurden, wie der weiter verfolgen mag, der eine „Geschichte des Romans" zu schreiben unternähme. Jene Schriften aber, die uns auf entlegne oder schwimmende Inseln, zu den Megapatagoniern oder in die japanischen Gewässer führten, entsprachen durchaus der Zeitrichtung, die sich von allem historisch Gegebnen loslösen, von allen Überlieferungen befreien und Leben und Staat ganz neu gestalten wollte. Gern flüchtete man aus der gepuderten, frisierten und beperückten Welt der

damaligen Gesellschaft in solche Phantasiestaaten. Diese Dichter thaten für ein größeres Publikum nur dasselbe, was fast gleichzeitig in der Welt der Politik und Gelehrten die hauptsächlichen Vorläufer der französischen Revolution theoretisch thaten.

Was Voltaires Witz und Montesquieus Ernst bezweckten, das wollten auch diese phantastischen Schilderungen bewirken, und diese Dichtungen von Idealstaaten sind doch recht nahe verwandt mit jenen Phantasien Rousseaus: dort wie hier wird alles Bestehende als verjährt, unzeitgemäß, überlebt hingestellt, durch die drastischen und phantastischen Gegensätze, durch die Verkündigung der Gleichheit, durch das Lob einer Naturreligion, kurz durch die verlockende Schilderung eines idealen Naturzustandes. Ganz auffallend ist in diesen Dichtungen der Bruch mit der alten und die Aufstellung einer natürlichen Religion, während die frühern Utopien zwar meistens die Toleranz predigten, aber doch eine Offenbarung anerkannten. Jetzt wird mit solchen veralteten Ideen wie Gott und Unsterblichkeit gebrochen: es ist die Zeit jenes Deismus, zu dessen eifrigsten Anhängern in England im Anfang des Jahrhunderts Toland, der Herausgeber Harringtons, gehört hatte, die Zeit, da nun auch in Frankreich die Ehrfurcht vor allem Heiligen und Alten schwand, und die Gedanken zu solchen luftigen Gebilden emporflogen.

Etwas andrer Art sind drei Schriften aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit einem Blick auf sie wollen wir die Betrachtung dieses Zeitraumes abschließen.

Die erste dürfte wegen ihres Verfassers einige Beachtung beanspruchen. Es ist die einzige, die ein Monarch geschrieben hat. Im Anfang der fünfziger Jahre erschien[77]) in Paris: Die Unterhaltung eines Europäers mit einem Bewohner des Inselkönigreichs Dumocala von Seiner Majestät dem R. d. P.

(Roi de Pologne). Stanislaus Leszczynski, der vertriebne Polenkönig, der spätere Herrscher und Herzog von Lothringen, hat in diesem Werkchen, das sich vor andern durch große Kürze vorteilhaft auszeichnet (siebzig kleine Seiten), seine Gedanken mit einer Klarheit und Knappheit niedergelegt, die uns sofort erkennen läßt, daß ein Staatsmann spricht. Es ist dadurch ein nettes Büchlein, wenn auch die Kritiken, die in einigen spätern Auflagen als Anhang abgedruckt stehen, etwas zu viel Lobeserhebungen enthalten. Die Fabel ist einfach und unbedeutend; der unvermeidliche Schiffbruch und die Rettung nach Dumocala werden erzählt, von zwei Gebäuden wird berichtet, die dem schiffbrüchigen Europäer auf den ersten Blick auffallen — einem Kornmagazin, in dem sich stets ein Teil der Ernte für Notfälle befindet, und einem Armen- und Siechenhaus —, alles Übrige wird dann in Form eines Gespräches zwischen dem Europäer und einem Brahmanen mitgeteilt. In scharfer Weise tritt dabei stets der Unterschied der Politik Europas und Dumocalas hervor: es wird die Politik, die keine ist, d. h. die nicht täuschende, nicht berechnende Politik als die beste hingestellt und das Ideal eines Herrschers gezeichnet. Das Wesen und das Glück jenes Reiches läßt sich in zwei Grundgedanken erkennen: es besteht in der unbedingten Zuverlässigkeit des Fürsten und in der strengen Anwendung der wenigen Gesetze. Alles läßt sich erreichen, wenn der König will: seine Hauptaufgabe ist die Unterscheidung der Geister; hierin muß er genial sein. Im einzelnen werden zum Teil recht vernünftige Gedanken über Religion, Handel, Heerwesen, Finanzen, Justiz und Verwaltung vorgebracht, wobei überall die praktische Erfahrung durchblickt. Während bei der Unterhaltung über die Religion die gute Beziehung der beiden Gewalten, das friedliche Verhältnis zwischen Staat und Kirche betont wird (gerade etwas, was die übrigen Utopisten übergehen), finden wir bei der Justiz

hervorgehoben, daß die Käuflichkeit der Stellen — die damals ja noch vielfach in Europa bestand — durch einen andern Modus der Besetzung, nämlich nach Prüfungen, verdrängt worden ist. Im Gebiete des Finanzwesens werden wir schon ganz an moderne Vorlesungen über Finanzwissenschaft erinnert, wenn gegen die Stellung der Zwischenerheber geeifert und für gerechte und gleichmäßige Verteilung der Steuern eingetreten wird. Am eigentümlichsten ist die Militärverfassung dieses Idealstaates: sie kann fast als ein Vorbild jener Scharnhorstschen Reformen angesehen werden, die die Grundlage der spätern deutschen Wehrverfassung bilden, und jedenfalls bietet in dieser militärischen Hinsicht diese kleine Schrift Besseres als alle übrigen Staatsromane. An Stelle der geworbnen Heere finden wir ein auf allgemeine Waffenbereitschaft gestütztes Reserve- oder Landwehrsystem. Nur die Hälfte des stehenden Heeres ist bei den Fahnen, die andre ist beurlaubt. Der Geldbetrag, der dieser zweiten Hälfte als Lohn nicht ausgezahlt wird, wird den Kommunen gegen mäßigen Zins (drei Prozent) zur Verfügung gestellt, unter der Bedingung, daß er im Kriegsfalle in die Staatskasse zurückfließt. Jeder Soldat erhält täglich einen Sous über seinen Lohn gutgeschrieben, wodurch ihm ein Sparguthaben geschaffen, andrerseits aber, da dieses durch Desertion verloren gehen würde, einer solchen vorgebeugt wird. Alles dies sind ganz lichtvolle Gedanken über verschiedne Zweige der Staatsverwaltung, und jedenfalls ist der königliche Autor mit diesen Gedanken den Politikern seiner Zeit weit voraus. Offenbar ist in der kleinen Phantasie sehr viel Verständiges enthalten. Freilich sind es nicht fabelhafte Gebilde eines Märchenlandes, die uns hier entgegengetreten, sondern es sind Zustände, die praktisch verwirklicht werden können. Das Buch ist, wie es scheint, sehr viel gelesen worden; die Reformen, die es vorschlägt, hat die neuere Zeit zum Teil herbeigeführt.

Immer giebt es noch etwas Neues. Wenn das Schriftchen, das der vertriebne Polenkönig in seiner Mußezeit in Nanzig verfaßte, im wesentlichen die politisch denkenden Leser interessierte, so begann schon 1764 ein andrer Schriftsteller an einem Werk zu schreiben, das alle Kreise fesseln mußte. Es ist dies das 1772 erschienene: L'an 2440.[78]) Fast müssen wir staunen, daß ein Dichter jetzt zum erstenmale auf den Gedanken verfällt, die gewünschten Verbesserungen durch das Bild eines der Zeit nach entfernten Zustandes anschaulich zu machen, während man bisher die Idealstaaten an die Enden des Ozeans, unter den Äquator oder an andre phantastische Orte versetzte. Nun wird uns mit einem Mal ganz einfach das französische staatliche und gesellschaftliche Leben, jedoch im Jahre 2440 statt 1772 vorgeführt, und wir können in dieser Erzählung das erste aller „Zukunftsbilder", die heute so beliebt sind, erblicken. Der ungenannte Autor ist unzweifelhaft Louis Sebastian Mercier (1740 bis 1814), der Übersetzer der Schillerschen „Jungfrau von Orleans" und der Verfasser des viel gelesenen Tableau de Paris, dessentwegen er mehrfach von der Polizei belästigt wurde. Da in dem Werke über Alles gehandelt wird, und der Erzähler, der „gestern" (1770) einschlief und nach 670 Jahren erwacht, ganz Paris „durchquert", so finden wir freilich auch etwas über Staatsform und Volkswirtschaft. Aber das ist herzlich wenig und geht nicht viel über allgemeine Phrasen hinaus. Es ist alles herrlich, es wird nicht viel gearbeitet, und im Vordergrunde aller Arbeit steht die ländliche, die durch Spiel und Tanz stets unterbrochen wird. Drei Dinge sind ehrenvoll im Frankreich des 25. Jahrhunderts: ein Kind zeugen, ein Feld bestellen und ein Haus bauen. Von der Staatsform, meint der Langschläfer, sie sei weder Monarchie, noch Aristokratie, noch Demokratie. In der That aber ist es eine beschränkte Monarchie, ganz im Sinne der Montes-

quieuschen Theorien und der Lehre von der Gewaltenteilung. Der Monarch hat alle Gewalt, um das Gute zu thun, aber ihm sind die Hände gebunden, will er Böses thun. Obwohl dieser vortreffliche Herrscher schon sehr einfach lebt, legt er sich selbst doch noch jährlich drei Tage Fasten und Entbehrungen auf. Während die Schrift in dieser staatsrechtlichen Beziehung die Ansichten der Aufklärungsperiode wiederspiegelt, muß uns auffallen, daß wir dem Vollzuge eines Todesurteils beiwohnen können. Zwar ist seit 2470, seit dreißig Jahren, keine solche Vollstreckung vorgekommen, aber die Todesstrafe — gegen die doch gerade vor hundert Jahren in so übertriebner Weise geeifert wurde — besteht doch noch zu Recht.

Ist die Schrift als erstes Zukunftsbild von Interesse, so ist sie es noch mehr durch die richtige Voraussicht der kommenden, oder nun zum Teil eingetretenen Ereignisse. Freilich hat der Verfasser geirrt, wenn er Manches in seinem Zukunftsbilde in das Jahr 2440 setzt. Aber das finden wir ja so häufig, daß das wirkliche Leben mit gewaltiger Schnelle die kühnsten Träume erfüllt und übertrifft. Wer weiß, wie schnell Dinge zur Wirklichkeit werden, die uns z. B. jetzt die Phantasie von Chemikern und Technikern vorgaukelt. Wir glauben, daß „das Jahr 2440" aber in dieser Beziehung auch heute noch viele Leser gut unterhalten wird: es kommt noch öfter im Antiquariatshandel vor, und wer es liest, wird nicht enttäuscht sein. Geradezu überraschend wirken einzelne Schilderungen: die 1772 für das Jahr 2440 geträumten Zustände sind zum Teil schon jetzt verwirklicht. In dem Paris, wie es Verfasser beschreibt, erkennt man das Paris Napoleons III. mit seinen Gebäuden, seinen reinlichen großen Straßenzügen, seinen Denkmälern und Brücken, seiner Theater- und Straßenpolizei u. s. w.; Seehafen, was es nach Mercier i. J. 2440 ist, ist es allerdings noch nicht geworden. Das Interessanteste ist vielleicht

der (im Kapitel 42 erzählte) Besuch eines Lesekabinetts, in dem sich Zeitungen aus aller Herren Ländern finden. Was wir da hören, ist erstaunlich: der Erzähler stürzt sich neugierig auf eine Zeitung, die, im Format noch einmal so groß ist wie die englischen Blätter, und u. a. folgendes mitteilt: „Japan ist den Fremden eröffnet, europäische Werke (Montesquieu, Beccaria) werden ins Japanische übersetzt; in Rußland, das 45 Millionen Einwohner zählt, ist die Leibeigenschaft aufgehoben, aus England wird die Enthüllung eines Cromwelldenkmals gemeldet, und aus Österreich, daß es sieben reizende Prinzessinnen zu verheiraten habe. Schiffsnachrichten: angekommen in Paris zwölf Seeschiffe von sechshundert Tonnen Gehalt. Wissenschaft: die Akademie zu Neapel hat einen Preis zuerkannt für die beste Abhandlung über die Bedeutung der Kardinäle im achtzehnten Jahrhundert. Die neueste Nachricht aus Rom aber besagt: der Kaiser von Italien hat im Kapitol den Bischof von Rom empfangen, der dem Monarchen seine ehrerbietigsten Glückwünsche darbrachte!" Diese Nachricht ist in der That merkwürdig: Italien ist geeint, der römische Bischof, der sich zu Fuße naht, ist ein echter servus servorum Domini und hat die souveraineté simplement honorifique, wie die heutigen Völkerrechtslehrer sagen, aber er ist der erste Träger der Moral, ein wahres, aber demütiges Haupt der Kirche. Wahrlich eine bewundernswerte dichterische Phantasie im Jahre 1772!

Und nun zum Schluß, ehe wir uns unserm Jahrhundert zuwenden, noch ein paar Worte über das letzte dieser Werke, das der Sturm- und Drangperiode angehört.[79]) Es ist: „Die glückliche Nation, oder der Staat von Felizien. Ein Muster der vollkommensten Freiheit unter der unbedingten Herrschaft der Gesetze. Aus dem Französischen (1794)." Selten ist ein Buch selbst von den tüchtigsten Litterarhistorikern so unrichtig beurteilt worden, wie dieses. Es ist frei-

lich nicht unterhaltend und beinahe kaum noch eine Dichtung. Aber es enthält eine solche Fülle staatsrechtlich interessanter Gedanken, daß es schon aus diesem Grunde allein größere Beachtung verdient. Hier finden wir freilich keine ausschweifenden Phantasmagorien, aber eine Menge rechtsphilosophischer Ideen. Der Inhalt und die Grundlage alles dieses ist treffend in der Überschrift bezeichnet. Diese „vollkommene Freiheit unter der unbedingten Herrschaft der Gesetze“ — das ist es gerade, wodurch dieser Staatsroman bedeutsam ist. Hier ist die Kantische Philosophie mit ihrer Koexistenz; hier sind zahlreiche jener Gedanken entwickelt, die das Merkmal unsers modernen Verfassungsstaats (oder „Rechtsstaats“) bilden. Das Ganze erinnert mehr an das Königreich Ophir, denn es ist keine Erzählung, sondern ein philosophisches Staatsrecht, dem überdies eine 70 Seiten lange Einleitung vorausgeschickt ist[80]. Hieraus kann in vorliegendem Büchlein selbstverständlich nur Einzelnes herausgehoben werden, aber schon dies Wenige wird das Gesagte bestätigen.

Die Verfassung Feliziens hat alle Stadien durchlaufen, jetzt ist es eine konstitutionell beschränkte erbliche Monarchie. Der Monarch ist unabhängig, ohne willkürlich werden zu können. Die Repräsentatividee ist auffallend richtig begründet, wie es heute nur die besten Publizisten thun: der Wille des Parlaments gilt als Volkswille (daß er es in Wahrheit nicht ist, weiß jedermann, da nach der Rechnung: ein Halb Wahlberechtigte × zwei Drittel Stimmende × zwei Drittel Majorität die Zahl zwei Neuntel das Parlament darstellt, und wenn wir hier wieder zwei Drittel für Anwesende und zwei Drittel für mit „Ja“ Stimmende setzen, was sehr günstig ist, der Mehrheitswille auf acht Einundachtzigstel, d. h. etwa ein Zehntel des „Volkswillens“ zusammengeschmolzen ist). Ganz trefflich ist die Nebenbemerkung, daß die Publizisten andrer Völker

über die Frage, ob das Volk souverän sei, streiten, sich aber nicht verstehen, weil sie zunächst den Begriff „Nation“ und „Souveränität“ nicht scharf feststellen. Wie zahllose staatsrechtliche Erörterungen (z. B. über die „Souveränität“ der deutschen Einzelstaaten) beweisen die Richtigkeit dieses Ausspruches noch heute![81])

Wie neben dem König ein Nationalparlament steht, so finden wir in den einzelnen Landesteilen eine Menge von Vertretungen und Körperschaften, bis hinab zum Gemeinderat. Auch in dieser Hinsicht muß man den weiten Blick des Verfassers anerkennen. Alle diese Vertretungen sind denen ähnlich, die wir heute als Kreistage, Provinziallandtage u. s. w. kennen. Wie dort die konstitutionellen Ideen in dem Verfassungsrechte Feliziens zum Ausdruck kommen, so tritt hier ganz klar das Ideal der Selbstverwaltung hervor.

Das Wesen des modernen Rechtsstaats besteht nicht nur in der Teilnahme des Volks am Verfassungs- und Verwaltungsleben, es beruht auch auf den anerkannten Freiheitsrechten der Bürger. Auch auf diesem Gebiete finden wir ebenso eigenartig entwickelte wie tief begründete Rechtsverhältnisse in Felizien. Überraschend wirkt allerdings, daß trotz aller Verkündigung der Gleichheit mitten im Zeitalter der französischen Revolution hier ein Volk geschildert wird, das gemeine Bürger, Aktivbürger, Notable, Virtuols (Verdienstadel) und Sideristen (Erbadel) zeigt. Ja es werden sogar die Einzelheiten und Äußerlichkeiten mitgeteilt: die Notabeln erhalten eine Medaille, deren Gepräge auf einem dem Buche vorgedruckten sehr schönen Kupferstiche abgebildet ist, die Sideristen tragen einen grünen Turban, die Virtuols bezeichnen die höchste Stufe; zu ihnen gehörten zuerst die Erfinder des Kompasses, des Buchdrucks und ... des Pfropfens. Alle diese Unterschiede werden damit gerechtfertigt, daß hierdurch nicht die Gleichheit verletzt, sondern nur das öffentliche Interesse gefördert werde. Im übrigen

ist die Gleichheit möglichst durchgeführt, auch hinsichtlich des Besitzes: Niemand soll über 1500 Morgen in Eigentum haben — eine der wenigen das wirtschaftliche Leben betreffenden Bestimmungen. Das Problem, daß es Regierende und Gehorchende giebt, ohne daß die Gleichheit verletzt wird, ist in diesem Staate, wie noch niemals, gelöst. Es giebt gemeine Bürger und aktive Staatsbürger. Dieser Unterschied tritt hier bereits so klar hervor, wie im modernsten Staatsrechtslehrbuche. Das aktive Staatsbürgerrecht setzt mehr voraus als das passive, insbesondre ein Alter von zwanzig Jahren und das Bestehen einer Prüfung über die Grundwahrheiten der Staatslehre: vor drei Magistratspersonen und sechs durch das Los bestimmten Beisitzern findet diese Prüfung statt. Das ist eine Phantasie, die auch in unsrem Jahrhundert in Werken ernster Männer wiederkehrt, und insbesondre war es Bluntschli,[82]) der sich dafür begeisterte, und der einen der kirchlichen Konfirmation analogen Akt für den Staat wünschte — und gewiß muß man zugeben, daß so etwas sehr gut wäre, denn hunderte und tausende haben heute ein Wahlrecht, ohne seine Bedeutung zu verstehen. Es käme darauf an, die fruchtbaren Keime dieses Gedankens zu entwickeln, dabei aber die Gefahren zu vermeiden, die etwa von der Willkür der Prüfungskommissare drohen. Wenn Bluntschli von einer förmlichen Bürgerweihe sprach, so ist auch diese schon in Felizien zu finden. Nach der Prüfung nämlich leistet der Jüngling den feierlichen Eid zu Gott, der Nation und ihrem Oberhaupt, dann wird er mit dem Schwerte umgürtet und erhält den Bürgerring, das höchste Kleinod der Felizier, mit der Inschrift „Monarkol," d. h. „Sklaverei macht zum König" oder „frei durch seine Ketten." Dies ist einer der höchsten Feiertage des Lebens, wie der Tag der Hochzeit, wie der Tag der Anlegung der toga virilis bei den Römern. Auch hierin, muß man gestehen, ist tief Durch-

dachtes und tief Empfundnes enthalten: und der Gedanke, daß das aktive Mitwirken im Staate eine Pflicht sei, die ein Verständnis voraussetze, ist im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts ausgesprochen, höchst bemerkenswert.

Über die weitern Einrichtungen dieses glücklichen Staats, die auch hier bestehenden starken Beschränkungen der Preßfreiheit, die den neuesten Nachdrucksgesetzen sehr ähnlichen Bestimmungen über Verlagsrecht, über Religion und Recht, Ausschluß der Verteidiger bei den Voruntersuchungen, über die Fragen bei der Eheschließung, die unbedingte Zulässigkeit und daher große Seltenheit der Scheidung, über die Festsetzung der Getreidepreise auf drei Jahre u. a. m. wird noch manches Interessante mitgeteilt, das wir hier übergehen müssen. Erwähnt sei nur, daß diese Dichtung sich auch mit dem Finanzwesen aufs gründlichste beschäftigt und die Staatseinnahmen genau herausrechnet; es werden nämlich die Grundsteuern mit einem Siebentel des Ertrages (zunächst auf dreißig Jahre) festgesetzt, Gemeindesteuern nach Rauchfängen; Nebeneinnahmen sind z. B. eine einprozentige Erbschaftssteuer bei Seitenverwandten. Nimmt man neunzig Millionen Morgen zu 96 Ertrag an, so ergiebt das 8640 Millionen, also ein Siebentel immer noch über tausend Millionen regelmäßiger Staatseinnahme.

Zum Schluß noch eins: wie das Theater castigat ridendo mores, so liegen auch allen Gesellschaftsspielen tiefere Ideen zu Grunde, die selbst auf den Spielkarten zum allegorischen Abbild kommen. Diese Ideen sind in der folgenden Fabel enthalten:

„Das persönliche Eigentum war von jeher das Schoßkind der Natur, ihre vielgeliebte Tochter. Als sie zu ihren Jahren kam, da wollte sie frei und unabhängig leben. Doch grausam ward sie enttäuscht, da ihr die Sicherheit fehlte, und so entschloß sie sich, den mächtigsten aller Fürsten zu heiraten, Namens

Gemeinsamervorteil. Das war eine glückliche Ehe; das junge Weib lohnte Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit, und ohne sonderliche Mühe gebar sie dem Gatten zwei liebreiche Töchter. Die eine erhielt den Lohn aller Arbeit, der andern schenkte sie liegendes Gut, und sie erhielten die Namen Grundeigentum und Mobiliarvermögen. Beide vergesellschaften sich, und um jedem Zwist vorzubeugen, wählen sie Madame Konkurrenz, eine geistreiche Dame, zum Schiedsrichter. Beide Töchter vermählen sich, die ältere heiratet das Genie und gebiert die Industrie; die jüngere heiratet einen schönen jungen Mann und gebiert den Überfluß. Doch sollen beide mehrfach fausse couche gehabt haben, bis ihnen die Gerechtigkeit zur Wehemutter gegeben ward. Diese isolierte sie an einem geschützten Platz, wo auch der Friede wohnte, und dessen Sohn, das Wohlsein — auch dieser ward erst geboren, nachdem die Pflegemutter Freiheit alles bereitet hatte."





Von der Dichtung zu Systemen

Die zuletzt geschilderten Werke haben im ganzen wenig Eindruck gemacht. Die Welt geriet in gewaltigere Bewegungen. Man glaubte, die Zeit zur Umgestaltung der Gesellschaft wäre gekommen. Wir müssen zurückgreifen auf Morelly. Sein Buch ist eine grundstürzende und grundlegende Schrift. Sie ist es, wodurch die Utopie des Thomas Morus mit Cabets Ikarien und mit den Schriften unsers Jahrhunderts in Verbindung steht; aus ihr leitet Louis Blanc seine Brüderlichkeitsideen ab, an sie erinnert Proudhons Abhandlung über das Eigentum. Auf sie stützt sich Mably, wenn er 1768 seine „Zweifel über die natürliche und wesentliche Ordnung der Gesellschaft" veröffentlicht, und was Morelly über Erziehung sagt, klingt sieben Jahre später in Rousseaus Emile wieder. Und weiter wurden diese Ideenreihen entwickelt, und immer mächtiger wurde der Boden erschüttert, auf dem die Welt bisher gestanden hatte Rousseau empfiehlt die Gleichheit und predigt die Wildheit, Linguet (Theorie der bürgerlichen Gesetze, 1767) wiederholt Rousseaus paradoxe Angriffe auf die zivilisierte Gesellschaft, Necker protestiert in seinem berühmten Buche über den Getreidehandel gegen Handelsfreiheit

15*

und Ausbeutung, und wie drei Jahrhunderte zuvor die Entdeckung Amerikas und die Beschreibungen der Einrichtungen Perus und andrer Staaten den Anlaß zu den ersten kommunistischen Utopien und Theorien geboten hatten, so sucht man jetzt den Typus der Vollkommenheit bei den Otaheitiern und den Huronen, und die Entdeckungen Cooks und Bouquinvilles im Südmeere führten Diderot und andre zu den überspanntesten Theorien über freie Liebe und Durcheinander der Geschlechter. Ehe, Keuschheit .. lächerliche Vorurteile! Wir können all dies hier nicht schildern. Wir können auch nicht, so verlockend es wäre, zeigen, wie das gesamte Gift jener Irrtümer, vermischt mit dem Materialismus eines Holbach und Lamettrie, in einer Schrift konzentriert wurde, „deren Maßlosigkeit nur ihrem Cynismus gleichkommt," in Brissot de Warwilles „philosophischen Untersuchungen über Eigentumsrecht und Diebstahl" (1770). Hier soll lediglich eines nicht weit genug bekannten Umstandes gedacht werden, der unsern Gegenstand speziell betrifft.

Das Werk Morellys hat nicht nur alle die genannten mehr oder minder beeinflußt, seine Ansichten sind nicht nur Tropfen für Tropfen durchgesickert — nein wir können die unmittelbare Wirkung des code de la nature in den letzten Ereignissen der französischen Revolution aufs sicherste nachweisen.[83]) In derselben Zeit, da der „Staat von Felizien" erschien, dachte Babeuf daran, Morellys Gedanken zu verwirklichen. Unter den gefangnen Jakobinern befand sich ein gewisser Bodson, der sich an dem code de la nature genährt und sich seine Ideen zu eigen gemacht hatte. Er gewann für diese Ideen Babeuf und einige andre Mitglieder der Partei, die sich selbst den Titel „Patrioten" beilegten. Als die Amnestie des dritten Brumaire des Jahres IV der Republik auch ihnen zu teil ward, bildeten sie den Klub der Gleichen (société des égaux): die hauptsächlichsten Mitglieder

waren Buonarotti, Antonelle, Sylvain Maréchal, die Seele des Ganzen aber Babeuf, der den Namen Gajus Gracchus annahm. In seinem Journal „Der Volkstribun“ predigte er in ebenso unschöner wie maßloser Weise die Grundzüge Morellys, und hier zeigt sich, welche gewaltigen Wirkungen solche dichterische Schriften haben können. Wie sich an Morus die Wiedertäufer anschließen, so (aber viel deutlicher) an Morelly der Klub der Gleichen; ebenso radikal, wenn auch weniger originell und weniger erfolgreich. Platon und Evangelium, Gracchus und Christus, antike Ideen und Hetzreden aus politischen Klubs — alles erscheint in ihren Brandartikeln durcheinander, und aus den Chimären aller Zeiten schaffen sie in steter Entlehnung eine neue — aber im Grunde ist es die ewig alte. Wieder einmal ist der Plan fertig, eine Utopie zu verwirklichen, die ebenso den vergangnen ähnelt, wie sie sich in den spätern wiederspiegelt. Wie immer ist das Privateigentum beseitigt und der Staat verpflichtet, alle Bürger zu erhalten. Alle regieren, und doch niemand, und der einzelne Bürger ist Sklave dieser Regierung. Dabei aber regt sich wie immer die Furcht, es möchten doch nicht alle in diesem Staatswesen glücklich, nicht alle mit ihm zufrieden sein, und auch hier erscheint die alte Inkonsequenz, daß man die etwa widerstrebenden mit den gewaltsamsten Mitteln in die alleinseligmachende kommunistische Gesellschaft hineinzwingen will.

Das ist die Quintessenz dieser Verbindung, die von 1795 an das Direktorium beunruhigte und die politische Revolution durch die soziale ergänzen wollte. Als 1797 Babeuf verhaftet und (am 24. Mai) hingerichtet wurde, fand man unter den Papieren der Verschwornen die Insurrektionsakte und andre Gesetze, deren Einzelheiten zum Teil fast *wörtlich* an Morelly erinnern! Die letzte Periode der französischen

Revolution erscheint, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, in einem andern Lichte. „Babeufs Pläne sozialer Organisation geben aufs treuste die kommunistischen Utopien eines Morus, Mably und besonders eines Morelly wieder, aus dessen Buche die Verschworenen ihre Lehren schöpften. Ihre Ansichten scheinen auch von den philosophischen Untersuchungen über Eigentumsrecht und Diebstahl, jenem Resumé eigentumsfeindlicher Leidenschaften, beeinflußt gewesen zu sein; ihre Mittel waren die der Wiedertäufer, deren Greuel sie ohne Zweifel wiederholt haben würden, ihr Sieg würde das Signal zum verheerendsten Bürgerkriege, zu fremder Invasion, zur Vernichtung Frankreichs gewesen sein." — Die Verschwörung Babeufs zeigte den Franzosen den verhängnisvollen Abgrund, zu dem sie unwiderstehlich hingetrieben wurden, und sollte auch kommenden Zeiten eine Warnung sein. Mit Entsetzen vernahm man die Entdeckung des schrecklichen Komplots: diese Verschwörung war nicht nur der Ausgangspunkt der ultrademokratischen Partei; ihre Entdeckung und die Erinnerung daran trieb Frankreich in die Arme Bonapartes. Es zog die Sicherheit und soziale Ordnung der Freiheit vor und unterwarf sich dem Sieger von Rivoli, in dem es auch den Mann erblickte, der einige Jahre zuvor die Pforten des Klubs der Gleichen geschlossen hatte. Und so wird es wohl allezeit kommen: wo auf die Anarchie zugesteuert wird, gelangt der Despotismus ans Ruder.

Die gewaltthätige Verwirklichung der Utopie war gescheitert, Babeufs nach dem Muster Morellys gestalteter Kommunismus besiegt. Für lange Zeit war die Welt von ähnlichen Versuchen abgeschreckt. Dichtungen dieser Art hätten wohl jetzt an der Wende des Jahrhunderts wenig Anklang gefunden. So kehrt dieselbe Erscheinung wieder wie im sechzehnten Jahrhundert, wo die Utopie des Thomas Morus

durch das münsterische Reich der Wiedertäufer eine so krasse Illustration erhalten hatte. Gewiß hat man in der Periode der Romantiker Phantasien von glücklichen Inseln u. dgl. nicht ganz aus den Augen verloren.[84]) Aber blickt man auf die Litteratur, so bemerkt man, daß die Utopie aus dem Kreise der unterhaltenden Dichtung flüchtet: sie entwickelt sich jetzt zur Wissenschaft. Wie der Alchymie die Chemie, wie der Astrologie die Astronomie, so folgt der Utopie die Nationalökonomie und der wissenschaftliche Sozialismus.

Den Übergang zu dieser neuen Zeit bezeichnen drei Namen: Owen, Saint-Simon, Fourier, die mindestens ebenso Utopisten genannt werden dürfen, als Morus und Campanella. Aber sie haben keine Romane verfaßt, sondern Systeme geschaffen: ihre Behandlung in einer Geschichte der Dichtungen vom besten Staate ist daher vielleicht anfechtbar und auch von andrer Seite bisher unterlassen worden; es erscheint jedoch angemessen, die Bestrebungen der genannten, wenn auch nicht in der Ausführlichkeit wie die Staatsromane, zu erwähnen.[85])

Die naturrechtliche Schule hatte die Theorie der Freiheit und Gleichheit als Grundlage aller rechtlichen und wirtschaftlichen Erörterungen angenommen, Adam Smith hatte die Arbeit als die Quelle aller Werte erkannt und eine neue Wissenschaft, die nationalökonomische, erschlossen. Der Dampf und die neue Werkzeugmaschinerie verwandelten die Manufaktur in die moderne Großindustrie und begannen die Scheidung zwischen Großkapitalisten und Proletariern zu verstärken. Da übernahm am 1. Januar 1800 Robert Owen die Leitung der Baumwollspinnerei New-Lanark in Schottland. Getreu seinem Charakter als Engländer begann er mit der Praxis seiner sozialen Ideen, um erst nachher eine Theorie daraus zu bilden. Der neunundzwanzigjährige Fabrikant,

ein Mann von kindlich einfachem Charakter, war ein geborner Lenker von Menschen wie wenige. Statt seine Arbeiter als Werkzeuge seines Interesses zu behandeln, suchte er ihre Interessen mit den seinigen zu verschmelzen, statt sie übermäßig anzustrengen und zu strafen, überließ er die Anspannung zur Thätigkeit der gegenseitigen Aufsicht. Gemeinsame Anschaffung der Bedarfsartikel und billige Lieferung derselben, sowie gemeinsame Erziehung waren Owens weitere Ziele. Es gelang ihm in der That, in New-Lanark eine allmählich auf 2500 Köpfe angewachsene Bevölkerung, die ursprünglich nicht aus den besten Elementen bestand, in eine Musterkolonie umzuwandeln. Weniger glücklich war er in Amerika, wo er nach noch stärker kommunistischen Grundsätzen New-Harmony ins Leben rief. An andern Punkten der Union sowie in England bildeten sich noch mehrfach cooperative societies, Verbindungen für kombinierte Betreibung gewerblicher und landwirtschaftlicher Produktion, zuweilen mit gleicher Lebensweise, Wohnung, Nahrung u. s. w.: ein Schüler Owens, Combe, schien zu Orbiston die glücklichen Erfolge von New-Lanark zu erneuern — aber auch hier war es nur der persönliche Einfluß des Leiters der Kolonie, der diese Erfolge schuf, mit seinem Tode zerfiel sie wieder.

Owen entwickelte später ein System, gegründet auf den Gedanken der mutual assistance. Gemeinsamkeit der Interessen, Gleichheit der Rechte, Konzentration der Industrien, das war sein Streben. In diesen Genossenschaften von 2—3000 Personen hörte das Privateigentum und schließlich auch die Ehe auf. Die Erziehung, auf die hoher Wert gelegt wird, war staatlich, die Hierarchie des Alters wurde anerkannt, die ältesten Mitglieder leiteten die Gesellschaft. Sieht man genauer zu, so sind die Owenschen Genossenschaften nur Nachbildungen der Städte, deren Pläne Platon und Campanella entworfen hatten, und

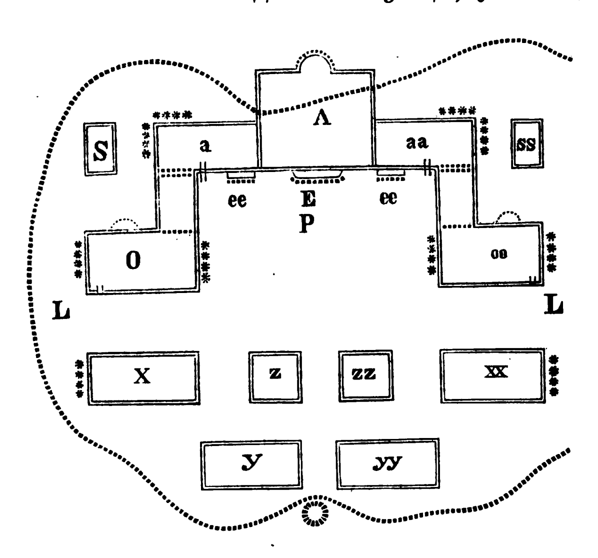
Owens System wiederholt nur die alten Irrtümer der Utopisten, ja selbst die Lehre der Wiedertäufer von der Sündlosigkeit, wenn die Unverantwortlichkeit des Individuums und der Einfluß der Verhältnisse auf den Menschen so sehr betont wird.

Tiefer erfaßte Graf Saint-Simon die Aufgabe der gesellschaftlichen Reform: der Saint-Simonismus ist keine soziale Theorie, er ist eine Religion, ein System der Weltanschauung. Saint-Simon ist ein Kind der Revolution, bei deren Ausbruch er dreißig Jahre alt war, aber er hat tiefer geschaut als die meisten seiner Zeitgenossen. In seinem Kopfe ward der Gegensatz des dritten Standes und der bevorrechteten Stände zum Gegensatze der Arbeiter und der Müßiggänger. Sein System ist das der Verklärung der Industrie, der Heiligung der Arbeit: einem jeden nach seiner Fähigkeit, und jeder Fähigkeit nach ihren Werken. Er wünscht nicht Gleichheit der Güter, und er vertritt die Aufhebung des Eigentums nur insoweit, als es dem Eigentümer das Privilegium des Nichtsthuns verleiht. Wer aber bestimmt diese Ungleichheit? Das sind die Leiter der industriellen Arbeiten oder die Leiter der drei Klassen, in die die Menschheit zerfällt: Künstler, Gelehrte, Industrielle. So ist der Saint-Simonismus schlimmer als der gewöhnliche Kommunismus: denn er überläßt alles, das Recht über Personen und Sachen, über Kapital und Arbeit zu verfügen, dem Belieben eines unfehlbaren Industriepapstes. Neben diesen männlichen Leiter der Gesellschaft stellen dann Nachfolger Saint-Simons in ihrer ausschweifenden Phantasie die Hohepriesterin. Hatte Saint-Simon selbst Gleichstellung der Frau gefordert und verlangt, daß die Ehe aus einer Sache der Spekulation und des Menschenhandels zu einem freien Bunde der Liebe werde, so putzte insbesondre der Weinreisende Enfantin diese Ideen auf zu dem Dogma von der freien Frau.

Enfantin zog bekanntlich mit einigen Anhängern aus, um diese vollendete Frau und Hohepriesterin zu suchen, und lebte dann einige Zeit auf seinem Landgute Ménilmontant, jedoch derart, daß er wegen Verletzung der öffentlichen Moral zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde. Auch diese Ideen übten in Deutschland einen Rückschlag auf die Litteratur und sind nicht ohne Einfluß auf die zahlreichen Emanzipationsromane geblieben, die in den dreißiger Jahren erschienen.[36])

Wenn sich im Saint-Simonismus die Überschwänglichkeit der Phantasie und die volle Romantik aber auch die volle Unreife einer neuen Weltanschauung darstellt, so ist unter den genannten Fourier derjenige, dessen System am meisten durchgearbeitet erscheint. Ragt Saint-Simon durch die geniale Weite des Blicks hervor, so fesselt Fourier durch die scharfe, eindringende Kritik. Er handhabt die Dialektik wie sein Zeitgenosse Hegel und verbindet mit der Kritik die Satire. Aber die phantastische Ausschmückung, die Berechnung von Kleinigkeiten bis zur Spielerei, die dem französischen Geiste Rechnung tragende Ausbildung von Äußerlichkeiten und die theatralische Inscenesetzung, alles dies fehlt auch hier nicht und erinnert vielfach an die dichterischen Phantasien, die wir betrachtet haben. Aber nicht nur die Gewandung, auch die Gedanken, die Fourier vertritt, finden sich schon bei Morus und Morelly, nur setzt Fourier an allen Ecken und Enden Märchenhaftes — oder soll man sagen Verrücktheiten? — hinzu. Auch sein System kommt hinaus auf die Gemeinschaft der Lebensweise, der Arbeit und des Vergnügens. Sein Hauptziel ist, die Arbeit angenehmer für den Einzelnen, für das Ganze produktiver zu machen. Dazu setzt er drei Hebel in Bewegung: die Wahl, den Wechsel, den Wetteifer. Im übrigen sind seine Gründe nicht neu, so z. B. daß in den vereinzelten Wirtschaften unendlich viel

Kraft verschwendet, daß durch Zusammenfassung viel gewonnen würde u. s. w. Hierauf errichtet Fourier sein System der Phalansterien. Durch die freie Wahl der Beschäftigungen bilden sich, indem mehrere dieselbe Beschäftigung wählen, Gruppen von Arbeitern, die verwandten Gruppen vereinigen sich zu Serien,



Punktierte Linien: Gewässer.
Übrige (doppelte) Linien: Gebäude, das Weiße die Höfe u. s. w.
L L Hauptstraße.
P Paradeplatz.
A Cour d'honneur, Wintergarten u. s. w.
a aa, O oo Plätze, Höfe (a aa für Küche und Ställe, O oo für laute Gewerbe u. s. w.)
* * * * Kolonnaden. : : : : Gänge im 1. Stock auf Säulen (zwischen zwei Gebäuden), Vorhallen.
x y z, xx yy zz Höfe für Landwirtschaft u. s. w.
E ee ee Portale.
S ss für Kirche und Theater.
In den Gebäuden um A sind die ruhigen Gewerbe, Börse, Gericht, Telegraph, Taubenpost und die reichern Klassen unterzubringen.

PHALANGE EN GRANDE ÉCHELLE

Distribution en 16 tribus et 32 chœurs

ORDRES	GENRES	AGES	Plein caract.		Demi-caract.		NOMBRES
Complément ascendants	Nourrissons	0 à 1	72				180
	Poupons	1 à 2	60				
	Lutins	2 à 3	48				
	TRIBUS ET CHŒURS						
Transition ascendant	1. Bambins et Bambines	3 à 4 1/2					60
Aileron ascendant	2. Chérubins et Chérubines	4 à 6 1/2	38		19		
	3. Séraphins et Séraphines	6 1/2 à 9	44		22		
Aile ascendante	4. Lycéens et Lycéennes	9 à 12	50	392	25		
	5. Gymnasiens et Gymnasiennes	12 à 15 1/2	56		28	196	
	6. *Jouvenceaux* et *Jouvencelles*	15 1/2 à 20	62		31		
. . . . . .	7. Adolescents et Adolescentes		68		34		
	8. Formés et Formées		74		37		
Centre	⋈ RÉGENCE			54		27	
. . . . . .	9. Athlétiques et Athlétiques		70		35		
	10. Virils et Viriles		64		32		
Aile descendante	11. Raffinés et Raffinées		85		29		
	12. Tempérés et Tempérées		52	364	26	182	
	13. Prudents et Prudentes		46		23		
Aileron descendant	14. Révérends et Révérendes		40		20		
	15. Vénérables et Vénérables		34		17		
	Demi-caractère					405	405
	Plein-caractère			810			810
Transition descendante	16. Patriarches et Patriarches						45
Compléments descendants	Malades		30				120
	Infirmes		40				
	Absents		50				
						Total	1,620

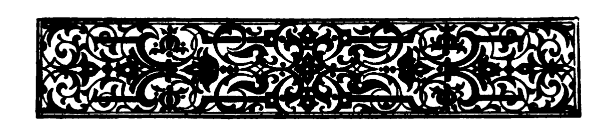
eine Anzahl dieser zu Phalangen. Eine solche Phalanx von etwa 1200—1800 Personen umfaßt also jedes Alter und Geschlecht und jedes Gewerbe; sie bewirtschaftet gemeinschaftlich Grund und Boden und wohnt in einem ungeheuern Gebäude, dem Phalansterium, zusammen. Statt breiter Erörterung mögen vorstehende Tabelle und Plan den Einblick in den Phantasiestaat Fouriers gewähren. Die ganze menschliche Gesellschaft soll sich dereinst in solchen Kreisen unter je einem obersten Leiter und Vorsteher gruppieren und mit Verwischung aller nationalen und politischen Grenzen ein einziges großes Ganze bilden. Einen bedeutsamen Unterschied zeigt Fourier von andern Kommunisten, indem er jedem einzelnen von dem Reinertrage nach Maßgabe seiner Arbeit, seines Kapitals und seiner Intelligenz (Talent) einen Jahresanteil (Dividende!) zubilligt, und zwar der Arbeit fünf, dem Kapital vier, dem Talent drei Teile des Arbeitsgewinnes, der zuerst unter die Serien, dann unter die Gruppen u. s. f. verteilt wird. In den Phalansterien selbst ist das Gesetz der Pflicht durch das der passions ersetzt; was wir Unsittlichkeit oder Verbrechen nennen, ist nur die Folge falscher gesellschaftlicher Verhältnisse; in den Phalangen wird jeder Charakter sich frei entfalten können und das Glück erblühen. Da es zwölf Grundneigungen der Menschen giebt, so kann es — durch Kombinationsrechnung! — achthundertundzehn verschiedne Charaktere geben, was Fourier un clavier général de caractères nennt, insofern ein richtiges Bild, als er die zwölf Grundneigungen den zwölf Grundtönen der Tonleiter (einschließlich der halben Töne) vergleicht!! Man wird versuchen, in jeder Phalange möglichst alle Arten Charaktere zu vereinigen. Jeder wird seinen Instinkten oder Leidenschaften nachgehen. Da in diesem état harmonien weder zwingende Gewalt noch der Begriff von Gut und Böse existiert, und für jeden nur das eigne Belieben Gesetz ist, darf

man annehmen, daß ein solcher Staat sich in Wirklichkeit keineswegs harmonisch gestalten würde. Die Auffassungen Fouriers über den Geschlechtsverkehr sind höchst bedenklich. Die Ehe wird zwar beibehalten, aber durch Polygamie und Polyandrie gemildert. Eine Frau kann zugleich haben erstens einen Gatten, von dem sie zwei Kinder hat, zweitens einen géniteur, von dem sie ein Kind hat, drittens einen favori, und viertens de simples possesseurs. Desgleichen die Männer! Diese Polygamie und Polyandrie, zudem die vernünftige Ernährung der Harmonier, bei denen die Feinschmeckerei sich zur Höhe einer Wissenschaft unter dem Namen Gastrosophie erhebt, und schließlich eine allgemeine Beleibtheit, die die Folge jener ist, werden die Fruchtbarkeit sehr einschränken (trotzdem wird das menschliche Geschlecht auf drei Milliarden geschätzt, worunter sich 37 Millionen Komödiendichter à la Molière befinden u. s. w.). Hier ist also doch noch ein bisher nicht gezeichnetes Ideal: es ist der Staat der Dicken! Diese Dicken leben 144 Jahre, wovon 120 Jahre l'exercise actif en amour möglich ist. Eine Frau von achtzig Jahren hat noch alle Reize der Jugend — das Meer ist Limonade geworden, Antiwalfische ziehen Schiffe, und Antinilpferde dienen als Lotsen. Das sind Fouriers Phantasien, die in besonders zu diesem Zwecke gegründeten Zeitschriften in Frankreich und England vertreten wurden. Nach seinem Tode (1837) versuchten verschiedne Schüler sie zu verwirklichen, aber diese Versuche scheiterten. Gegen solch gemeinsames Leben empfindet der Mensch einen Widerwillen, den nur religiöse Schwärmerei zu überwinden vermag. In religiösen Gemeinschaften ist auch schon früher (so bei den mährischen Brüdern) der Gedanke der Assoziation verwirklicht worden, als dessen Urheber oft fälschlich Fourier bezeichnet worden ist.

Owen, Saint-Simon und Fourier bilden den Übergang zu der modernen Wissenschaft des Sozialismus. Man kann sie noch als Utopisten bezeichnen, obwohl ihre Werke keine Dichtungen sind. Von nun an folgen eingehendere wissenschaftliche Untersuchungen, von Louis Blanc und Marx, die uns hier nicht interessieren. Die drei genannten Systeme übten einen gewaltigen Einfluß und wurden nach verschiednen Richtungen um- und ausgestaltet, insbesondre z. B. von dem deutschen Schneidergesellen Weitling, der in der Schweiz und in England anfangs der vierziger Jahre einigen Anhang fand. Aber schon war die Zeit gekommen, da wiederum ein Romanschriftsteller die Feder ergriff — es war Etienne Cabet, der der Kette der Romane eines Morus und Morelly ein neues Glied zufügte, Etienne Cabet, der sich an den Systemen der drei genannten genährt hatte. Cabet, der Küfersohn aus Dijon, am Neujahrstage 1788 geboren, der Student der Medizin und Doktor der Rechte, wurde bereits 1815 mit einer Disziplinarstrafe (dreimonatlicher Nichtausübung der Advokatur) bestraft und gehörte, vielleicht durch diese Maßregel erbittert, später der extremsten Gruppe der republikanischen Partei an. Er hatte nach der Julirevolution eine Stelle im Justizministerium, später die eines Staatsanwalts auf Korsika erhalten, trat aber zugleich so maßlos gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auf, daß der Justizminister Barthe sein alter Freund, ihn am 9. Mai 1831 seines Amtes entsetzen mußte. Nach mehrmaligen mit Freisprechung endenden Anklagen wurde er im März 1834 wegen Aufreizung zum Bürgerkriege u. s. w. zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Er flüchtete nach London und benutzte seine Muße, um eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, die nichts andres ist als eine Verherrlichung des äußersten Radikalismus. Bei der Vor-

bereitung weiterer historischer Werke wollte er die Utopie des Morus lesen, die er noch nicht im Original kannte. Sie wurde ihm, wie er uns selbst mitteilt, unmittelbare Veranlassung, sein politisches System in der Form einer Erzählung zu entwickeln und seinen berühmten Staatsroman zu schreiben: die Reise nach Ikarien.[87])





Cabets Reise nach Ikarien

Die Utopisten, die mit kühnen Pinselstrichen, hellen Farben und vielleicht könnte man sogar ganz modern sagen mit „flotter Technik“ — ein erdachtes und erdichtetes Wunderland ausmalen, erscheinen dem Historiker deutlich als Kinder ihrer Zeit, deren Wirklichkeit sich überall in ihren seltsamen Zauberbildern wiederspiegelt. So ist es auch mit dem Roman Cabets, den wir als den bedeutendsten unsers Jahrhunderts herausgreifen. Platons Gerechtigkeitsstaat war uns ein Typus für die aristokratische Anschauungsweise des Altertums. Die Insel Utopia, wo die natürlichen Menschen wohnen, ist durchweht vom Geiste einer reformierenden, freien Weltanschauung, Campanellas Sonnenstaat giebt das Ideal der sterbenden Scholastik, im Wissen wird das Heil der Völker erblickt, wogegen Andreae das Glück als in der evangelisch-christlichen Gesinnung beruhend darstellt. Ganz anders als diese Werke entrollt uns Etienne Cabet in seiner „Reise nach Ikarien“ ein Wonnebild irdischer Herrlichkeit, wie es die Genußsucht des neunzehnten Jahrhunderts träumt.

Der Roman Cabets ist nach einem weniger bekannten englischen Vorbilde (F. Adams, Lord W. Carisdalls Reisen nach Ikarien) gearbeitet. Er ist zum

Teil mit hinreißender, jedenfalls überall mit glänzender Beredsamkeit, ja manchmal freilich auch mit etwas Wortschwall geschrieben, und der ausgesprochne Zweck des Verfassers ist: die Frauen zu gewinnen.[2]) Im Unterschiede von andern Dichtungen finden wir hier eine Einteilung in drei größere Teile. Der erste giebt uns die genaueste Beschreibung von Land und Leuten, der zweite die Geschichte dieses Volks; der dritte enthält die Zusammenstellung der Grundsätze, denen die Ikarier ihr Glück verdanken. Diese Grundsätze lassen sich übrigens schon aus dem politischen Symbol erkennen, das nach Form wie Inhalt bemerkenswert auf den Titel gesetzt ist.

FRATERNITÉ

Tous pour chacun — **Chacun pour tous**

SOLIDARITÉ — AMOUR — ÉDUCATION
ÉGALITÉ — LIBERTÉ — JUSTICE — INTELLIGENCE — RAISON
ÉLIGIBILITÉ — SECOURS MUTUEL — MORALITÉ
UNITÉ — ASSURANCE UNIVERSELLE — ORDRE
PAIX — ORGANISATION DU TRAVAIL — UNION
— MACHINES AU PROFIT DE TOUS —
AUGMENTATION DE LA PRODUCTION
RÉPARTITION ÉQUITABLE DES PRODUITS
SUPPRESSION DE LA MISÈRE
AMÉLIORATIONS CROISSANTES

Premier droit, Vivre — MARIAGE ET FAMILLE — *Premier devoir, Travailler*
PROGRÈS CONTINUEL
ABONDANCE
ARTS

A chacun suivant ses besoins — **De chacun suivant ses forces**

BONHEUR COMMUN

Zunächst hat Cabet die Absicht, uns das Land kennen zu lehren. Er führt nach der Vorrede den Leser in die Städte, Dörfer, Farmen, Felder, zu den Straßen, Eisenbahnen, Kanälen, Flüssen u. s. w. (so geht es eine halbe Seite lang fort). Es ist im wesentlichen

ein Reisetagebuch, das wir kennen lernen, und das der junge Engländer Lord Carisdall aufgezeichnet hat. Diese Hauptperson ist also kein philosophischer Seemann wie der Reisende des Morus, sondern ein englischer Lord, jung, schön, reich, liebenswürdig und zur Liebe geneigt, kurzum so geschildert, daß ihm die Gunst der holden Leserinnen gesichert ist. Die romantischen Abenteuer, die der Lord in diesem Eldorado erlebt, sollen uns nicht beschäftigen, da sie doch sehr zurücktreten gegen die Beschreibungen der Herrlichkeiten dieses Landes.

Unser Lord hat London am 22. Dezember 1835 verlassen und kehrt im Juni 1837 dorthin zurück. Gegen Zahlung von zweihundert Pfund Sterling (viertausend Mark) erhält er die Erlaubnis, das Land zu bereisen. Diese Gebühr für den Paß erscheint dem Lord zuerst etwas hoch, doch ist sie gerechtfertigt, da darin tout compris ist. Man sieht, das ist wie eine Anweisung von Cooks Reisebureau: für Wagen, Unterkunft, Verpflegung ist nun nichts mehr zu bezahlen, sodaß der Lord auch sein übriges Geld in der Hafenstadt Camios deponiert. Von hier gelangt man nach einer kurzen bequemen Meerfahrt erst zum Lande Ikarien selbst. Die Seekrankheit ist verschwunden, man hatte einen hohen Preis für die Entdeckung des Mittels dagegen ausgeschrieben. Schon von weitem erblicken wir eine die Brüderlichkeit kündende Kolossalstatue am Hafen von Tyrana mit der Inschrift: „Das ikarische Volk ist allen Völkern verbrüdert.“ Nach einer von einem Staatsbeamten geleiteten Table d'hôte in dem großartigen Hôtel des Etrangers geht es teils in Sechsspännern auf prächtigen Wegen mit Geleisen, teils per Bahn zur Hauptstadt Ikara.

Das Land ist in hundert ungefähr gleiche Provinzen geteilt, deren jede zehn Kreise umfaßt. Jede Gemeinde besitzt eine Kreisstadt, acht Dörfer und eine Menge von Farmen. Die in der Mitte der Pro-

vinz gelegene Kreisstadt ist die Provinzialhauptstadt. Es sind also hundert solcher, hundert Kreisstädte, achttausend Dörfer, die die Landeshauptstadt Ikara umgeben. Folge mir in diese glückselige Stadt, wirf einen Blick auf diesen Glanz, der in den Märchen von Tausend und einer Nacht nicht seines gleichen findet. Die Breite der Straßen ist so bedeutend, daß überall für die vier Eisengeleise ausreichend Platz ist. Kein Staub belästigt die Lungen der Bewohner, da großartige Springbrunnen ihn vernichten. Miasmen sind in den Städten nicht vorhanden, da alle Etablissements, die übel ausdünsten, nach auswärts verlegt sind. Da das Geheimnis erfunden worden ist, jeden schlechten Geruch sofort im Keime zu ersticken, so stören auch die in allen Straßen befindlichen außerordentlich bequemen „Indispensables“ nicht. Auf den Straßen ist kein Schmutz und kein Lärm: die Pferde werden nicht mehr scheu, Blumentöpfe werden nicht mehr durch den Sturm von den Balkons geworfen, und selbst die ikarischen Hunde beißen nicht nur nicht, nein, sie machen auch nicht einmal mehr Lärm! Alles ist schön in dieser Stadt. Da werden die Mauern nicht durch häßliche Inschriften bekritzelt, denn Narrenhände giebt es in Ikarien nicht. Überall finden wir herrliche Bild- und Bauwerke, und selbst die öffentlichen Bekanntmachungen der Behörden sind so elegant auf verschiedenfarbiges Papier gedruckt, daß sie zur Verschönerung beitragen. Wenn auch die Häuser in den einzelnen Straßen gleich sind, so hat man doch geschickt jene Eintönigkeit vermieden, die den frühern Utopisten vorgeworfen wird. Denn jedes Stadtviertel stellt eine besondre Kunstepoche dar, und so glaubt man sich bald in Ägypten oder Rom, bald in Rußland oder Indien. Und weiter hinaus, welch ergiebiges Land! Längst ist man dahin gekommen, dem Boden mehr als einmal jährlich Früchte abzugewinnen, und man pflegt der Verschiedenheit des Humus entsprechend die Speziali-

täten (was übrigens wohl auch in unsrer Welt der Fall ist). In Ikarien liest aber auch jeder Bauer seine landwirtschaftliche Zeitung und ... versteht auch alles, was er liest.

Es giebt in der That nichts, wofür die republikanischen Ausschüsse Ikariens nicht gesorgt hätten. Selbst den Unfällen der Kinder ist vorgebeugt dadurch, daß alle scharfen Ecken an den Möbeln beseitigt sind. Überall finden sich überdies tableaux, die weniger Gemälde als Tabellen sind, wissenschaftliche Anweisungen für Küche, Kinderzimmer, Badekabinett. Ein offizielles Kochbuch, guide du cuisinier, besitzt jede Familie; sie bedarf dessen übrigens nur zum Abendessen, da Frühstück und Mittagessen gemeinsam sind. Die Kleidung ist entzückend und trotz großer Gleichheit durch einzelne Abweichungen mannigfaltig. Wie schlägt unserm jungen Engländer das Herz, als er in der Kleiderakademie Hunderte von reizenden Modistinnen schweigsam die Kleidungsstücke anfertigen sieht, die, nebenbei bemerkt, die Eigentümlichkeit haben, daß sie sich nach Bedürfnis verengern und erweitern lassen. Vor allem betrachten es die Ikarier als eine Pflicht gegen ihre Mitmenschen, stets in gutem Geruche zu stehen: sie sind immer parfümiert. Die parfumerie républicaine ist ein wahrer Feenpalast. Dieser wie jeder andre Luxus soll der gesamten Bevölkerung zu gute kommen. Am erstaunlichsten ist vielleicht, daß in der Hauptstadt nicht weniger als sechzigtausend Pferde zum Spazierenreiten zur Verfügung stehen. Die Ställe, in denen sie untergebracht werden, sind sehenswert, in fünf Stockwerken übereinander. Der Verkehr wird durch zweistöckige Staragoni (Omnibus), Eisenbahnen, über- und unterseeische Dampfboote und lenkbare Luftballons vermittelt, deren oft fünfzig gleichzeitig an einer Station ankommen.

Fragen wir nun, was verschafft den Ikariern all diesen Luxus, all diese Lust des Schlaraffenlandes, so

bekommen wir die alte Antwort: es ist der Kommunismus. Alles gehört dem Staate, dieser gewährt Nahrung und Kleidung und Erziehung und ärztliche Hilfe. Jeder arbeitet. Alle sind gleich, es giebt nicht Dienstboten, nicht Arme, niedrige Geschäfte werden durch Maschinen besorgt. Die Belehrung durch Zeitschriften u. dergl. spielt bei Cabet eine große Rolle. Bereits das junge Ehepaar erhält eine Belehrung über die Erzeugung guter Bürger. Die jungen Gattinnen, die sich Mutter fühlen, hören bei erfahrenen Frauen über die Mutterschaft Vorlesungen, denen aber nur die eignen Ehemänner beiwohnen dürfen. Außerdem erhalten sie das Journal des mères. Die Erziehung ist vom fünften bis siebzehnten (achtzehnten) Jahre öffentlich. Sehr eigentümlich ist, daß schon in diesem Alter eine etwas weitgehende „Selbstverwaltung" eingeführt ist: die Schüler haben selbst den Unterrichts- und Strafkodex parlamentarisch festgesetzt, und halten selbst Gericht über ihre Standes- und Altersgenossen. Die Ikarier legen auch großes Gewicht auf die Belehrung der Schüler unter einander; das Recht, andre zu führen und zu unterweisen, gilt als Auszeichnung. Die Kenntnis der Realien wird besonders gefördert, auf die alten Sprachen wenig Wert gelegt, nur der Nutzen ist maßgebend. Landwirtschaft und Zeichenkunst sind die Hauptsache. Wie in andern ganz kommunistischen Staaten ist alle Bildung durchaus monopolisiert, das geistige Leben durchaus beaufsichtigt. Alle Schätze der Litteratur sind verbrannt worden, so weit sie gefährlich schienen, gleichwie Omar dereinst die Schätze der Bibliothek von Alexandrien zerstören ließ. Es giebt nur eine große Zeitung. die „Nationalzeitung," und sodann die Provinzial- und Kommunalblätter, die, sämtlich offiziell, nichts als Thatsachen, Verordnungen, Statistik u. dergl. enthalten. Denn die Preßfreiheit ist nur da nötig, wo Aristokratie und Königtum unendliche Mißbräuche be-

günstigen, nicht aber im Lande der Freiheit. Mit dem achtzehnten Jahre beginnt die Erziehung zur Arbeit. Durch eine großartige Statistik weiß der Staat genau, wie viele Arbeitskräfte in jedem Zweige nötig sind, und weist danach die jungen Leute den Nationalwerkstätten zu; nur soweit es das wirtschaftliche Interesse erlaubt, wird auf den Wunsch des Einzelnen Rücksicht genommen (also auch hier wie stets Opferung aller Freiheit!). Die Arbeitszeit beträgt sieben Stunden im Sommer, sechs im Winter, doch hofft man sie noch mehr herabzusetzen. Die Männer arbeiten bis zum 65., die Frauen bis zum 50. Jahr für den Staat. Faulenzer giebt es nicht, da jeder, der angiebt, nicht arbeiten zu können, in einer öffentlichen Anstalt verpflegt wird. Die Kranken werden ebenfalls selten zu Hause belassen, sie gehen meist in die Hospitäler, wo jeder stets von drei Ärzten gleichzeitig behandelt wird (o weh!). Auch die Entbindungen finden meist in öffentlichen Anstalten statt, was sich übrigens erst sehr allmählich einbürgern konnte. Die Hygiene ist so vorgeschritten, daß es fast keine Zahnschmerzen mehr giebt . . da bekanntlich kein Mensch so unglücklich ist, daß Zahnschmerzen ihn heiter stimmen könnten, gewiß ein nettes Ideal — so kühn war bisher noch kein Utopist gewesen!

Die Staatsverfassung Ikariens zeigt durchaus das Ideal der radikalen Demokratie, das heute nicht mehr wie in den vierziger Jahren, reife Männer berauscht. Die Souveränität ruht beim Volke, und die Volksvertretung ist die erste Gewalt im Staate. Sie besteht aus zweitausend Köpfen! Jeder der erwähnten tausend Kreise wählt nämlich — natürlich nach allgemeinem Stimmrecht — zwei Abgeordnete, aller zwei Jahre am 1. April. Die vollziehende Gewalt ist ebenfalls bei einer vom Volke gewählten Behörde, fünfzehn Ministern und einem Präsidenten (zur Zeit der Reise des Erzählers war es ein Maurer, der in seiner von

Regierungsgeschäften freien Zeit die Kelle führte, kurz zuvor wars ein Fuhrmann; eine wirklich etwas plumpe Schmeichelei für die Arbeiter!). Diese sechzehn exécuteurs nationaux werden aller zwei Jahre vom Volke unmittelbar aus einer dreimal soviel Namen enthaltenden von der Volksvertretung aufgestellten Liste gewählt. Alle Beamte sind absetzbar und auf Zeit ernannt. Diese Beamten haben aber nichts gemein mit denen der europäischen Staaten, sie haben kein Gehalt und sind nicht besser gestellt als jeder Bürger, auch nicht befreit von den gewöhnlichen Arbeiten. Die Funktionen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in derselben Person sind durchaus unvereinbar. Die Spitze des Organismus bilden fünfzehn Ausschüsse aus der Volksvertretung, ganz im Sinne des französischen Verwaltungsrechts, das ja überall Spezialräte u. dergl. kennt. Durch diese Ausschüsse, deren jeder es mit einer bestimmten Seite des gesellschaftlichen Lebens zu thun hat, ist das Dasein in Ikarien bis ins kleinste polizeistaatlich geregelt: hier wird über die Aufnahme eines neuen Möbels in die Wohnungseinrichtung, über den Küchenzettel der Woche und die Ballcoiffüren der Damen beraten, beschlossen, Verordnung erlassen, ebenso wie über die wichtigsten Dinge.

Wie dem Lord Carisdall so allerlei von der herrlichen Verfassung dieses Landes mitgeteilt wird, von der Erziehung und der Vortrefflichkeit der Heilkunde u. s. w., da fragt ihn jemand: „Nun ratet ihr wohl auch, wie es mit den Juristen steht?“ Als er aber darauf einen durchdachten Vortrag über die juristische Ausbildung und die Wahl der Richter hält, erntet er nur höhnisches Lachen. „Ja, wo glaubt ihr denn zu sein? Bei uns giebt es keine Richter, keine Polizei, keine gierigen Raben, genannt Advokaten, keine Gefängnisse, keine Verbrechen, denn es giebt kein Geld, und die Erziehung ist vortrefflich.“ — „Aber sollte da-

rum nicht jemand einen Mord aus Eifersucht begehen können?" — „Ein solcher wäre ein Wahnsinniger." Das ist also nichts weiter als die immer wiederkehrende Ansicht der Kommunisten, daß, wo die Gier nach Geld und Gut ausgerottet ist, die Verbrechen verschwinden. Auch in Ikarien kennt man nur geringfügige Delikte, wie Zuspätkommen, Nachlässigkeit u. dergl., und sie werden meistens mit Ehrenstrafen geahndet. Jede Verbindung, die Schule, die Familie, die Werkstatt straft ihre Mitglieder selbst. Aber mit schwerem Herzen sitzt jedermann über Missethaten seiner Mitmenschen zu Gericht: denn alle Ikarier wetteifern in der Erfüllung echter Bruderliebe. Als der frömmste gilt der beste Vater, der beste Sohn, der beste Bürger, insbesondre aber wer das Weib, das Meisterstück der Schöpfung. am besten zu lieben versteht. Das ist die ikarische Religion. Die Einwohner, die ein tieferes religiöses Bedürfnis fühlen, können sich zu Sekten vereinigen, und ist ihre Zahl groß genug, so erhalten sie Tempel und Priester vom Staate. Sind auch solche Sekten geduldet, so hat man doch wenige Jahre nach Einführung der neuen Gesellschaftsordnung ein Konzil berufen, das nach sorgfältiger Sammlung der verschiednen unter den Bürgern vertretnen Ansichten eine Reihe von Fragen beantwortete und sehr einfach die zahlreichen Kontroversen der Theologen löste, so u. a.:

Frage. Giebt es einen Gott? Antwort. Ja (einstimmig).

Fr. Ist dieser Gott bekannt? A. Nein (einstimmig).

Fr. Ist seine Gestalt bekannt? A. Nein (einstimmig). Tausende von Völkern geben ihm tausendfache Gestalten.

Fr. Ist die Bibel Menschenwerk? A. Ja.

Fr. Glaubt das Konzil an das, was die Bibel sagt? A. Nein, ebenso glaublich sind Märchen, die

Erzählungen aus Tausend und einer Nacht, die Mythologie.

Fr. Wer ist Christus? A. Ein Mensch, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet hat!

Trotzdem sind Tempel, Priester und Priesterinnen bekannt. Aber es giebt keine Zeremonien und keine Kasteiungen, und die Priester und Priesterinnen, die gewählt werden, fünfundzwanzig Jahre alt sein und Ethik und Eloquenz studiert haben müssen, haben keine geistliche oder Strafgewalt, sie sind nur Redner, Lehrer, Tröster, Berater, Freunde.

Das ist das neue Gemeinwesen, in dem jedem einzelnen eine Summe von sinnlichen Genüssen gewährt wird, wie sie in unsern Staaten nur wenigen Wohlhabenden geboten ist. Kurze Arbeitszeit und viele Vergnügungen — das ist hier die Hauptsache. Aber wenn Cabet in Bezug auf die Ehe so inkonsequent war wie Morus und sie trotz voller Gütergemeinschaft bestehen ließ, so tritt er im übrigen ganz in die Fußstapfen seiner Vorgänger, indem er die Fesselung des Geistes und den Despotismus des Denkens erstrebt: es giebt keine andre Geschichte, als die offizielle der Nationalgeschichtschreiber, es giebt keine Presse, keine Litteratur als die offizielle; es giebt offizielle Dogmen, aber keine Offenbarung.

Es bleibt uns aber jetzt noch die Beantwortung der Frage: „Wie kam es doch?“ Dieser Beantwortung ist ein großer Teil des Werkes gewidmet. Das bisher mitgeteilte ist ziemlich ausführlich in steter Verwebung mit der Liebesgeschichte des Lord Carisdall dargestellt. Der zweite Teil enthält eine sehr genaue Geschichte Ikariens, zugleich aber discussions, objections, réfutations u. s. w. in Hülle und Fülle. Da die Geschichte Ikariens nach des Dichters Ansicht die Geschichte aller Völker ist, so bietet sie ganz besondres Interesse. Die Geschichte der großen ikarischen Revolution von 1782 ist übrigens im einzelnen der französischen Revolution

von 1848 so verblüffend ähnlich, daß, wäre sie nicht sechs Jahre früher geschrieben, man sie für eine Parodie darauf halten könnte. Der Gedenktag der Revolution, der 13. Juni, ist noch jetzt der Beginn des Jahres, der Tag der naissance scolaire und naissance ouvrière, an dem der 21jährige Bürger den Eid leistet, dem Vaterland ergeben und den Gesetzen gehorsam zu sein, Erfüllung aller Pflichten und Brüderlichkeit gegen die Mitbürger gelobt. Die folgenden drei Tage währen dann die Festlichkeiten: am ersten Tage das Waffenfest, am zweiten die Totenfeier, am dritten der Triumph. Die Totenfeier, der Ehrentag der Märtyrer vergangner Zeiten, ist großartig und schließt mit einem Brillantfeuerwerk, nämlich so, daß etwa hundertundfünfzig Meter über der Erde hundert Lichtkränze erscheinen, die selbst einen Riesenkranz bilden. Doch zurück zu unsrer historischen Betrachtung.

Ikarien seufzte wie die übrige Welt schon mehrere Jahrhunderte unter der doppelten Tyrannei des Königtums und des Privateigentums. Schreckliche Kämpfe zerfleischten und verödeten es. Die Gleichheit war Phrase bei der Ungleichheit des Vermögens. Mit beredten Worten schildert der sozialpolitische Dichter den Einfluß des Geldes: daher alles Übel, Diebstahl, Prostitution, unglückliche Ehen, daher das Proletariat. Die ganze Schilderung klingt an Proudhons kurz zuvor erschienene erste Abhandlung: „Was ist das Eigentum?“ („Eigentum ist Diebstahl!“) an. Der Reiche hatte zwei oder drei Kinder, der Arme zeugte zehn, da er zehnen gerade so viel Elend wie zweien hinterließ. Kurz vor der großen Umwälzung gab es unter 25 Millionen Einwohnern, 25000 Reiche, 150000 „nur bemittelte“ (wie es bei Erhebung der Kurtaxe in Karlsbad heißt) und 24825000 Arme. Die 25000 Reichen hatten mehr Einnahmen als die übrigen 24975000. Diese Aristokratie war dem Volke schädlich, denn sie entzog ihm alles, sie nahm ihm die

Plätze für ihre Gärten und die Wohnung für ihre Hunde und Pferde.

Schon 1770 begannen die Unruhen, Corug, ein alter Tyrann, wurde gestürzt, sein Sohn verbannt, die schöne Cloraminde erhielt den Thron; aber bald wurde sie von Lixdox, ihrem ersten Minister, beherrscht, und sein Despotismus führte ein entsetzliches, zwei Tage währendes Blutbad, die große Revolution von 1782 herbei. Der große Ikar, ein früherer Fuhrmann, wurde Diktator. Er umgab sich mit einem conseil de dictature und erließ eine Unmasse von Dekreten und Adressen (vergl. Ledru-Rollin!). Er suchte sich mit dem Kapital und der Aristokratie abzufinden. Er schickte Kommissare in alle Provinzen und setzte eine Menge von Spezialkommissionen ein Er organisierte Nationalwerkstätten und erhob von den Anhängern des frühern Regierungssystems eine Milliarde Entschädigung. Er berief fünf Schriftsteller zur Redaktion eines amtlichen Staatsanzeigers der Republik und vernichtete die Preßfreit. Er hob die Todesstrafe auf. Er hielt Musterung über 200000 Soldaten und zwei Millionen Mann Bürgerwehr. Nach allen diesen „Präliminarien" berief er eine Nationalversammlung von zweitausend nach allgemeinem Stimmrecht gewählten Abgeordneten. Diese Versammlung arbeitete die Grundzüge des Übergangssystems aus, das in der Spanne von fünfzig Jahren von der demokratischen Republik zum vollen Kommunismus führen sollte. Es ist von dem Gedanken der „abnehmenden Ungleichheit und fortschreitenden Gleichheit" getragen. und in dreiundzwanzig Kernsätzen niedergelegt, die so interessant sind, daß sie der Hauptsache nach dem Leser nicht vorenthalten werden dürfen.

Erst nach Ablauf von fünfzig Jahren sollen Gütergemeinschaft und Arbeitszwang vollständig eingeführt sein. Eigentum und freie Arbeit bleiben so lange bestehen. Alles Eigentum bleibt den gegenwärtigen

Eigentümern, nur für die Zukunft wird der Erwerb unter Lebenden und von Todeswegen beschränkt. Niemand, der über fünfzehn Jahre alt ist, wird zum Arbeiten gezwungen. Aber alle Kinder unter fünfzehn Jahren und die, die von jetzt ab geboren werden, erhalten die neue Erziehung zur Arbeit. Alle von heute ab erlaßnen Gesetze bezwecken den Reichtum zu verringern, das Los der Armen zu verbessern, die unnützen Staatsausgaben zu beschränken. Der Arbeitslohn und der Preis der Waren wird staatlich festgesetzt. Fünfhundert Millionen jährlich werden verwendet, um Arbeit den Arbeitslosen und Obdach den Armen zu beschaffen. Das Heer wird aufgelöst; die Soldaten werden bis zur Auflösung zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Alle Maßregeln werden ergriffen werden, um die Bevölkerung zu vermehren und die Hagestolzenschaft zu beseitigen. Hundert Millionen werden jährlich darauf verwendet, um die Heranbildung tüchtiger Arbeiter und Bürger für den Zukunftsstaat zu bewirken.

Auf Grund dieser Gedanken ging die Regierung vor, um den Kommunismus anzubahnen. Man wird uns erlassen, die Einzelheiten auszuführen. Kurz es machte sich alles prächtig, und der Enthusiasmus war so groß, daß ein fortwährender Adressensturm sich erhob, um Abkürzung der Übergangsepoche zu erreichen. So kam es, daß aus den fünfzig Jahren dreißig wurden, und 1812 die „Regeneration" vollendet war.

Cabet kann es dann nicht unterlassen, diesen ausführlichen Schilderungen noch sozialphilosophische Darlegungen und Raisonnements in ziemlich großer Ausdehnung anzuschließen. Er läßt Antonio, einen alten spanischen Inquisitor, auftreten, der die Ungleichheit und das Eigentum verteidigt, selbstverständlich nur um aufs glänzendste durch den ikarischen Philosophen Dinaros widerlegt zu werden. Dieser schwingt sich jetzt zu einer feurigen Begeisterung empor. Ein Panegyrikus auf

Freiheit und Gleichheit und auf die Fortschritte der Demokratie soll hinreißen, es ist eine Weltgeschichte vom radikaldemokratischen Standpunkte, die da geboten und in der alles tendenziös verwertet wird. In wirrem Enthusiasmus wird das Papsttum demokratisch genannt, weil der Geringste es bis zur Tiara bringen kann, werden Christus und Luther, der Erfinder des Buchdrucks und der der Dampfmaschine gepriesen: das sind die größten Revolutionäre. Die Maschine trägt tausend Revolutionen in ihrem Bauche — la vapeur fera sauter l'aristocratie! Das ist also die Quintessenz der mit aller Kunst eines französischen Advokaten gehaltenen Reden, die mit siebenundfünfzig Seiten Zitaten aus Confucius, Zoroaster, Lykurg, Cousin, Guizot, Villemain, Tocqueville und einigen hundert andern Schriftstellern belegt sind. Eine Versammlung von 9700 Fremden stimmt schließlich über das neue System ab, zweihundert enthalten sich der Abstimmung, die übrigen 9500 sagen „Ja," und ein Kreuzzug zur Propaganda für das ikarische System wird beschlossen.

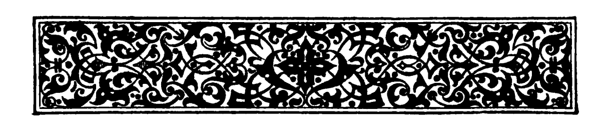
Der Mann, der ein solches Ideal gezeichnet hatte, konnte nicht mit dem Gemälde der Phantasie zufrieden sein. Beim Erscheinen des Buches kehrte er nach Paris zurück, da die Verjährung der über ihn verhängten Strafe gleichzeitig eingetreten war. Mit der Begeisterung eines Apostels verkündete er seine Grundsätze. Er rief die Zeitung Le Populaire ins Leben, machte zahlreiche Reisen und gab eine Menge weiterer Propagandaschriften heraus, in denen er den Bibeltext nach Belieben verdrehte, das Evangelium als den Kodex des Kommunismus und die Ikarianer als die wahren Christen des neunzehnten Jahrhunderts hinstellte. 1847 hatte er Hunderttausende von Anhängern und traf Vorkehrungen, im Staate Texas eine große Kolonie zu gründen. Am 3. Februar 1848 verließ eine Vorhut von neunundsechzig kräftigen jun-

gen Ikarianern Frankreich, begleitet von den besten Wünschen unzähliger Kommunisten. Als sie landeten, traf sie bereits die Nachricht von der Februarrevolution, und bitter bedauerte die kleine Schar, das Vaterland verlassen zu haben. In Fanin County (Texas) gründeten sie eine kleine Kolonie, aber Enttäuschung löste bald die frohe Hoffnung ab: die Malaria wütete, der einzige Arzt wurde geisteskrank, nur wenige kehrten, erschöpft und elend, nach New-Orleans zurück. Cabet selbst verließ Paris im Dezember 1848, und im März 1849 brachen 250 Ikarianer von New-Orleans auf, um sich in Nauvoo (Illinois) niederzulassen. Hier waren die denkbar günstigsten Verhältnisse; Nauvoo, am mittlern Mississippi, war eine verlaßne Mormonenstadt, wo eine Menge von Häusern und Feldern aufs billigste zu haben waren, und Cabet hatte auch die Freude, zwischen 1850 und 1855 hier einigen Erfolg zu sehen. Inzwischen waren aber die Unzufriednen der ersten Truppe nach Frankreich zurückgekehrt und hatten es erreicht, daß Cabet am 30. September 1849 auf Grund des Art. 405 des code pénal zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde (escroquerie). Die Verurteilung war anfechtbar, da Cabet doch nicht mit den gewöhnlichen escrocs auf eine Stufe zu stellen war. Er hatte den Mut, als er seine Verurteilung erfuhr, nach Europa zurückzukehren, und erzwang die Wiederaufnahme des Verfahrens. Er trat kühn vor den Gerichtshof, die Reinheit seines Strebens darzuthun und wurde am 26. Juli 1851 glänzend freigesprochen. Cabet ist dann nach Amerika zurückgekehrt, aber es gelang seiner Autorität nicht mehr, den Hader von seinem Unternehmen fern zu halten. Der alte Kämpfer und Schwärmer für Menschenrechte und Gütergemeinschaft mußte es erleben, aus der von ihm gegründeten Kolonie ausgestoßen zu werden. Er hatte alles über sich ergehen lassen, Kritiken, Schmähungen, Verleumdungen, Verurteilungen, Verbannung, alles hatte er mit eisernem

Mute ertragen — diesen Schlag aber, daß man ihn ausstieß aus der Schöpfung, die den Traum seines Lebens verwirklichte, überlebte er nicht lange — am 8. (9.?) November 1856 durfte er sich in St. Louis zur ewigen Ruhe niederlegen. Wenige hielten nach dem Tode dieses Kämpen noch aus, und von dem gewaltigen Ideal sind ein Dutzend Häuschen, das kleine Dorf Ikaria in Adams County im Staate Jowa mit fünfundsiebzig Einwohnern übrig geblieben.

Cabet war gewiß ein Mann von edelm Streben und reinen Absichten, aber seine radikale Natur führte ihn zu den verhängnisvollsten Irrtümern. Fast sollte man meinen, der Dichter selbst hätte sein Ideal als reines Phantasiestück erkannt und seine Kühnheit und Gefährlichkeit im Titel zum Ausdruck bringen wollen. Ikarien! Ikaros flog bekanntlich mit wächsernen Flügeln zur Sonne — „die Gewalt der höheren Sonne weichte das duftende Wachs," die Fittiche schmolzen, und Ikaros fiel . . . ins Meer. Wächserne Flügel die Mittel, und Inswasserfallen das Ende der Utopien . . . konnten sie jemals treffender ironisiert werden als durch das Wort „Ikarien"?





Noch ein Bündel Novitäten

Der Versuch der Ikarianer, ein ideales Staatswesen in Amerika zu verwirklichen, ist nicht der einzige seiner Art. Vielmehr sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit ihrer Unabhängigkeitserklärung geradezu ein Laboratorium gewesen für alle möglichen sozialistischen, kommunistischen und utopistischen Experimente. Einige siebzig dieser Experimente kann man genau verfolgen, andre sind so kurzlebig gewesen, daß keine Spuren ihres Daseins zurückgeblieben sind, kein Leichenstein von ihnen Kunde trägt. Ein vor kurzem erschienenes Werk giebt dem Sozialpolitiker interessante Auskunft über diese Versuche: würden wir nicht befürchten, die Aufmerksamkeit des Lesers noch allzulange beanspruchen zu müssen, so würden wir Einiges aus diesem Buche mitteilen. So mag es genügen darauf kurz hinzuweisen.[88]) Immer und immer wieder fanden sich Leute zusammen, die für Reformen begeistert, ihr Glück in einer Neuorganisation zu finden hofften. Zuerst waren es die Communities, die in Nachbildung von New Harmony und nach dem Owenschen Muster geschaffen wurden. Dann gründeten andre Utopia, Brookfarm, Hopedale u. a. m. Am meisten Verehrer fand der Fouriersche, durch seinen

Apostel Brisbane verbreitete Gedanke der Phalanx: eine Unmenge von Gemeinwesen, die diesen Namen „Phalanx" trugen, wurden in Pennsylvanien und anderwärts gegründet.[89]) Und mitten zwischen diesen Phalangen und Assoziationen erhoben sich seit der Unabhängigkeitserklärung (also wenige Jahrzehnte nach dem Sturze des christlich-sozialen Staates in Südamerika) wohl ein Dutzend spiritualistische und religiöse Gemeinschaften, die zum Teil sogar die Elternliebe („den Elternegoismus") austilgen wollten, „wie man mit einem nassen Schwamme ein Wort von einer Schiefertafel wegwischt." Die bedeutendste dieser Gemeinschaften war vielleicht die der Rappisten oder Harmonisten, die von dem 1757 gebornen, 1847 gestorbnen Württemberger Rapp in Pennsylvanien seit 1805 geschaffen, und die auch von Nikolaus Lenau 1832 besucht wurde. Freilich hat der Dichter die dort genossene Gastfreundschaft, wie dies übrigens die Harmonisten gewohnt waren, übel belohnt. Dem Dichter der „Heidelberger Ruine" gefiel es nicht in dem Lande, das ihm weder Wein noch Nachtigallen bieten konnte, und er erklärte, er wolle lieber mit leerer Tasche bei Deutschen sitzen, als mit Dollars beschwert bei diesen Amerikanern.[90])

Hält man mit den deutlichen Worten des Dichters die Aussprüche andrer Zeugen zusammen, so muß man über die große Übereinstimmung erstaunen. Alle Gewährsmänner klagen über den Mangel an Nächstenliebe, an Ehrlichkeit, auch über die Schwächen der Personen, die das „Bauholz" zum Aufbau der Gemeinden bildeten. Selbst der religiöse Fanatismus war nicht imstande, die Kommunistengemeinden zusammenzuhalten, und ihr Stern neigte sich stets zum Niedergange, sobald ein achtunggebietender Führer starb und nicht einen ebenso hochbegabten Nachfolger fand. Nur wenige Menschen haben Glück, Ruhe und Vergessenheit hier gefunden; die meisten dieser Ver-

bindungen brachen infolge der Unwissenheit und Uneinigkeit zusammen.

Es muß uns um so mehr in Erstaunen setzen, daß gerade in Amerika immer wieder Projekte derart auftauchen, und daß ein Amerikaner es war, der die Gattung der Staatsromane wieder und zwar, wie es scheint, unter großem Beifall erneuert hat. Vor kurzem meldeten die Zeitungen aus Paris, daß Kapitalisten und Volksredner den Plan hätten, auf den fruchtbaren Gebieten östlich von der Stadt Encarnacion zwischen dem Rio Parana und ungeheuern Urwäldern, wo der Boden um den lächerlichen Preis von fünf bis sieben Mark pro Hektar zu haben ist, eine Kolonie zu gründen, die Bellamys Ideale verwirklichen soll. Bellamy! Wahrlich, vor zwei, drei Jahren, da durfte man sich die Frage erlauben: „Haben Sie Bellamy gelesen?" Bald aber mußte man sich scheuen, darüber zu sprechen; denn überall und überall hörte man nichts weiter. In jedem Eisenbahncoupé sah man jemand, der Reclam Nr 2661/2 herauszog, der Student las es im Hörsaale, statt irgend einer Exegese, Interpretation oder Konjektur zu lauschen, und selbst der biedre Bauer studierte diese Art Staatswissenschaft. Ja man konnte, als ein Vortragsreisender in den Städten Vorträge gegen Bellamy hielt, die Landleute herzuströmen sehen, und wir hörten bei solcher Gelegenheit einen Bauern äußern: „Der mag nur reden, der Bellamy hat doch recht!"

Du kennst natürlich die Geschichte lieber Leser, und hast diesen Namensgenossen des Chiliasten vor hundert Jahren, was man so sagt, über. Aber du mußt mir doch zugestehn, daß ich als gewissenhafter Litterarhistoriker diesen „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887" nicht ganz übergehen kann.[91]) Doch wir wollen „durch Länge unsern Zweck nicht verkürzen." Es ist eine ganz nette Idee, daß ein Gentleman der Stadt Boston, ein verwöhntes Kind des neunzehnten Jahrhunderts, Mr. West, sich am 30. Mai 1887 in seinem

unterirdischen Schlafgemach von seinem Arzte, der am folgenden Tage nach einer entfernten Gegend reist, noch einmal zum Abschied hypnotisieren läßt, um erst am 10. September 2000 aufzuwachen, eine Idee, die einige Ähnlichkeit hat mit der der Austrocknung und Wiederbelebung des Obersten in E. Abouts „Mann mit dem abgebrochnen Ohr." Das Haus des Julian West brannte ab, nur das Schlafgemach blieb unversehrt, was niemand ahnte. Nun erwacht unser Held, als ein bedeutender Arzt Dr. Leete, bei der Fundamentierung eines Laboratoriums auf diesen Raum stößt. Nebenbei bemerkt hat dieser würdige Sechziger eine Tochter Edith, die reizender ist als alle Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts, aber doch einige Ähnlichkeit hat mit der Braut des verstorben geglaubten und wieder zum Leben erwachten Julian West. Das Buch ist nun eine Liebesgeschichte, die sich zwischen West und Edith abspielt und ganz ansprechend ist: die Hauptsache aber bleiben die mit ihr verflochtenen zahlreichen Unterhaltungen über die Staats- und Gesellschaftsordnung des einundzwanzigsten Jahrhunderts im Vergleich mit der des neunzehnten. Zwei Bilder sind es, die die Anschauungen des Dr. Leete oder Bellamys zutreffend wiedergeben, und auf die großer Wert gelegt wird. Die Gesellschaft unsrer Zeit wird mit einer riesigen Kutsche verglichen, vor die eine Masse sie mühselig dahinschleppender Menschen gespannt war: auf dem Decksitze war eine Menge angenehmer Plätze, die sehr begehrt und bequem, aber unsicher waren, und wenn bei einem plötzlichen Stoße Personen hinausflogen, so mußten diese selbst sofort an dem Stricke ziehen, und andre erlangten einen Sitzplatz. Dies das eine Bild, das andre ist das vom Regenschirm. „Der Privatregenschirm ist meines Vaters Lieblingsbild," sagt Edith, „wenn er die alte Weise, in der jeder für sich lebt, illustrieren will. In unsrer Kunstgalerie befindet sich ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert, das

eine Menschenmenge im Regen vorstellt. Ein jeder hält seinen Schirm über sich und seine Frau und giebt seinem Nachbar die Trause. Mein Vater meinte, der Künstler habe es als eine Satire auf sein Zeitalter gemalt." Das Bild deutet den Gegensatz der Auffassungen an: im neunzehnten Jahrhundert Individualismus, im einundzwanzigsten Jahrhundert Sozialismus. Dieser Gegensatz durchzieht das ganze Buch. Wie aber der Gedanke, daß ein Wetterdach über die Straßen gespannt wird und die Trottoirs zu bequemen Korridoren umgestaltet werden, schon ähnlich in der Geschichte der Sevarambier auftaucht, so sind sehr viele Bellamysche Gedanken bei Lichte besehn und für den Kenner der Staatsromane nicht neu. Auch das Boston Bellamys ist ein Paradies ohne Heere und ohne Justiz, mit vortrefflichen gemeinsamen oder doch jedem Geschmacke Rechnung tragenden Speisehallen und mit reizenden Damen, die vor allem das Recht haben, selbst den Männern Heiratsanträge zu machen (dieser Gedanke und seine Wirkungen ist von Bellamy selbst in einer andern kleinen Novelle dargestellt). Nahezu die einzige Aufgabe der Regierung ist die Regelung des Gewerbebetriebes. Die Arbeitspflicht währt vom 21. bis 45. Jahre, und jeder hat die ersten Jahre niedrige Dienste, insbesondre die eines Kellners zu verrichten. Der K e l l n e r p o s t e n, das ist der Durchgang zu allen höhern! Der gegenwärtige Präsident der Republik, die übrigens nicht mehr aus Einzelstaaten besteht, servierte vor zwanzig Jahren in einem Speisehause. Jeder Bürger erhält eine seinem Anteile an der jährlichen Produktion entsprechende Kreditkarte, und für das, was er bedarf, werden so und so viel Quadrate durchlocht. Je nach dem Wechsel des Andranges zu einem Berufszweige werden die Bedingungen erhöht oder erleichtert (es giebt weniger oder mehr Quadrate) — da haben wir also wieder die größte Ungleichheit! Und so ist es mit allem, was Bellamy mitteilt. Über die

schwierigsten Probleme, wie die Zunahme der Bevölkerung u. a. m., wird mit Naivetät stillschweigend hinweggeglitten, wie sich der Übergang zur neuen Gesellschaft vollzog, wird unklar geschildert. Es ist vieles recht unterhaltend, aber doch nicht ernst und tief, und dies hat der Romanschreiber wohl auch gar nicht sein wollen. Freilich ist es ein hohes, ideales Ziel, das der Autor einen Prediger — man hört die Predigt per Telephon — aussprechen läßt: die Frage „was werden wir essen, was werden wir trinken?“ soll sich als ein Problem der Gesellschaft leicht lösen; aus dem Sumpfe der Selbstliebe wird der Rosenstock der Menschheit in beßre Erde verpflanzt, um die Welt mit seinen Düften zu erfüllen. Das ist alles ganz schön, aber es ist überspannter Idealismus. Auch im Staate Bellamys herrscht, wie wir andeuteten, Ungleichheit, auch dort ist das Familienleben ein geringes, da die Kinder der „Demütigung“ überhoben sind, von den Eltern etwas anzunehmen, auch hier ist die politische Freiheit bis zum 45. Jahre unterdrückt. Trägheit und Ehrgeiz (denn es giebt auch Bändchen und Sternchen) sind die Triebfedern, die Bellamy an die Stelle des natürlichen Triebes um das tägliche Brot und an die Stelle der Nächstenliebe setzt, und dieser Zukunftsstaat hat verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Jesuitenorden und dem Jesuitenstaate. Der Schluß des „Rückblicks“ in der ersten Ausgabe ist übrigens die schärfste Kritik. Nachdem Mr. West in Edith die Urenkelin seiner Braut, die nach langer Trauer zur Ehe geschritten war, erkannt und sie heimgeführt hatte, verfällt er in einen festen Schlaf und erwacht am ... 31. Mai 1887. Es war ein Traum! Er eilt auf die Straße .. da ist der alte soziale Jammer; er begiebt sich zu seiner Braut, dort trifft er Bekannte. In Ekstase entrollt er das Bild der Zukunft, das er geschaut — aber er wird nicht verstanden und als ein Verrückter hinausgeworfen![92])

Gegen die Schrift des jungen Amerikaners, der

in Deutschland ein Jahr Rechtswissenschaft studiert hat, wendete sich eine Menge von Broschüren und größern Arbeiten.[93]) Vorträge beleuchteten diesen Phantasiestaat vom sozialwissenschaftlichen Standpunkte. Andre suchten den Gedankengang Bellamys weiterzuführen, indem sie ihn in Novellenform widerlegten, und so taucht neuerdings neben dem Staatsroman gar die Staats-„Novelle" auf. K. Wilbrandt läßt Herrn Friedrich Ost seine Erlebnisse in der Welt Bellamys erzählen, in der er, der jetzt lebendig begrabne laut Abreißkalender am 29. Oktober 2001 aufwacht und Enttäuschungen über Enttäuschungen erlebt. Eine feinere Novelle von E. Müller aber läßt Herrn Julian West selbst 2037 einen Rückblick auf das Jahr 2000 thun. Ebenso in Erzählungsform, aber fast systematisch möchte man sagen, widerlegt ein Redakteur in Chicago R. Michaelis in seinem „Blick in die Zukunft" Bellamy Schritt für Schritt. Wir werden hier in recht scherzhafter Weise in die Stimmungen von Anno 2000 eingeführt. Bellamys Herr West ist besorgt um seine Stellung in der neuen fremden Welt. Da macht man ihn zum Professor der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Er hält seine Antrittsvorlesung „Vor 113 Jahren." Der Hörsaal ist überfüllt. Er rühmt begeistert das einundzwanzigste Jahrhundert und erwartet einen Beifallssturm. Doch alles bleibt kühl. Nach der Vorlesung tritt ein Zuhörer „reifern Alters" auf ihn zu und erklärt ihm die Sache, indem er sich zugleich als seinen Vorgänger vorstellt, der von der Regierung, weil nicht so begeistert, abgesetzt worden ist und nun als Pedell die Hörsäle zu reinigen hat. Er zeigt ihm, wie die gegenwärtige Generation die Verhältnisse gar nicht so rosig ansieht und keineswegs zufrieden ist — und die weitern Widerlegungen erfolgen im Laufe der Gespräche zwischen diesem Professor a. D. und dem Helden Bellamys.

Trotz dieser Widerlegungen finden wir ander-



seits die Marodeure des Bellamyschen Erfolges: wir nennen nur die News from Nowhere, eine Schilderung der Zustände in London im Jahre 2003, von William Morris, die wir dem Ruhme des Dichters des earthly paradise, nicht entsprechend finden, und ein Buch des seltsamen Ignatius Donelly, des Entdeckers des großen Kryptogramms in Shakespeare, „Caesars Column,“ Briefe, die Gabriel Weltstein, Bürger des innerafrikanischen Staates Uganda, schreibt, und die z. B. in sechsunddreißig Stunden von London nach New-York per Luftballon befördert werden.[94])

Übrigens reicht diese neue Litteratur der Staatsromane weiter zurück, als man denkt, und vieles ist im modernen Strome des papiernen Zeitalters weit weniger beachtet worden als Bellamy. Ohne auf Wert oder Unwert einzugehen, möchten wir noch erwähnen des Wiener Zahnarztassistenten F. Amersin „Land der Freiheit“: der Held dieser Erzählung, Heinrich, in dem etwas Faustnatur steckt, gründet nach allerlei schnell erledigten Fährlichkeiten einen Kindergarten und siedelt mit ihm auf eine entlegne Insel über, wo nun gelehrte Gespräche, jedoch mehr pädagogischer als politischer Natur geführt werden. Heinrich Truths „Am Ende des Jahrtausends“ berücksichtigt das politische Leben insofern, als es alle Produktion verstaatlicht sein läßt; aber die Hauptsache bleibt hier doch der Fortschritt der Erfindungen, das „Boland,“ eine Art Dynamit, das in kleinen Patronen zum augenblicklichen Gebrauche, z. B. zur Fortbewegung eines Wagens, gebraucht wird, und das Elektroskop, das uns das Bild jeder noch so entfernten Person auf die dicht vor uns befindliche Wand zaubert. Und Curd Laßwitz läßt uns gar in seinen neuesten „modernen Märchen“ zum sechzigtausendsten Teil eines Millimeters zusammenschrumpfen und auf der Seifenblase, im Reiche der Saponier leben.[95])

Tiefer hinein in soziale Probleme und staats-

rechtliche Fragen (denn rein volkswirtschaftliche Romane wie Kingsleys Alton Locke, das „Maschinenzeitalter“ von Jemand, Maurice Blocks ganz geschickten „Streik“ betrachten wir nicht) führt uns das anonyme Buch „Im Reiche der Frauen.“[96]) Hier wird uns der Staat Uremah im sechsten Weltteil geschildert. Er ist wenig von dem bekannten Zukunftsstaate unterschieden. Nur herrschen dort die Frauen, und schließlich ist sogar ein Weib Präsidentin der Republik geworden — aber da sie ein Spielball ihrer Leidenschaften wird, setzt man sie ab. Ein reicher Berliner ist auf geheimnisvolle Weise nach Uremah gelangt und hat sich dort mit der lieblichen Lehrerin Dia vermählt. Aber trotz des herrlichen Lebens dort sehnt er sich nach der Heimat zurück: er tritt die beschwerliche Reise dorthin an, und Dia folgt ihm. Aber wie erschrickt die Tochter des märchenhaften Glückseligkeitslandes, als sie den Begriff „Geld“ kennen lernt und mit Entsetzen dessen Bedeutung zu erfassen beginnt. In einem Restaurant ersten Ranges Unter den Linden kommt es zur Katastrophe: Dias Blick fällt auf abgehärmte Gestalten, eine Deputation armer Weber aus dem Eulengebirge. Man spricht über ihre fürchterliche Not hin und her, aber das traurige Ergebnis ist: diesem Elend ist nicht zu helfen. Da ruft Dia aus: „Du zahlst 23 Mark für ein Frühstück, das du kaum berührst, und dort sind 20000 Familien, die mit fünf Mark wöchentlich leben sollen. Wehe über diese Weltordnung!“ Das war zu viel für Dia — sie wird wahnsinnig. Eine aufregende und bittere Satire auf unsre Gesellschaftsordnung, die aber an denselben Fehlern wie alle derartige Schriften leidet.

Weit bekannter als diese Schriften wurde eine Dichtung, die vielen praktischer deuchte, und an deren Verwirklichung sogar ernstlich gedacht wird: Freiland. Es erschien zuerst im Oktober 1889 in Leipzig bei Duncker und Humblot zum Preise von 10 Mark,

dann 1890 bei Pierson in Dresden für 3 Mark, schließlich wurde 1891 ein 64 Seiten starker Auszug „vom freiländischen Aktionskomitee“ zu 10 Pfennigen herausgegeben.[97]) Der Verfasser ist Theodor Hertzka aus Budapest, der 1872—79 Redakteur des wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Teiles der „Neuen Freien Presse“ war — daraus ersieht man, weß Geistes Kind er ist —, der die Wiener „Allgemeine Zeitung“ mitgründete und eine Reihe volkswirtschaftlicher Arbeiten über Währung, Geld u. a., insbesondre aber 1885 die die Anwendung des Pennyportogedankens auf den Eisenbahnverkehr befürwortende Schrift über das Personenporto veröffentlichte. Er wird uns von einem boshaften Kritiker als ein schmächtiges Männchen mit halbkahlem Haupte — ohne Hörner, wie weiland Moses sie hatte — geschildert, der von einem Helden nur das He— an sich hat.[97]) Dieser Mann hat in seinem „Freiland“ den Plan zur Umgestaltung der Welt entworfen. „Freiland“ ist eine Robinsonade in Briefen, die zum Teil recht fesselnd sind. Sie rühren meistens von Dr. Strahl her, worunter sich der Heros Hertzka verbirgt. Dr. Strahl erläßt im Juli 18.. einen Aufruf zur Bildung einer freien Gesellschaft und findet großen Beifall. Eine geringe Zahl geistig begabter Männer wird gewonnen und mit ihnen in den herrlichen Gebirgsthälern des Kenia in der englischen Interessensphäre — also wiederum nahe dem Äquator wie bei Campanella! — herrenloses Gebiet okkupiert. Hier entwickelt sich eine Großmacht, ausgezeichnet durch Kraft und Reichtum ihrer Bewohner wie durch Vollkommenheit ihrer sozialen Einrichtungen. Schon nach einem Jahre findet man dort 95000 Einwohner (wovon 27000 Arbeiter) in 218 Associationen vereinigt, nach einem Jahrzehnt ist das Land aufs höchste kultiviert. Noch einmal haben wir hier den besten Staat, ein neues Utopien! In herrlichster Gegend erhebt sich amphitheatralisch die Stadt Eden-

thal — man wird nicht leugnen können, daß zum erstenmale der für den „besten Staat“ gewählte Name etwas jüdisch klingt: aller Komfort der Neuzeit und der Zukunft ist hier vereint, und Cabet ist weit übertroffen. Denn man fährt in automatischen Gefährten, bekommt die Speisen „automatisch“ auf die Tafel gefahren aus einem Schranke, der halb Eiskeller, halb elektrischer Herd ist, und geht abends in ein „Lehrtheater,“ worunter man sich wohl etwas wie die Berliner Urania vorstellen kann. Man lebt aber nicht nur in äußerm Wohlbehagen — man lebt glücklich, weil in göttergleicher Heiterkeit. Vielleicht in keinem Staatsromane ist dieses Glück so hinreißend geschildert. Bei euch in Europa — so erklärt einmal ein junger Freiländer — kennt außer der sorglosen Jugend niemand mehr jene unbefangne Heiterkeit, die hier auf jeder Stirne thront. Ihr lebt inmitten einer Atmosphäre des Elends, und euch allen ist ein hippokratischer Leidenszug ins Antlitz geprägt (eine Bemerkung, deren Richtigkeit der feine Beobachter, der die Straßen unsrer Städte durchwandelt, leider bestätigen muß), — nur hier in Freiland sieht man Menschengesichter, weil hier nicht hoffnungslose Not, sondern vernünftiger, auf sichres Ziel fröhlich zustrebender Eigennutz der Sporn der Betriebsamkeit ist. Daher auch hier statt der europäischen „Geselligkeit,“ statt dieser Maskeraden gut dressierter Bestien, aufrichtige Freundschaft und befriedigtes Gemeingefühl!

Woher kommt dies alles? Solches Glück wird erreicht durch die eigenartige Organisation in Freiland, durch die Interessensolidarität, durch die Freizügigkeit der Arbeit, durch die Assoziation und die schrankenlose Öffentlichkeit. Jeder weiß in Freiland stets, welche Produktionszweige die ergiebigsten sind, und hat das Recht, sich diesen zuzuwenden (!). Alles beruht auf dem Grundsatze der Assoziation, und es wird uns ein Musterstatut solcher

Assoziationen mitgeteilt. Diese Assoziationen haben einige Ähnlichkeit mit den auch unserm Rechte bekannten Genossenschaften und mit den neuesten Gesellschaften mit beschränkter Haftung (Gesetz vom 20. April 1892), nur daß . . der Staat das Kapital liefert. Es giebt daher keine Eigentümer der Assoziationskapitalien, sondern nur Nutznießer. Auch Grund und Boden kann nicht im Eigentum stehen; es giebt nur Nutz-, Bau- und Wohnrechte. Dagegen bleibt z. B. die Ehe in diesem Idealstaate vollkommen bestehen. Das Wesentliche ist offenbar, daß jeder nach seiner Arbeitsleistung einen entsprechenden Anteil am Nettoertrage der Assoziation hat, wobei die Arbeitsleistung der ältern Mitglieder, der Direktoren u. s. w. nach besondern Bestimmungen berechnet wird. Alle diese Gutschriften erfolgen bei einer Zentralstelle; sie ist das größte Clearinghouse, das man sich denken kann, da bei ihr jeder Freiländer, nicht nur jede Assoziation, sein Konto hat.

Die Verwaltung dieses Staates ist großartig und umfaßt zwölf Zweige: Präsidium, Versorgungswesen, Unterricht, Kunst und Wissenschaft, Straßen- und Kommunikationsmittel, Post und Telegraph, Auswärtiges, Lagerhaus, Zentralbank, Gemeinnütziges, Sanitätswesen und Justiz. Letztgenannte Verbindung weist wieder ganz deutlich auf die Lombroso-Benediktsche Auffassung hin, daß das Strafrecht nur Schutzrecht sei: an die Stelle der Strafurteile treten hier Entscheidungen der Ärzte, die Appellationsinstanz ist das Kollegium der Ärzte und Friedensrichter! Dazu ist noch zu bemerken, daß eine besondre ärztliche Ausbildung nicht besteht, vielmehr jeder Arzt werden kann.

An der Spitze jedes der genannten Verwaltungszweige, unter denen man das „Militärwesen“ gänzlich vermißt, steht ein Chef, der von einem Vertretungskörper gewählt wird. Die erstaunliche Sachkenntnis in Freiland beruht nämlich darauf, daß nicht wie

bei uns Günstlinge der Macht (Cliquen) und des Glücks, oder wie in parlamentarischen Ländern Schönredner und Berufspolitiker die Geschäfte führen, sondern Leute, die wirklich Verständnis davon haben. Es bestehen zwölf Fachparlamente, die von allen gewählt werden, aber in verschiednen Wahlkörpern, für die ersten vier und den zwölften der genannten Verwaltungszweige nach Wohnplätzen, für die übrigen nach Berufsklassen. Auch Frauen haben aktives und passives Wahlrecht, beteiligen sich aber nicht an der Exekutive. Nun aber eine erstaunliche Selbsterkenntnis — die Verteilung der Abgaben macht bei der freiländischen Öffentlichkeit keine Schwierigkeiten, es giebt im Grunde keine Abgaben, sie werden nicht als solche empfunden, es wird vielmehr vom Bruttoertrage die Kleinigkeit von fünfunddreißig Prozent in Abzug gebracht, die hauptsächlich vom „Versorgungswesen“ verschlungen werden. Eine nette Steuer! Mit dieser einen Zahl steht und fällt das Ganze.

Aber unser Dichter denkt anders. Schon finden sich die besten Kräfte aus allen Staaten in Freiland ein. Es folgt eine rührende Episode. Carlo Falieri, der bereits den Entschluß gefaßt hat, Freiländer zu werden, verliebt sich in seines Freundes reizendes Schwesterlein Bertha, eine begeisterte Freiländerin. Der alte Falieri wünscht natürlich, daß der Sohn die Fortsetzung des erlauchten Geschlechtes der Falieri auf deren Gütern in Italien zur Lebensaufgabe mache, und wirbt für den Sohn bei Bertha. Entrüstet weist sie das Fürstendiadem zurück — nur Freiländerin will sie sein, und der Alte giebt überzeugt nach. In diesem Augenblicke (am 20. August . . .) trifft die Depesche ein, daß der Kriegszustand erklärt ist. Freiland wird in einen Krieg mit dem Negus Johann von Abyssinien verwickelt. Alles erwartet die Vernichtung Freilands. Aber hier wird uns nun veranschaulicht, wie in Freiland ohne eigentlich militärischen Apparat sich eine

kriegerische Tüchtigkeit entwickelt hat, die der der alten Spartaner vergleichbar ist. Die von früh an körperlich geübte Jugend ist allen wirtschaftlich unfreien Völkern überlegen und zerschmettert den despotischen Militärstaat Abyssinien. Dem glänzenden Siege folgt ein glänzender Abschluß des Ganzen, ein Weltkongreß ganz nach Art unsrer modernen Kongresse mit fünf Verhandlungs- und zwei Besichtigungstagen. Viele Reden werden von den Abgeordneten aus aller Herren Länder gehalten, unter denen vor allem die des Lionel Acosta interessant ist. Er weist des längern nach, daß die Lehre, die man so seit 1800 Jahren vom Inhalte des „Evangeliums" giebt, ein Meisterstück der Verknechtungskunst sei, Christus sich mit Religion gar nicht beschäftigt habe und nicht als Religionsstifter, sondern als sozialer Reformator, besonders auf Betreiben der jüdischen Aristokratie gekreuzigt worden sei! Endlich wird nach allen Reden einfach beschlossen, den freiländischen Sozialismus je nach der Entwicklungsstufe des Landes auf der ganzen Erde einzuführen.

Sollen wir diese kühne Phantasie kritisieren? Freiland ist vollkommen, wie alle Utopien; hier giebt es keine entwürdigende Arbeit, jeder dient sich selbst und nützt der Gesamtheit. Ein schöner Gedanke, der jedoch schließlich bei allen Assoziationen hervortritt, — und der Genossenschaftsgedanke stammt bekanntlich nicht von Hertzka. Das große Problem wird hier rein volkswirtschaftlich gelöst, indem Grundrente, Kapitalzins und Unternehmergewinn, diese gefährliche Dreiheit, die unsre Lohnknechtschaft begründet, dort beseitigt sind. Das schmilzt alles zum „Arbeitsertrage" zusammen, von dem . . . 35 Prozent von vornherein abgehen Auch in Freiland läuft alles auf Verstaatlichung, nicht auf Beseitigung der drei genannten wirtschaftlichen Faktoren hinaus. Wir haben hier einen hohen Individualismus vor uns, und das Charakteristische ist, daß es für einen Unternehmer in diesem „Ostafrikanaan" mit seinen

Hunderten von Assoziationen eine wahre Lust sein muß, zu leben. Ob auch für andre? Wird sich mit der Vielseitigkeit des Wagens Reiflichkeit des Wägens verbinden? Und wie wird es mit der Bevölkerungsvermehrung? Kann man dieser Frage mit Hertzkas „eine zu weitgehende Vermehrung ist unzweckmäßig“ entgegentreten? Vielleicht sind die ältern Utopisten klüger gewesen, die diesem Problem nicht aus dem Wege gegangen sind.

In allerneuster Zeit sind zu der großartigen utopistischen Litteratur Schriften etwas andrer Art getreten. Nachdem Bebel in seinem seit Aufhebung des Sozialistengesetzes wieder mehr gelesenen Buche „Die Frau“ zwar kein geschloßnes Bild des Zukunftsstaates entrollt, aber tausend Einzelheiten entwickelt, und nachdem dann Oswald Köhler eine zunächst anzustrebende Verfassung (mit vielen Lücken) entworfen hatte,[98]) begann man plötzlich die über die Stränge schlagende Phantasie ganz sacht am Zügel zur Wirklichkeit zurückzuführen. Denn die heutige Sozialdemokratie ist begehrlicher geworden, man ist nicht so ideal wie vor sechzehnhundert, vor vierhundert oder vor fünfzehn Jahren — man will Greifbares. Man will auch nicht spartanische Suppen oder Phalansterien, nein (man wiederholte ja erst kürzlich diese Heinischen Worte) man will eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter — nicht enthaltsame Sitten oder ungewürzte Genüsse, nein Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödie — und zwar nicht für Einzelne, sondern für Alle! Solchen Forderungen gegenüber ist es allzu begreiflich, daß ernste Männer der Welt das Bild des wahren Zukunftsstaates zu entschleiern suchten.[99]) So geschah es vor allem durch des freisinnigen Abgeordneten Eugen Richter sozialdemokratische Zukunftsbilder. Mit feiner Ironie wird hier gezeigt, wie alle Einrichtungen u. s. w, die die Sozialdemokratie tadelt,

im neuen Staate in krasser Verjüngung erscheinen. Freilich ist Richters so stark verbreitete Broschüre mehrfach, so von F. Mehring und B. August, heftig angegriffen worden. Viel drastischer schildert uns Gregorovius den den „Himmel auf Erden" in den Jahren 1901—1912, indem er die ganze Bestialität aufgeregter, schließlich hungernder und sich selbst auffressender Volksmassen vorführt und die Rettung aus dem Wirrwarr von Gräßlichkeit und Gemeinheit durch die Kriegervereine eintreten läßt. Die Sühnekirche, die 1912 erbaut wird, trägt die Inschrift „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten." Gewissermaßen zur Ergänzung beider dient das von äußerst konservativer Seite herrührende Büchlein „Wie kam es doch?", das die Revolution schildert, mit der Eugen Richter beginnt. Um die Mannigfaltigkeit zu vermehren, sind überdies noch soeben diese Ideen auch dramatisch verwertet worden in einem Lustspiele des Vogtländers Gottfried Döhler „Im Zukunftsstaate."

Es ist jedenfalls ein eigentümliches Zeichen der Zeit, daß eine derartige Litteratur wieder so weite Kreise ergreifen kann. Neue sozialistische und kommunistische Theorien finden nur Anklang, wenn zwei Bedingungen zusammentreffen: einmal muß der Unterschied von arm und reich verschärft und dadurch hier Hochmut, dort Hoffnungslosigkeit gesteigert sein; sodann müssen sich die öffentlichen Rechtsbegriffe verwirren. Nicht nur Revolutionen tragen dazu bei, auch der Schriftsteller an seinem einsamen Arbeitstisch kann solche Schuld auf sich laden.

So weitgehend die freie Staatsgestaltung der frühern Utopien war, so blieb es aber doch der neusten Zeit vorbehalten, geradezu die Anarchie in einer Dichtung zu verherrlichen. Das ist freilich merkwürdig, daß auch die Anarchie ihren Dichter gefunden hat. Es ist wenig bekannt, daß schon in der Mitte dieses Jahrhunderts ein Dichterpolitiker, Harro Harring, in er-

bärmlichen Versen die sozialen Probleme behandelt, ja sogar ein holperiges Gedicht „Cabets Ikarien" gemacht hatte, in dem er unklar, wie in allen andern, ganz nebelhafte Ziele aufstellte:

Fern aller Selbstsucht behaupte der Mensch seine Würde auf Erden,
Frei ist der Mensch und vermag in Freiheit als Mensch sich zu zeigen,
— — — und was als Besitz er errungen,
Sein ist es nicht, es gehört dem Vaterland, wenn es von Nöten.
Für die Verteilung der Last aller einzelnen — sorge der Staat.

Weiter spricht sich derselbe Harro Harring gegen Kommunisten und Ikarianer aus.

Wir erblicken mithin in der Zukunft der Gütergemeinler
Den Menschen noch tiefer gestellt, als gegenwärtig er steht.
Geistlos und ohne Gemüt, Maschine des äußern Lebens,
Ward er Satyr auf den Geist, den er verhöhnet in sich
In dem System an sich selbst, ausschließend das geistige Leben,
Auflösend geistige Kraft und Volkstum und Vaterlandsliebe,
Auflösend jede Idee — liegt auch der Tod des Systems.

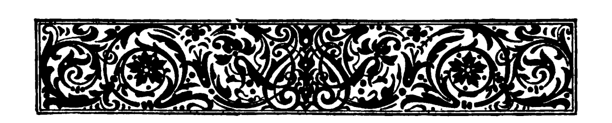
Das wäre noch erträglich, wenn der Dichterling nur etwas Positives böte. Aber er predigt überall die krasse Anarchie, wenn er in seinem wuchtigen Gebete Gott bittet, die drei Säulen der Knechtschaft: Pfaffentum, Mammon und Thron zu vernichten und in seinem ABC sogar „Henker braucht ein jeder König" singt. In allerneuster Zeit aber hat sich die anarchistische Dichtung zu einem wirklichen Roman emporgeschwungen. Es ist der achtundzwanzigjährige Schotte Mackay, der Verfasser zahlreicher Novellen und Übersetzer der sozialistischen Lieder des obengenannten Morris, der in den Werken: „Die Anarchisten, ein Kulturgemälde aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts" auch eine Art Staatsroman liefert.[100]) Die Handlung spielt in London, wo wir ihren Helden, einen französischen Arbeiter Auban, auf seinen Kreuz- und Querzügen begleiten. Mit ihm werfen wir entsetzt Blicke in die tiefsten Abgründe des Elends und der Verkommenheit. Doch tiefer als diese erscheint uns der Abgrund in Geist und Gemüt des Verfassers,

sodaß man wirklich hier an das denken kann, was die neuere Psychiaterie moral insanity nennt. Nicht die schwärmerischen Utopisten und nicht die heutigen Sozialdemokraten haben das richtige Ideal: dieses entwirft vielmehr der Arbeiter Auban (d. h. Mackay): es ist die Anarchie. Die Verwirklichung all jener Zukunftspläne bedeutet nur einen Wechsel der Herrschaft, heute Unterdrückung des Schwachen durch den Starken, morgen umgekehrt. Der Anarchismus will die Abwesenheit aller Herrschaft! Wo Gewalt, da Ungerechtigkeit: gerecht allein ist die Freiheit. Aber welche Freiheit meint dieser Apostel der neusten Zeit? Es ist die Freiheit, die den Kampf aller gegen alle zuläßt, die keinen Staat, im Grunde auch keine Gesellschaft, die nur freie Kontrakte, aber kein Kapital (?) kennt, es ist die Freiheit, die die Vereinigung zweier Menschen zur Ehe „bis daß der Tod sie scheide" zwar begreift, aber auch die Sucht nach einer Abwechslung versteht und ebenso freie Vereinigungen für eine Nacht, für einen Frühling zuläßt, es ist die Freiheit der Bestien, nach der jeder auch das Recht hat, den andern totzuschlagen. Die Gebote der Moral sind lächerlich, der Gott und alles, was göttlich ist, muß fallen, die Anarchie erhebt sich auf den Trümmern der christlichen Weltanschauung, denn der größte Verbrecher an der Menschheit war der gewesen, der vorgegeben hatte, sie am meisten zu lieben. Seine Lehre der Selbstentäußerung hat die Entsagenden geschaffen — und nur brutaler Egoismus gilt.

So weit in der Verherrlichung des Anarchismus und Antichristentums ging kein früherer Utopist. Es schaudert uns bei solchen Schilderungen. Welch ein Abstand der verschiednen Ideale, die wir kennen gelernt haben: wie roh erscheinen diese Verherrlichungen der Anarchie und des Atheismus gegen die politischen Begründungen des Kommunismus bei Platon und gegen die theologischen der Gnostiker. Man möchte fast

glauben, es sei unsrer Zeit vorbehalten, die sozialen Ideale zn erniedrigen und die Phantasien vom Staat ihres idealen Gehaltes zu entleeren. Soll man auch annehmen, wie es manche thun, daß darum diese Phantasien ungefährlich sind? Gewißlich sind nur die Ideen mächtig, die zu erheben imstande sind, und gewiß wird sich auch hier bewähren, daß wer eine Idee erniedrigt und verzerrt, ihr ihre Kraft raubt. Aber mag dies auch für die Dauer richtig sein, es kann doch fraglich bleiben, ob nicht auch solch verzerrtes Ideal, solch ein gemeiner Wirrwahn vorübergehend unreife Köpfe und sinnliche Massen bethören und zu Gewaltthaten hinreißen kann? Christentum und Antichristentum stehen sich scharf gegenüber, wenn man diese Staatsgebilde vergleicht: dort Nächstenliebe, hier Begehrlichkeit. Wo von christlichem Kommunismus die Rede ist, appelliert er an das Pflichtgefühl der Reichen; die neusten sozialdemokratischen und andre Richtungen kennen als Ausgangspunkt nur die Genußsucht der Besitzlosen. Auf diese Weise gelangt man zu solchem erbärmlichen „Ideal" wie Mackay. Schade um die Dichtkunst, schade um den Dichter. Wo seine Sangesgenossen ein holdes Blütenalter der Natur, von milder Wärme durchleuchtet, vorzaubern, da ersteht in seinen Fieberträumen eine öde eisig kalte Welt, auf deren Thron er das nackte Gerippe der Selbstsucht erhebt. Wie weit doch menschliche Phantasie irren kann!





Schlußwort vom Schlaraffenstaat

Unwillkürlich wird auch der Leser fragen, nachdem durch der Jahrhunderte Strom uns das redende Blatt getragen hat: „Wo ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht"? Romane, Allegorien, Dichtungen vom besten Staate aus mehr als zwei Jahrtausenden, von Hellenen und Briten, phantastischen Mönchen und praktischen Amerikanern, umfangreiche Werke und Tageslitteratur! Es ist gewiß, daß viele Verfasser dieser Schriften zu den größten Geistern der Menschheit gehören und fast alle, mögen sie auch Schwärmer gewesen sein, verbinden mit ihrem tiefen Wissen und ihrer regen Einbildungskraft warmes Gefühl für das Leidenslos der Erdenkinder, und das edle Streben, dies Los zu bessern.

Schon dies zu sehen, kann Befriedigung gewähren. Vielleicht erfreut auch manchen Zeitgenossen der stille Verkehr mit diesen zum Teil ausgezeichneten Männern, deren Utopien wir geschildert haben. Steht doch in heutiger Zeit gar mancher charakterfeste Mann im geselligen Kreise allein und ist auf solchen idealen Verkehr angewiesen, wenn er den schönen Rückertschen Spruch im Auge behalten will: „Gesell dich einem bessern zu, daß mit ihm deine besten Kräfte ringen,

denn wer nicht besser ist als du, der kann dich auch nicht weiter bringen." Hier traten uns schon Männer entgegen, die zu den besten aller Zeiten gehören, und ihre Werke erschienen uns oft anregend und fesselnd, ewig jung und nie veraltend wie die ewig junge Phantasie.

Aber ist diese Arbeit des Verfassers der „Schlaraffia politica" wirklich der Mühe wert gewesen, hat es sich gelohnt, diese Halbdichtungen aus alten Scharteken und Bibliotheken herauszugraben? Sind sie nicht vielleicht nur ein müßiges Spiel lebhafter Einbildungskraft, oder liegt doch ein tieferer Sinn in diesen Dichtungen vom besten Staate?

Es wird wohl niemand eine ausführliche Antwort hierauf erwarten; denn sie würde ein neues Buch werden: sie wäre die Kritik und Dogmatik des Schlaraffenstaatsrechts, während wir dieses doch nur historisch betrachtet haben. Wollten wir da ins Einzelne gehen, so würden wir alle Fragen der nationalökonomischen, Staats- und Sozialwissenschaft erörtern, ja vielleicht uns zu einer „sozialen Zeitpredigt" erheben müssen, und das möchte doch hier nicht zulässig sein.[101]) So wird es genügen, wenn wir mit wenigen Worten Wegweiser aufstellen zu den verschiednen Problemen, die die geschilderten Schriften poetisch behandeln, und wenn wir mit der Kritik zurückhaltend sind. Im Grunde lassen sich auch die Staatsromane nicht kritisieren. Sagten wir, es seien schlechte Romane, so würde uns leicht entgegnet werden können, es seien eben zunächst nicht Romane, sondern staatswissenschaftliche Werke, die nur das Schwere in leichter Form darstellen wollten; einige Schriftsteller hätten in frührer Zeit — so würde vielleicht Jemand hinzufügen — diese Form überhaupt nur gewählt, um politischen Anklagen zu entgehen; machten wir uns aber an eine Kritik der Ideen, so befänden wir uns wiederum in einer übeln Lage, indem man uns andeuten würde,

es seien ja keine wissenschaftlichen Werke, es sei ja nur Unterhaltungslektüre, Dichtung!

Von einem unmittelbaren Gewinn für das Leben kann bei diesen Romanen, in denen ein Staat erfunden wird, wohl nicht die Rede sein. Kein praktischer Staatsmann hat nach diesen idealen Modellen sozialistischer und kommunistischer Architekten eine Verfassung geformt. Aber einen mittelbaren Einfluß wird man nicht ableugnen können. Viele dieser Werke wurden von den Gebildeten aller Völker gelesen, erwiesenermaßen auch von Fürsten und Staatsmännern studiert. Wurden sie aber in weiten und maßgebenden Kreisen gelesen, so wird man ihren geistreichen Verfassern den Ruhm lassen müssen, daß sie die Menschheit zum Nachdenken brachten über die Grundlagen und Grundfragen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. In breitern Schichten der Bevölkerung haben sie die Aufmerksamkeit auf die Stellung der ärmern Klassen gelenkt und zuerst die Phantasie und das Gefühl, dann und damit aber auch den Willen zu helfen angeregt. In dieser Kritik der bestehenden Rechtsordnung ist vielleicht das Hauptverdienst der Utopien zu erblicken. Gewiß konnten Dutzende rechtsphilosophischer Betrachtungen nicht soviel bewirken, wie diese mit dem goldnen Schimmer der Dichtung umwobnen rechtsphilosophischen Gemälde. Offen oder versteckt, halb ernsthaft, halb scherzhaft wird Kritik an den bestehenden Einrichtungen geübt; oft wird mit beißender Satire, wie bei Morus und Holberg, so manche Thorheit und Ungerechtigkeit gegeißelt, immer aber die Unvollkommenheit des Bestehenden, des geschichtlich Gewordnen gezeigt, und die Welt gleichsam gezwungen, sich auf die Prinzipien zu besinnen, nach denen die Wirtschaft geordnet, der Staat gestaltet, kurz Recht und Gesetz entworfen werden sollen.

Gegenüber den positiven Vorschlägen, die in die-

sen Dichtungen enthalten, und nach denen die Verfassungen der Schlaraffenstaaten geschaffen worden sind, dürfte weniger Anerkennung und mehr Skepsis am Platze sein.

Da handelt es sich zu allererst um die Staatsverfassung selbst. Entweder werden uns Territorialstaaten oder kleine Stadtstaaten vorgeführt, ein Unterschied, der in frühern Betrachtungen ganz zurücktrat. Die Zeichnung der Stadtstätlein für ein paar tausend Bewohner auf beschränktem Raum konnte in den hellenischen Gebirgskantonen und in der mittelalterlichen Gemütlichkeit deutschen Städtelebens, kann aber heute, wo alles auf großstaatliche Bildungen hindrängt, nicht mehr von Wert sein. Die utopischen Territorialstaaten sind zum geringen Teile Monarchien, größtenteils Republiken. Bei jenen kommt alles entweder auf die Ausmalung eines Herrscherideals hinaus, wie es nicht existiert, aber freilich sehr wünschenswert ist, oder es werden Maßregeln über Prinzenerziehung mitgeteilt, die ebenso richtig wie interessant sind. Unzweifelhaft kann auch heute noch ein Fürst Manches aus Holberg und Fénélon, und Vieles von Sethos lernen, aber es bleibt doch auch hier wahr, daß, wer die Regeln der Mechanik kennt, dadurch allein noch keine Maschine bauen oder bewegen kann, und daß es gegenüber diesen Erziehungsgrundsätzen heißen muß: Männer, nicht Maßregeln. — In den idealen Republiken bildet — wenn wir ganz absehen von den auf den ersten Blick als vollkommene Thorheit erscheinenden gänzlichen Negationen des Staates, den Anarchien —, in ihnen bildet die Hauptsache ein möglichst demokratisches Wahlsystem oder neuerdings genossenschaftliche Organisationen. Als ob man damit die Menschheit glücklich machen könnte! Phantastisch sind zwar genug dieser Vorschläge, aber nichts weniger als poetisch, wie Harringtons Oceana zur Genüge beweist. Poesie und Wahlgesetz sind eben unvereinbare Dinge, und wir

möchten keinem Schriftsteller raten, etwa die Ideen des Listenskrutiniums, der Minoritätenvertretung, der Berufswahlkörper und dergleichen in einem Romane zu verarbeiten. Derartiges muß von der Staatsrechtswissenschaft geklärt, muß wissenschaftlich untersucht und geprüft werden.

Eine Hauptrolle in allen Staatsromanen spielt die Zukunftsehe oder auch Nichtehe. Hier finden wir die reichhaltigste Mannigfaltigkeit, von der Beibehaltung der Monogamie bis zur freiesten Liebe, öffentlich und auf Stunden, in allen Abstufungen. Die meisten dieser Vorschläge beruhen auf roher Sinnlichkeit und entkleiden die Vereinigung der Gatten jener hohen sittlichen Auffassung, die schon das Recht der heidnischen Römer kannte. Es ist abstoßend genug, wenn Bebel in seiner Begriffsverwirrung das Überwinden sinnlicher Abneigung und Enttäuschung durch Geduld und echte Liebe als „unsittlich“ bezeichnet. Wie aber gehen soviele andre Schriftsteller vor! Mit welchem Cynismus opfern sie das schönste Stück des Lebens, das Familienleben! Mann und Frau essen nach diesen Dichtungen meistens nicht mehr zusammen und nennen kein Haus ihr eigen: und Tisch und Bett wie Haus und Familie bezeichnen nur verschiedne Seiten derselben Sache. Wer möchte sich nach diesem Paradiese sehnen! Weiter aber werden die Menschen zur tiefsten Stufe der ersten Naturvölker erniedrigt und das Gefühl der Liebe zu tierischer Lust verzerrt. Man müßte befürchten, daß es in diesen Zukunftsstaaten nicht viel besser aussähe, wie auf dem Brunstplatz der Edelhirsche. Da die Schriftsteller meistens die Sache ernst nehmen, darf man nicht daran denken, daß ihre obscönen Vorschläge auf den Kitzel des Publikums berechnet waren, wenn es auch bei einigen immerhin der Fall gewesen sein mag. Aber jene Dichterphilosophen, die wie Platon, Campanella u. a. die Grundsätze rationeller Viehzucht auf die Er-

zeugung der Ebenbilder Gottes angewendet sehen möchten, erscheinen uns doch wie Direktoren eines zoologischen Gartens oder wie Gestütsverwalter, die nur die Veredlung der Rasse im Auge haben.

Hand in Hand mit dem Eherecht des Zukunftsstaates geht das utopische Erziehungsrecht. Da und dort finden sich freilich treffliche pädagogische Gedanken über harmonische Ausbildung, Charakterstählung u. s. w. Auch muß von Platon an bis zur Gegenwart das Eintreten dieser Dichter für eine beßre und höhere Ausbildung des weiblichen Geschlechtes auffallen. Mag man diese Gedanken in ihrer Richtigkeit anerkennen und jene Ideen prüfen und erwägen, so bleibt doch bei den meisten die Grundanschauung anfechtbar, nämlich der Ersatz der Familien- durch die Anstaltserziehung. Die Erziehung in den Schlaraffenstaaten ist Erziehung zu denkenden Tieren und natürlich Zwangserziehung. Gegenüber dieser Verstaatlichung bleibt auch heute das Wort des Aristoteles wahr: Wehe den Kindern, deren Vater der Staat ist, denn um das, was des Einzelnen ist, kümmert sich jedermann, um das, was des Staates ist, niemand! Es ist richtig, daß z. B. heutzutage die wenigsten Eltern die genügende Zeit und wenige die erforderliche Fähigkeit zur Erziehung ihrer Kinder haben; aber klar zu Tage liegt die Inkonsequenz der Beweisgründe im idealen Staat, wo alle Bürger vortrefflich sind und Zeit im Überflusse haben. Denn die Verkürzung der Arbeitszeit und Verteilung der Arbeit ist ja eins der Hauptideale aller Utopisten. Hier tritt die enge Verwandtschaft der Staatsromane und Schlaraffenmärchen deutlich hervor. Jene kommen von acht auf sechs, vier und drei Stunden, diese sind wenigstens so ehrlich, den Langschläfer und Faulenzer zu ganz besondern Ehrenstellen gelangen zu lassen. Aber „die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen, drum haltet nicht euch für Schlaraffen.

Harte Bissen giebt es zu kauen, ihr müßt dran erwürgen oder sie verdauen", sagt Goethe. Hinsichtlich der Normalarbeitszeit bewegen sich alle diese Dichtungen in einem gefährlichen Geleise, und der sittliche Wert der Arbeit tritt hinter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte der Gütererzeugung doch allzusehr zurück. Wie wird mit dieser Verkürzung der Arbeitszeit auf die niedrigsten Neigungen spekuliert! Wie wird der Segen der Arbeit, ihre heilsame Wirkung als Schranke gegen die Macht der Verführung verkannt! Wir wollen gar nicht von der Unmöglichkeit der Durchführung einer Normalarbeitszeit sprechen, die Gregorovius so nett in dem Wasserarzte ohne Praxis persifliert hat. Wie viel Tausende von Fürsten und leitenden Beamten, Ärzten und Gelehrten, Großkaufleuten und Schriftstellern bedürften weit eher in der Gegenwart eines Normalarbeitstages als Maurer und Cigarrendreher. Was würde man aber zu einem Gesetze sagen, das etwa lautete: „Ärzte kurieren sechs Stunden, Zeitungsschreiber schreiben von zwölf bis acht, Fürsten regieren von zehn bis sechs Uhr (mit Frühstückspause von 1—2) u. s. w."? Neuerdings tritt die Unterschätzung der Kopfarbeit mehr und mehr hervor: der Maschinenheizer arbeitet, der Leiter der großen Fabrik, der Hunderte von Korrespondenzen erledigt, „arbeitet nicht" — der Setzer arbeitet, aber der Verfasser des Manuskripts, der Dichter, der Gelehrte, durch dessen Thätigkeit Tausende vom Buchhändler bis zum Setzer hinab leben, der arbeitet nicht! Die Arbeitsverteilung macht allen diesen Dichtern Schwierigkeiten, die in der That unlösbar sind — daher auch der Kunstgriff des Morus, für die niedrigen Dienste die Sklaverei einzuführen, sehr erklärlich ist. Wir bezweifeln mit Bebel nicht, daß mancher schlechte Professor als Schuhmacher Tüchtiges leisten würde, und mancher gute Schuhmacher auch ein guter Professor sein könnte, aber wir erlauben uns auch das Umgekehrte für ebenso

wahrscheinlich zu halten, daß mancher ausgezeichnete Schuhmacher ein recht schlechter Professor und mancher vortreffliche Professor ein herzlich schlechter Schuster sein würde. Bewiesen ist damit . . . gar nichts!

Der Gedanke, der überall hervortritt, daß jeder Arbeit ihr Lohn werden solle, ist gewiß nur zu billigen: wir wollen aber die Erörterung darüber, die nicht sobald zu einem befriedigenden Abschluß kommen wird, den Nationalökonomen überlassen und hier nicht untersuchen, wieweit die sogenannte Beteiligung der Arbeiter am Gewinn – und man vergesse ja nicht hinzuzufügen am Verlust! — durchführbar ist. Es sind übrigens nur einige Staatsromane, die den Arbeitsertrag dem Einzelnen zu gute kommen lassen. Die meisten gehen radikaler zu Werke: neben den gar nicht und den halbkommunistischen Utopien sind die ganzkommunistischen in der Mehrzahl. Der Gedanke, daß das Privateigentum nicht existiere, ist auf den ersten Blick so berückend. „Die Erde gehört keinem, die Früchte allen“ – das ist mit einem Worte das kommunistische Ideal, das nicht nur aufgestellt, sondern vielfach auch wie von Campanella und andern mit allen möglichen Beweismitteln begründet wird; das ist der Leckerbissen und Köder aller Staatsphilosophen. Hauptsächlich werden die Nachteile des Privateigentums in helles Licht gerückt, was freilich in unsrer Zeit, wo man dem Mittelstande das Leben immer schwerer macht, viel Anklang finden kann. Trotzdem waren die vermeintlichen Nachteile vor der Einführung des Privateigentums weit schlimmer. Das Gesamteigentum entspricht der niedern Kulturstufe, da der Mensch sich nur als Teil der Horde fühlt, erst das Privateigentum wird die Quelle moralischer Kraft und technischer Fähigkeit: ohne diesen Begriff giebt es keinen Haushalt und heimischen Herd, der geschmückt, keine Geschicklichkeit, die überliefert wird, ohne ihn keine Erziehung und sittliche Bildung. Eigentum und Sprache sind die mächtigsten

Hebel der Entwicklung des menschlichen Geistes. Es ist richtig, daß es einen Mißbrauch des Eigentums giebt, aber der Mißbrauch eines Dinges hebt den Begriff nicht auf, und die Überspannung des römischrechtlichen Eigentumsbegriffs, der freilich nur geringe soziale Rücksichten kennt, darf uns nicht beirren. Es ist richtig, daß die Gleichheit der Menschen durch das Privateigentum leidet; aber jene Gleichheit war Gleichheit der Roheit, der Armut, der Unwissenheit, der Unkultur, des tierischen Zustandes. Uns scheint, daß diese kommunistischen Ideale niemals besser erklärt und widerlegt worden sind als durch jenen einfachen Pariser Arbeiter, der die Bluse eines Kameraden nahm und in zwanzig Stücke schnitt und jedem der Umstehenden ein Stück gab. „Das ist der Kommunismus,“ sagte er; „bisher nützte die Bluse einem von uns, diese Fetzen nützen niemandem.“

Nicht fern von diesem Gedankenkreise liegt der Wunsch, den Handel und das Geld zu beseitigen. Fast in allen Idealstaaten ist der Handel verstaatlicht, gerade so wie dies die Jesuiten in Paraguay streng durchgeführt hatten. Auch hierbei liegt Wahres und Falsches bei einander. Der Handel, der Umsatz der verschiednen Güter zur Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse, ist an sich nichts Unmoralisches. Durch ihn kommen die Völker mit ihren mannigfachen Kräften und Gaben in Berührung: auch hier giebt es Gebrauch und Mißbrauch. Die Utopisten kennen nur den letzten. Die betreffenden Abschnitte in den Utopien geben aber auch heute zu denken. Wer an die maßlosen Getreidespekulationen denkt, wer sich erinnert, daß tausend Kilogramm Roggen am 17. August 1891 mit 270 und am gleichen Tage 1892 mit 146 Mark an der Börse „gehandelt“ wurden, wer heute beobachtet, wie hunderte oder tausende von Leuten nur gewinnen und nicht erwerben wollen, der wird manche der in den Staatsromanen vorgeschlagnen Maßregeln nicht in das Reich

unpraktischer Phantasie verweisen: er wird daran anknüpfen können, wenn er gesetzgeberische Vorschläge zu machen hat, die Handel und Wucher (in weitestem Sinne) scheiden, diesem entgegentreten, ohne jenen in seinem redlichen Gebahren zu schädigen. Über die Beseitigung des Geldes aber braucht man kaum ein Wort zu verlieren, da hier die Dichter sich in einer Täuschung befinden. Was bedeutet „Geld"? Geld ist nur der allgemeine Wertmesser, Repräsentant für alle Güter, und irgend etwas derartiges giebt es in allen erwähnten Romanen, selbst bei Cyrano de Bergerac, der mit Versen bezahlen läßt, denn da sind eben Verse „Geld" und vielleicht recht schlechtes — ob aber Verse, Markstücke, Palmöl, ob die Bellamysche Kreditkarte, das ist im Grunde „alles eins," und die Angriffe gegen das Geld beruhen daher auf Begriffsunklarheit.

Geradezu überraschend ist die Übereinstimmung der Staatsromane in ihrer Behandlung der Juristen und der Verbrechen. Wenn irgendwo die bekannte und doch so unvermeidliche[101]) „Unpopularität der Jurisprudenz" zum Ausdruck kommt, so ist es hier. Es giebt keine Juristen in einem idealen Staate. Wozu auch, da ja meistens das Privatrecht gänzlich beseitigt ist. Keine Juristen, keine Verbrecher, keine Gefängnisse: was die letzten betrifft, haben wir freilich hie und da Abweichungen bemerkt, z. B. in Ophir und bei Morelly. Im allgemeinen aber ist die Zahl der Verbrechen überall gering, da die Begierde nach Geld und Gut ausgerottet ist. Diese Anschauung ist noch lächerlicher, als wenn uns das Aufhören von Zahnschmerzen und Seekrankheit vorgegaukelt wird, oder Fourier Lappland mit andalusischem Klima ausstattet. Denn wenn auch bei uns das Geld eine Hauptursache der Verbrechen ist, so lehrt uns doch die Kriminalstatistik, daß neben Diebstahl z. B. Körperverletzung und Widerstand gegen die Staatsgewalt fast gleich häufig auftreten. Und nun denke man an die schwereren

Verbrechen: Morde aus Eifersucht, Sittlichkeitsvergehen u. s. w. — werden sie wirklich aufhören? Ja, heißt es, wen z. B. die Eifersucht zu unseliger That treibt (Cabet), oder wer die geheiligten Grundgesetze des Kommunistenstaats mißachtet (Morelly), den betrachtet man als einen Irren! Hierüber wollen wir an diesem Orte nicht rechten. Die Ansicht, daß die Verhältnisse es seien, die zur Strafthat führen, ist die Ansicht nicht nur der Poeten, sondern — die fast aller Verbrecher, ist eine weitverbreitete realistische Ansicht. Wir wollen dem gegenüber aber doch daran festhalten, daß der Mensch „allein die Ehre genießt, Verbrecher sein zu können." Die Utopisten verkennen fast sämtlich den ewigen Satz: aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Zeugnis, Lästerung.

Und da wir nun von dem sittlichen Leben auf Utopia sprechen, so wollen wir noch einen Blick auf das damit verwandte religiöse und geistige Leben richten! Was in diesen Werken über Religion geäußert wird, ist vielfach höchst vernünftig, insbesondre wenn man die Entstehungszeit der Dichtungen in Betracht zieht. Gegenüber einem starren Dogmatismus wird eine tief innerliche Religiosität vertreten, weitgehende Duldsamkeit wird gepredigt, wie sie den Zeitaltern nicht eigen war, in denen die Utopisten schrieben. Es lohnte sich für den Religionsphilosophen, die teilweise tiefbegründeten Anschauungen eines Morus, Vairasse und andrer zu prüfen. Freilich ist es vielfach eine Religion der obern Zehntausend, die dort gelehrt wird, und somit keine wahre. Bald ist es ein Sonnenkultus, bald eine ganz allgemeine Humanitätsreligion, die geschildert wird: der christliche, protestantische Glaube findet sich nur bei Andreae und in Ophir. Der Atheismus tritt erst in den neuesten Erzeugnissen hervor — selbst Morelly erkennt doch noch einen Gott an, wenn auch sein Glaube ein öder Deismus ist.

Höchst abstoßend wirkt dagegen das Meiste, was von Kunst und Wissenschaft geschildert wird. Die Kunst hat in diesen papiernen Staaten keine Bedeutung. Zwar wird uns von ihrer Benutzung auch hie und da erzählt, aber wie kann sie, die ihrer Natur nach aristokratisch ist, hier bestehen und gedeihen? Der Künstler erhebt sich über die mittelmäßige Menge, und so ist kein Raum für ihn da, wo die langweiligste Gleichheit die Grundidee des Staates bildet. Es darf uns nicht in Erstaunen setzen, daß Litteratur und Presse in diesen Staaten geknechtet sind. Selbst in dem Staatsromane, der inmitten der Bewegungen dieses Jahrhunderts entstanden ist, selbst in Ikarien finden wir die strengste Zensur. Kein Buch darf ohne Genehmigung der Regierung gedruckt werden, kein Zeitungsredakteur, obwohl er bestellter Beamter ist, den kahlen Berichten ein Urteil hinzufügen. Die Freiheit der Meinungsäußerung können diese Musterstaaten nicht ertragen!

Genug, übergenug! Hier ist doch der entscheidende Punkt, den das blödeste Auge wahrnehmen kann. Die Utopisten bewegen sich in Gegensätzen. Sie entwerfen ein Ideal, das die Grundlagen der rohesten Urzeit mit den Einrichtungen der feinsten Kultur vereinigen soll, und zaubern ein irdisches Paradies hervor — mit allem Komfort der Neuzeit. An den Giebel ihres Gebäudes schreiben sie mit goldnen Lettern das Wort, in das Rabelais die Ordensregel der Theleniten zusammenfaßte: „THUE WAS DU WILLST," aber in seinen Tiefen werfen sie, wie Morelly (S. 209) Gräber auf, um die als Wahnsinnige lebendig zu begraben, die das Glück nicht so genießen wollen, wie die Herrschenden es verstehen.

Siehst du dort, lieber Freund, jenen merkwürdigen Bau, planmäßig angelegt, so daß von der Halle unter

der Mittelkuppel der Blick überall hin schweifen kann. Eine Bevölkerung von Hunderten bringt dort in musterhafter Ordnung ihre Tage zu. Jedem Einzelnen ist die Arbeit nach seinen Fähigkeiten und den Bedürfnissen des Ganzen zugewiesen, der Ertrag deckt zunächst die Kosten, den Überschuß erhält nach genauster Berechnung der Einzelne; in gleicher Kleidung gehen sie dahin, die Nahrung wird gleichmäßig nach allen Ergebnissen der Lebensmittelchemie zu gleicher Stunde genommen . . . siehe, lieber Freund, das ist . . . . . nicht etwa der Zukunftsstaat. Es ist das große Zuchthaus in X (etwa in Bruchsal, Moabit, Nürnberg, Glatz), das du in dieser Schilderung erblickt hast — ja wahrlich, die Klöster des Mittelalters und diese Laienklöster der Neuzeit mit den Bajonetten auf der Umfassungsmauer, die Zellengefängnisse, das sind die Anstalten, die jenen Idealen am nächsten kommen, das ist der utopistische Staat im Kleinen. Es ist unendlich langweilig und eintönig in diesen raffinierten Bauten mit der Verteilung der Arbeitsprodukte und der gleichen Lebensführung. Eine ungeheuerlichere, schrecklichere Tyrannei hat es niemals auf Erden gegeben als diesen zuchthausähnlichen Zukunftsstaat, in dem es heißt: Thue, was dir befohlen, und nimm die Ration, die dir gegeben wird. Hier besteht nur, wie im alten Peru, ein riesiger Verwaltungsapparat, eine herrschende Klasse, die von Sklaven gemästet wird. Es ist die Zwangsgenossenschaft schlimmster Art, die Gebundenheit alles sozialen Lebens, wie Spencer des nähern in seinem Aufsatz „Von der Freiheit zur Gebundenheit" dargelegt hat.[101]) Es ist und bleibt der Grundfehler aller dieser Traumgebilde, daß sie der Gleichheit die Freiheit opfern.

. . . .

Schon darum werden diese Staatsgebilde niemals von Dauer sein, weil der Mensch solchen Despotismus unerträglich finden wird. Aber die Verwirklichung jener Phantasien stößt sich auch geradezu

an der menschlichen Natur. Alle die Dichter gehen von einem Naturzustande aus, als ob die Menschen eben erschaffen wären (und es wäre vielleicht theologisch interessant, zu untersuchen, inwieweit sie von der katholischen dogmatischen Anschauung de statu integritatis und corruptionis beherrscht sind). Eine neue Welt soll wie mit einem Zauberschlage ins Leben gerufen werden. Als ob man die menschliche Natur so ohne weiteres ändern könnte! Das ist ein Hauptfehler der „sozialen Wunderdoktoren," daß sie mit einzelnen ausgeklügelten Mitteln und Mittelchen helfen wollen, während doch eine Umgestaltung zum besten Staate nur durch weltüberwindende Kräfte erfolgen kann. Nicht um dies oder jenes handelt es sich, sondern um alles — nicht um Staats- und Lebensformen, sondern um einen Lebensgrund, eine Weltanschauung.

Ein weiterer Hauptfehler der Utopisten ist, daß sie stets ein Universalelixier gefunden zu haben glauben; sie wissen nichts von Nationalitäten, nichts von Kulturstufen, und indem sie, wie schon Morus, von einem besten Staate (de optimo statu) singen und sagen, verkennen sie, daß jede neue Bildung aus alten gegebnen Elementen herauswächst, verkennen den Gedanken der Entwicklung. Entwicklung aber heißt — auch christlich gesprochen — das Weltgesetz, das im Himmel und auf Erden herrscht, das in der Umwandlung des Samenkorns wie der Planetensysteme zu Tage tritt, das nicht nur die organische, das auch die soziale Welt durchklingt. Ein Zukunftsstaat, wie die geschilderten, würde die Quellen verstopfen, deren Gewässer den Kulturstrom der Menschheit bilden: Individualität und Freiheit würden vernichtet, die menschliche Natur verkannt, die gesellschaftliche Entwicklung durch eine Art bewußtlosen Pflanzenlebens ersetzt werden. So tritt auch hier der ewige Gegensatz der Geister hervor: in allen Organisationen wollen die einen nach allgemeinen Idealen von Grund aus neu

gestalten, die andern an das historisch gegebne anknüpfen und aus ihm das weitere herausbilden.

Es scheint aber, daß die Utopisten nicht nur jenes Weltgesetz verkannt, sondern daß sie überhaupt die Erfahrungen der Geschichte nicht ausgenützt haben. Man sagt so oft, die Menschheit lerne nichts aus der Geschichte. Sollen wir uns in diesem Augenblicke etwa schmeicheln, diesen Ausspruch wenigstens nach einer Richtung durch unsre paar hundert Seiten hinfällig zu machen? O, daß doch diese Blätter allen den Männern in die Hände kämen, die auf das Volk einwirken können! O daß man in Arbeitervereinen ein Kapitel herausgriffe und daran geschickt Beweise anknüpfte, wie mancher biedre Handwerker würde das alles verstehen! Dann hätte diese Arbeit ihren Zweck erfüllt! Sicherlich kann man aus ihr sehr, sehr viel entnehmen, kann daraus lernen, daß es zu allen Zeiten Träumer und Träume vom besten Staate gegeben hat. Es fragt sich freilich, ob man lernen will. Jedenfalls ist danach doch für weitere Kreise die Möglichkeit gegeben, zu erkennen, daß Utopien und Bellamyaden nichts neues sind, sondern so alt wie die Sehnsucht des Menschenherzens nach Glück und nach Frieden. Mit einigem guten Willen kann man aber auch die Rolle beurteilen, die die Utopien in der Geschichte gespielt haben. Der Grundgedanke, den sie vertreten, ist der Kommunismus, und es braucht hier wohl nur noch einmal darauf hingedeutet zu werden, wie gefährlich er gewirkt hat, sobald er aus den Tiefen der Phantasie zur Wirklichkeit emporbrodelte und wie ein Lavastrom sich über die Kulturwelt ergoß. Lange vor Platons Zeit wurde das Musterbild der Utopie in der großen Kaserne Sparta verwirklicht, das alle Bequemlichkeiten des Lebens ächtete, während das Vaterland Platons, die Eigentum schützende Stadt der Athene, der Nachwelt unsterbliche Muster der Schönheit und ewig fruchtbare Keime des Denkens hinterließ. Dann

soll das Christentum jene Ideale verwirklicht haben: wir haben gesehen, daß erst Karpokrates, die Gnostiker, die Mönchsorden jene weltflüchtige Einförmigkeit begründeten, und was es mit der Ausnutzung des Christentums für soziale Fragen auf sich hat! Fünf Jahre nach dem Erscheinen von Thomas Morus Utopie verkündeten die Wiedertäufer die neue Religion, die aus der Gleichheit der Gläubigen vor Gott die politische Gleichheit folgerte, aus dem Muhammedanismus die Vielweiberei entlehnte und Scheußlichkeiten aller Art verübte. Und ein viertes mal wurde der Versuch der Verwirklichung jener Ideale durch die französische Revolution gemacht. Auch er mißlang. Man sollte meinen, die Welt könnte belehrt sein und vor einem neuen Experiment zurückschrecken, nachdem so viele das Glück von Generationen erschüttert und ihre Urheber selbst ins Verderben gezogen haben.

So haben die Utopien auch außerordentlich gefährlich gewirkt und sind oft eher ein Hindernis denn eine Förderung der Entwicklung gewesen. Man kann hienieden nichts absolut Vollkommnes erlangen und die Menschen nicht durch Institutionen allein ändern. Auch auf die Idee vom „besten Staate" kann man das Wort anwenden: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Denn sehet das Reich Gottes ist inwendig in euch" (Luk. 17, 20. 21.) Wenn die Einen in weichem Sehnen mit Goethes Tasso (II. 1.) von einer goldnen Zeit träumen, „da auf freier Erde Menschen sich wie frohe Herden im Genuß verbreiteten", und jedes Tier zum Menschen sprach: „Erlaubt ist was gefällt", so bekennen sich die andern zu dem Kantischen Leben der Pflicht und zu dem edlen ernsten Ideale unsres Schiller:

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Die Staatsromane rufen uns in Erinnerung, daß es zu allen Zeiten soziale Fragen gegeben hat, und ihre Be-

trachtung kann darum von Wert sein. Mag man sie vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus bespötteln oder vom litterarhistorischen aus ignorieren — die Welt ist nicht um der Gelehrten und der Kategorien der Wissenschaft halber da. Mögen einige dieser Werke nur zur Unterhaltung geschrieben sein, mag sich in andern vieles Überspannte finden, immer und immer bringen die Utopien zwei ethische Gedanken von neuem zum Bewußtsein: sie thun die sittlichen Bande dar, die den Einzelnen an das große Ganze knüpfen, und sie zeigen, daß sich „Reiche und Arme berühren" (Spr. Sal. 22, 2), daß der Besitz so wenig wie die Geburt ein Privilegium auf Lebensgenuß gewährt. Geburt und Besitz begründen in erster Linie Pflichten.

Es war ein eigentümlicher Einblick in das Leben und Weben der Phantasie, den wir erhalten haben, es war ein Ausschnitt aus der Geschichte staatsrechtlicher und sozialer Träume, die manchem wirklich als ein sport of imagination erscheinen werden. Vorbei — vorbei! Tauche hinab, du sonnenumglänztes Eiland. Tauche hinab in die Nacht des Ungebornen! Goldig schimmerte der glückliche Staat in der Ferne, aber sobald wir näher zusahen, zerrann die rosige Täuschung wie ein Traumbild, wie eine Fata Morgana. Schlaraffenländer, wo ungepflügt die Erde ihre Gaben spendet, selige Gefilde, wo Habsucht und Hader, wo Gebrechen, Sorge und Gram gebannt sind — solche Gefilde giebt es leider in dieser irdischen Welt nicht. Bei ihren Träumen vergaßen die Utopisten, daß wir nicht Götter sind, vergaßen sie das eine, daß in den Staubgebornen das Böse, die Sünde eine Macht ist. Kein äußerer Bau des „besten Staates" wird der Gesellschaft ewiges Glück bringen, das erreichbare Maß von Glück und Zufriedenheit hängt von der Herzenstüchtigkeit des Einzelnen ab: die Gesinnung gilt es zu erneuern. Emanzipation des Fleisches, Genußsucht, Trägheit und schließlich Vernichtung der Freiheit sind die Kern- und

Sternpunkte in der Predigt der Utopisten, sie bilden den Inhalt der neuen „Religion" des Kommunismus: aber auf dem Gegenteil dieser Religion der Sinne ruht die Würde und der Fortschritt der Menschheit. Nicht im äußern Genuß, wie verlockend ihn auch die Verführer des Volks schildern mögen, nein im Ich ruht das Paradies. Wer den Himmel im reinen Herzen trägt, wird auch den wahren „Himmel auf Erden" um sich verbreiten.

Wir brechen hier ab. Wir wollten ja keine soziale Dogmatik schreiben und keine Kritik des Schlaraffenstaatsrechts, sondern nur eine „Geschichte der Dichtungen vom besten Staat" geben, und unsre Aufgabe ist erfüllt. Dem Leser, von dem wir nunmehr Abschied nehmen, darf es überlassen bleiben, Moral und Nutzanwendung aus dieser „Geschichte" zu ziehen. Die vorstehenden Auszüge geben ihm ein so genaues Bild der einzelnen „Staatsromane," daß er sich danach selbst ein Urteil bilden kann. Blicken wir zurück, so werden wir fast auf jedem Blatt Anregung für sozialpolitische Erörterungen finden. Solche zu geben, war der Zweck unsrer Darstellung: er ist erfüllt, wenn sie dem Leser den Stoff zum Nachdenken und dadurch die Möglichkeit gewährt, seine Ansichten über Staat und Gesellschaft zu formen, umzuformen oder zu bestärken.



Anmerkungen

1) (Seite 2) Die hauptsächlichste Litteratur über die sogenannten „Staatsromane“ im allgemeinen: Lewes, Treatise on the methods of observation and reasoning in politics (London, 1852) II, p. 236 ff. R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften (1853) I, p. 167—214. F. Kleinwächter, Die Staatsromane (Wien, 1891). Sehr gut für einzelne Staatsromane: Sudre, Geschichte des Kommunismus oder Widerlegung der sozialistischen Utopien. Übersetzung von Friedrich (Berlin, 1882). Weniger bietet Reybaud, Etudes sur les réformateurs etc. (1. Auflage 1841), wo man jedoch reichhaltige Bibliographie, besonders über St. Simon, findet (7. Auflage I, p. 453). Die Schrift von Gehrke, Kommunistische Idealstaaten (46 S., Bremen, 1874) behandelt nur vier Utopien. Einiges wenige bei Dunlop, History of fictions (deutsch von Liebreich, 1851), in M. Blocks dict. de polit. (1874) II, pag. 1098 und in Cossa, Introduzione allo studio della economia politica (3. Auflage 1892 p. 181). — Über die neuesten Schriften s. u. a. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. XV 2, p. 195, XVI, p. 206 und Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie III F. Band II, p. 602. Blätter für litterarische Unterhaltung 1892 Nr. 4. Deutsche Rundschau XVIII Heft 5 und Heft 8 (Februar und Mai 1892). Christliche Welt 1892 Nr. 15—17, Sp. 337, 358, 385 (teilweise sehr anfechtbar). Unsre Zeit 1891 Heft 12 p. 498 ff. (Grotthuß). Nicht benützt hat Verfasser: E. Reich, Der Staat der Zukunft (Leipzig, 1879). — Pasch, De fictis rebuspublicis (Diss.?), 1704. Für die Beurteilung vortrefflich: Hildebrand, Die Nationalökonomie u. s. w. (1841) I.

2) (Seite 5, 242) Cabet, Voyage en Icarie p. 450.

3) (Seite 7) F. **Pollock**, An introduction to the history of the science of politics (London, 1890) p. 1.

4) (Seite 8) Ovid. Metamorph. I, 81 ff. Siehe auch Hom. Od. IV, 563 ff. Hesiod, opp. et d. 167 ff. Pindar ol. 2, 61 ff. unterscheidet Elysium und selige Inseln. Virg. Aen. IV, 41 ff. Von Auswanderung dorthin sprechen Hor. epod 16, 41. Plut. Sert 83. Eine hübsche Zusammenstellung von Dichterworten hierüber giebt die anonyme Schrift „das goldne Zeitalter" (Berlin, Weidmann, 1879). Aus vorplatonischer Zeit wären etwa zu nennen Phaleas von Chalcedon (vgl. Aristot. Polit. II, 4, 6, 12.) und der Baumeister Hippodamus von Milet; über diesen s. Hermann, De Hippodamo. Marburg, 1841.

5) (Seite 9) Vgl. zu den drei genannten Werken **Platons** die Steinhartschen Einleitungen in der Ausgabe von Hieronymus Müller, Band V—VII (1855—59) V. (Bunsen gewidmet) Staat. VI. Timaeos, Kritias. VII. Gesetze und Schleiermachers Uebersetzung des Staats in Kirchmanns phil. Bibl. Band XXVII. Von ältern Arbeiten über die Atlantis, vgl. z. B. Latreille in s. Memoires sur div. sujets, 1819. Bock, praes. Kirchmajer diss. Wittenberg, 1685. Bory de Vincent, Essai sur les îles fortunées (Paris, 1801). Doch sind diese Schriften meist mehr geographisch, vgl. A. v. Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent. Paris, 1836, I, p. 169 (I, p. 155 der deutschen Übersetzung). Von neuern vgl. Schmidt in Mützells Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1857 (Berlin). A. F. von Noroff, Die Atlantis nach griechischen und römischen Quellen, Petersburg, 1854 (Götting. gel. Anzeigen 1854, p. 2021—2024). G. Schwanitz, Quaestiones Platonicae. Spec. II. de Atlantide insula. Eisenach, 1859. Gymn.-Progr. Ders., Am Meere. Skizzen. Jena, 1860. F. Unger, Die versunkene Insel Atlantis. Wien, 1860. (Auszug in den Grenzboten 1861, II, p. 62 ff.) J. Nicklès, L'Atlantide de Platon expliquée scientifiquement. Nancy, 1865 (Extrait des Mémoires de l'Académie de Stanislas), Tzorzewski, De Politia Timaeo Critia, ultimo Platonico ternione, librorum de legibus praecipua ratione habita. Diss. Kasan, 1847. P. Märkel, Platons Idealstaat. Dargestellt und mit besondrer Rücksicht auf die moderne Zeit beurteilt. Berlin, 1881. 102 S. **Krohn**, Der platon. Staat (1876). **Oncken**, Staatslehre d. Aristoteles (1870), II, p. 105—213. Über d. Verhältnisse d. „Staates" zu d. **Ekklesiazusen** Krohn, p. 72 ff. u. üb. d. Verwirklichung sozialist. demokrat. Ideen in Athen u. s. w. vgl. außer den Aristophaneskommentaren

und dem Hermannschen Werke üb. d. Staatsaltertümer bes. Moreau, Christophe, Du droit à l'oisiveté dans les républiques grecques et romaines (1849).

6) (Seite 20) Kleinwächter p. 8. – Aus Xenophons Cyropaedie kommen insbes. I 5 VI 2 VII u. VIII in Betracht. Von der großen Litteratur vgl. man etwa Butters, Was ist die C.? (1853), Hémandinquez, La C. (Paris, 1872). Nicolai, Xs C. u. seine Ansichten v. Staate (Prag, 1867). Löhle, Einfluß d. lazedämon. Verfassung auf die C. (Tauberbischofsheim, 1876).

7) (Seite 23) Herodot I 127 u. 30, III 126, VIII 98 (Buch Esther Kp. 8, 10. 14). Vgl. Le Quien de Neufville, Origine des Postes. Matthiaß, Üb. Posten (1832). I. p. 36 ff.

8) (Seite 24) Über spätere griechische Utopien vgl. Huet, Traité de l'origine des romans (6. Aufl. Paris, 1685). Chassang, Hist. du roman dans l'antiquité (2. Aufl. Paris 1862) und besonders das ausgezeichnete Buch von Rohde, Der griech. Roman (1876) p. 176—240.

9) (Seite 24) Bei Strabo VII, p. 299.

10) (Seite 26) Diodor V, 41 ff.

11) (Seite 26) Vgl. Rohde p. 228, Note 3.

12) (Seite 27) Ebenda p. 230 Man hat vermutet, die Mandragora (Alraun) sei gemeint. Vgl. Hehn, Kulturpflanzen (2. Aufl. 1874), p. 463 ff.

13) (Seite 25, 27) Über die Sitte, im gebrechlichen Alter sich selbst den Tod zu geben (ein Gedanke, den auch Morus benutzt hat): Grimm, Rechtsaltertümer, p. 486 ff. Rohde a. a. O. p. 230, Note. Marquardt, Röm. Altertümer, IV, 202. Welcker, kl. Schr. II, p. 502. Zeller, Philosophie der Griechen, III, p. 285 (2. Aufl.).

14) (Seite 27) Weinhold, Altnord. Leben (1856) p. 260 berichtet ebenfalls von Kraftproben. Eine Art Vogel Rock?

15) (Seite 29) Merx in der Protest. Kirchenzeitung, 1885, p. 677, 688, 708, 730. Über Indien s. auch Anm. 71.

16) (Seite 31) Der Streit zwischen Mensch und Tier. Ein arab. Märchen, übers. v. Dieterici. Berlin Mittler, 1858.

17) (Seite 32) Die Geschichte der Märchens vom Schlaraffenlande behandelt eingehend Poeschel in Paul und Braune, Beiträge z. Gesch. d. deutschen Sprache 2c. V, p. 389—427.

18) (Seite 34) Christentum und Kommunismus oder Sozialismus werden heute vielfach in Verbin-

bung gebracht (s. auch oben p. 270). Verwertet werden hauptsächlich folgende Aussprüche aus dem Neuen Testamente: Matth. 5, 17. 29, 3—9, 16—19. Mark. 7, 20—22. Luk. 12, 22. Ap.-Gesch. 4, 32 ff. 1. Kol. 3, 11. 2. Kol. 8, 3. 1. Kor. 14. 2 Kor. 8 und 9 u. a. m. Über den Kommunismus der ersten Christen s. Theologische Studien von Ullmann und Umbreit, 1845, p. 535 ff., 821 ff. (Hundeshagen). Allgem. evangel.-luther. Kirchenzeitung 1891, p. 329, 353, 377. Über die gegenwärtige Stellung des Christentums zur sozialen Frage orientieren u. a. Henrici (Reisebriefe), Die christlich-soziale Gemeinde (1877), ferner Uhlhorn, Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage, sowie besonders die Verhandlungen der Evangelisch-sozialen Kongresse (Berlin, Rehtwisch u. Seeler) und die Evangelisch-sozialen Zeitfragen (Leipzig, seit 1892). Beachtenswert ist auch die Sammlung sozialer Zeitpredigten „Christus ist unser Friede" von Weber (Göttingen, 1891), in deren erstem Bande folgende Texte behandelt werden: 1. Tim. 4, 8. Luk. 6, 20—26. Ps. 128, 1, 2. Ps. 128, 1—6. 1. Petr. 2, 17. 2. Kor. 5, 17—19. Ephes. 4, 22—24. Gal. 2, 20. Ap.-Gesch. 2, 22—32. Ap.-Gesch. 5, 16—21. Ap.-Gesch. 3, 1—10. Klagel. 3, 34—42. Joh. 12, 1—8. Phil. 3, 17—20. Luk. 16, 10—13. Joh. 15, 2. 1. Kor. 3, 21—23. 1. Kor. 3, 22. Joh. 8, 31—36. 1. Kor. 15, 10. Spr. 22, 2. Matth. 6, 19—34. Luk. 16, 19—31. Mal. 2, 10. Jes. 48, 17—22. Luk. 17, 20, 21. Luk. 12, 33—48. 1. Petri 4, 10.

19) (Seite 35) Vgl. Porphyrius Lebensbeschreibung Plotins, vorgedruckt den Ausgaben von Plotins Enneaden von Volkmann, Dübner, H. F. Müller, desgl. der Übersetzung von H. F. Müller (Berlin, 1878).

20) (Seite 36) Über die sozialpolitischen Anschauungen der alten Israeliten (insbesondre auch der Essener). s. Jos. bell. jud. 2, 8, 3. 4. Apol. § 3, 10. W. Nowack, Straßburger Rektoratsrede, 1892 (auch in der Allg. Zeitg. 1892, Beilage Nr. 110, 11).

21) (Seite 37) Siehe u. a. Ezechiel 37, 22. Micha 4, 3—7. Jes. 11, 6—9, 65, 20—23, 47. Sacharja 8 ff. 2. Petr. 3, 8 (vergl. Ps. 90, 4). Offb. Joh. 20, 4 ff. Corrodi, Geschichte des Chiliasmus (Zürich, 1794), Grégoire, Histoire des sectes religieuses, (Paris, 1820). Dorner, Person Christi I p. 240. Herzogs Realencyklopädie III, 294 ff.

22) (Seite 38) Neuere Millenarier aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts: Worthington,

J. Bellamy, Winchester, Towers (Illustrations of prophecy, London, 1796). Siehe Anhang zur deutschen Ausgabe Sudres, p. 441 ff.

23) (Seite 38) Heyck, Moderne Gedanken im Mittelalter in den „Grenzboten" LI Nr. 14, p. 20.

24) (Seite 42) Die Katalanische Erdkarte ist bei Ruge, Zeitalter der Entdeckungen (1881), p. 74, abgedruckt. Vgl. ferner Peschel, Zeitalter der Entdeckungen (2. Auflage, 1877), p. 30. Ebenda, p. 29 ff. (vgl. Ruge, p. 20 ff., p. 288) über die Überlieferung, wonach Sankt Brandan das Paradies gefunden haben soll. (Vgl. auch La légende latine de S. Brandaines par Jubinal. Paris, 1836.)

25) (Seite 44) Der Titel der ersten Ausgabe ist einfach: De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia ohne Zusatz. Ein vorgedruckter Brief des P. Ägidius ist vom 1. November 1516 datiert. Die erste deutsche Übersetzung ist 1524 zu Basel durch Joh. Bebel gedruckt. Außer dem Hauptwerke von Kautsky, Th. More und seine Utopie (Stuttgart, 1888. 343 Seiten) vgl. Roscher, Abhandlungen der königl. sächs. Akademie III (Band II der historischen Klasse) 1857, p. 6 ff.

26) (Seite 61) Vgl. z. B. das Gesetz (25 Heinr VIII. c 13), wonach keine Schafherde über 20000 Stück haben soll. (Im Übrigen siehe Froudes History etc. und Gneists englisches Verwaltungsrecht.)

27) (Seite 63) Eingehend vergleicht Th. Morus und Platon: Dr. Lina Beger in der Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1879, p. 187 ff., 407 ff.

28) (Seite 63.) W. Müller, Die Entdeckung Amerikas und die ersten Erscheinungen des modernen Kommunismus (31 S. Stade, 1892). Über die Beziehungen des Glaubens an das Paradies zur Entdeckung der neuen Welt siehe Ruge, Columbus (Dresden, 1892), p. 141—143.

29) (Seite 53, 63) Daß Gold weniger geschätzt sei als Eisen, wird mehrfach berichtet, siehe W. Müller, a. a. O. p. 20, dazu aus dem Altertum Heliodor, Aethiop. III, 1. a. E. Herodot III, 23. Rohde, Griechischer Roman, p. 206, Note 2.

30) (Seite 65) Hase, Das Reich der Wiedertäufer (2. Auflage. Neue Propheten, 3. Heft), 1860, und die übrige große Wiedertäuferlitteratur. Für den Zusammenhang zwischen „Religion und Revolution" vgl. das diesen Titel führende Werk von G. Maisch (Leipzig, Werther, 1892).

31) (Seite 71) Doni (1513—74), früher Mönch, später Buchdrucker in Florenz und Venedig, schrieb: I mondi celesti, terrestri e infernali degli academici Pellegrini (1552), vgl. Notiz bei Kleinwächter p. 48. Ein andres Werk, das weder Mohl noch Kleinwächter erwähnen, ist: La città felice von M. Francesco Patritico (Venedig, 1553), „das flachste, abgedroschenste, materiellste Gewäsche, was sich denken läßt.“ Das Lebensideal ist der Materialismus, die Stadt, das Essen u. s. w. wird beschrieben, alles scheint zum Vorteil bevorzugter Stände („Bürger“) eingerichtet. Eine Auskunft hierüber gab uns nur Carriere, Philosoph. Weltanschauung der Reformationszeit (1847) p. 316.

Bodins République (Paris, 1577) kann man nicht, wie Sudre thut, als Utopie ansehen — sie ist ein rein wissenschaftliches Werk (s. Baudrillart, Jean Bodin, 1853. Bluntschli, Gesch. d. allg. Staatsr., 1867, p. 17 ff. Gierke, Althusius, 1880, p. 151).

32) (Seite 71) Eine vorzügliche Abhandlung über Campanella gab Sigwart in den Preuß. Jahrb. XVIII p. 526 ff., woran sich die Darstellung oben hauptsächlich anschließt. Außerdem ist benutzt: Baldachini, Vita di C. (Napoli, 1847), und Carriere, Weltanschauung der Reformationszeit, p. 522—608. Die Civitas Solis findet sich in der Philosophia realis, Pariser Folioausgabe (1637) II, außerdem in den Disputationes (1637) und einzeln, zuerst wol. Frankfurt 1620, dann Utrecht 1643. Französ. Übersetzungen von Villegardelle (1841) und Œuvres choisies de C. von Colet (1844). Deutsche Übersetzung: Darmstadt 1843. [Troebst, Sonnenstaat (Weimar, 1860) ist dem Verf. nicht bekannt geworden.]

33) (Seite 86, 88) Sigwart a. a. O.

34) (Seite 88) Hauptquelle für die Lebensbeschreibung Andreaes ist die Vita ab ipso conscripta. Ed. Rheinwald (Berlin, 1849) u. Hoßbach: J. V. Andreae und sein Zeitalter (Berlin, 1819). Über seine Schriften vlg. Illgen, Zeitschr. f. histor. Theologie, VI, p. 1.

35) (Seite 100) Über den Religionswechsel Besolds s. Hoßbach a. a. O. p. 191 ff. und bes. Mosers patriot. Archiv III, p. 431—72 und üb. den Juristen B. im allgem. s. Muther i. d. Allg. deutschen Biographie II, p. 556. (Weitere Nachweise in Holtzendorffs Rechtslexikon I, p. 340.)

36) (Seite 104) Das Hauptwerk, das oben nur noch zum Teil verwertet werden konnte, ist ganz neu und beruht auf gründlichsten Studien: J. Pfotenhauer, Die Missio-

nen d. Jesuiten in Paraguay (I 1891, II 1892, III noch nicht erschienen). Beste Litteratur- und Quellenübersicht daselbst I, p. 9—14. Für die obige Darstellung ist besonders benutzt die treffliche kleine Schrift von Gothein, Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay (1883), außerdem Ibagnez, Jesuit. Reich in P. durch Originaldokumente bewiesen. A. d. Italien. (Köln, 1774) Juan de Escadon und B. Nußdorfer, Gesch. v. Paraguay (Leipzig, 1769).

37) (Seite 108) Pfotenhauer a. a. O. II, p. 77 ff., 191 ff., 212.

38) (Seite 112) Nachweise giebt Pfotenhauer II, p. 145 u. 146.

39) (Seite 117) Außer der bekannten Litt. üb. Pombal (Oppermann 1845, Smith, Memoirs of P., London, 1843. Carnota, Marquis P., 2. Aufl., London, 1871), vgl. neuerdings vom jesuitischen Standpunkte, B. Duhr, Pombal (Freiburg, 1891).

40) (Seite 121) Shakespeares Szene 1 d. 2. Akt des „Sturmes" stützt sich unzweifelhaft (fast wörtlich) auf Florios Übersetzung des Montaigne betitelt: The Essayes or Morale Politike and Military Discourses, Buch I, Kap. 30 (über die Kannibalen). Vgl. Simrock, Quellen des Sh. (2. Aufl. 1870), II, p. 335. Hense, Sh. (Halle, 1884), p. 461. Caro in Kölbings engl. Studien, II, p. 177. Gervinus, Sh. (4. Aufl. 1872), II, p. 411. J. Meißner, Über Shakespeares „Sturm" (Dessau, 1872), p. 58 ff.

41) (Seite 121) Heywood, The golden age, 1611 (drei weitere Stücke 1613 u. 1622), veröffentlicht von der Shakespeare society, Bd. 46.

42) (Seite 122) Nova Atlantis in allen Ausgaben von Bacons Werken (Londoner Folioausg. 1753, Bd. III, Ausgabe von 1870 ebenfalls Bd. III). Übersetzung mit Anmerkungen ist St. Johns Übersetzung der Utopie (London, 1850) beigegeben. Die Werke über Bacon bieten wenig über die Neu-Atlantis. Erste deutsche Übersetzung von R. Walden (Berlin, 1890; als 4. Heft der Beiträge zur Vorgeschichte der Freimaurerei, mit der die Neu-Atlantis öfter in Verbindung gebracht worden ist).

43) (Seite 127) Der Inhalt von Barclays Roman ist kurz folgender: Die Heldin, Argenis, ist die Tochter des Königs Meleander von Sicilien (Frankreich), das den Schauplatz von Unruhen abgiebt, durch die Lycogenes (Herzog von Guise) die Hand der A. und die Krone Siciliens zu gewinnen trachtet. An Meleanders Hof lebt

seit einiger Zeit ein Prinz unbekannter Herkunft, wegen seiner herrlichen Eigenschaften beim König beliebt, von Lycogenes gefürchtet, gehaßt und verleumdet. Es gelingt diesem Aufrührer, den Poliarchus zu vertreiben und ihn zur Flucht nach Italien zu zwingen. Jetzt tritt Archombrotus in den Vordergrund, ein gleichfalls unbekannter Prinz, der an Meleanders Hof mit Poliarchus befreundet wird und dem König Meleander das von des Lycogenes Anhängern bedrohte Leben rettet. Auf seinen Rat soll der verbannte Poliarchus wieder herbeigerufen und durch einen kostbaren Armring versöhnt werden. Allein der Armring trifft den Poliarchus nicht mehr in Italien. Dieser hatte ein Fahrzeug bestiegen, das ihn nach seiner Heimat bringen sollte. Sturm, dann Rettung auf ein Seeräuberschiff, dessen Insassen Poliarchus, weil sie ihn fesseln wollen, teils niedermacht, teils in Ketten legt. Da er im Besitz der Piraten den geraubten Schatz der Königin von Mauritanien, Hyarisbe (Elisabeth von England) vorfindet, so eilt er dahin, um ihn der Eigentümerin zuzustellen.

Mittlerweile geht Meleander gegen die Mitverschworenen des Lycogenes vor und läßt zwei derselben hinrichten. Lycogenes gerät in Wut und reißt die Mehrzahl der sicilischen Städte zu offner Gewalt hin. Meleander wird schwer bedrängt, als Radirobanes, der König von Sardinien (Spanien), mit einem Kriegsheer zu seiner Hilfe erscheint. Radirobanes (Philipp II.) und Archombrotus schlagen einen ungemein anschaulich geschilderten nächtlichen Überfall ab: Lycogenes wird überwunden und getötet.

Aber der Retter Radirobanes begehrt nun als Siegespreis die Hand der Argenis. Neue Verwicklungen, wiederholte Abweisung. Endlich beschließt Radirobanes die Entführung, die aber durch den eifersüchtigen Archombrotus vereitelt wird. Nun aber will dieser Argenis heiraten. Meleander dringt in ihn, seine Herkunft zu entdecken, aber Archombrotus ist durch einen Schwur gebunden. Doch gesteht er zu, fürstlicher Abkunft zu sein, und Meleander erklärt ihn für den Bräutigam seiner Tochter. Diese, unglücklich durch den Beschluß des Vaters, setzt in einem rührenden Briefe Poliarchus ihre trostlose Lage auseinander und beschwört ihn, sie von Archombrotus zu befreien. Der Brief wird dem Vertrauten ihrer Geheimnisse, Arsidas, übergeben, der ihn dem Poliarchus einhändigen soll. Arsidas macht sich auf den Weg und begegnet mit seinem Schiff einer Flottenabteilung, deren

Kommandant ihm die Jugendgeschichte seines ihm mit der Hauptflotte nachfolgenden Königs erzählt. Arsidas ist hoch erfreut, denn er erkennt aus dem Bericht, daß es sich um Poliarchus handelt. Aber auch in diesem Roman geht es nicht ohne den Sturm: beide Flotten werden getrennt und Poliarchus nach Mauritanien verschlagen, wo er eben rechtzeitig eintrifft, um Hyarisbe von dem sie bekriegenden Radirobanes zu befreien. Radirobanes fällt nach blutigem Kampfe durch die Hand des Poliarchus; dieser selbst wird tötlich verwundet. Mittlerweile langt Archombrotus mit seiner sicilischen Streitmacht in Mauritanien an, um seiner Mutter Hyarisbe zu helfen. Dies ist nicht mehr nötig, und beide nahen dem wundkranken Poliarchus, um ihm für seine Wohlthaten zu danken. Nun aber findet Archombrotus in diesem, und dieser in ihm seinen Nebenbuhler. Es kommt zu einer erregten Szene. Doch Hyarisbe tritt dazwischen, sie bändigt den Sohn und beschwichtigt den Freund und Retter und übergiebt beiden ein Schreiben an Meleander, das schließlich die Wirren löst und Argenis und Poliarchus untrennbar verbindet.

Dies ein kurzer Auszug nach der neuerdings erschienenen guten Übersetzung von G. Waltz (München, 1891); siehe auch Dunlop, History of fiction, deutsche Ausgabe, p. 343.

44) (Seite 128) Harringtons Buch führt den Titel: The Commonwealth of Oceana. To his highnes the Lord Protector of the Commonwealth of England, Scotland and Ireland. Die Ausgabe ist von John Toland besorgt (Folio, 1700). Ein Kupfer ist vorgedruckt, das in der Mitte Harrington, als Vignetten Moses, Solon, Confucius, Lykurgus, Numa, Brutus, Wilhelm III. zeigt und die Unterschrift trägt: J. Tolandus libertati sacravit. Der Schlüssel ist folgender:

Andoxus — König Johann
Convallium — Hamton Court
Coranamus — Heinrich VIII.
Disotom — Richard II.
Emporium — London
Halcionia — Themse
Halo — Whitehall
Hiera — Westminster
Leviathan — Hobbes
Marpesia — Schottland
Morpheus — Jakob I.
Mons Celia — Windsor
Neustrians — Normannen
Alphaeus Megaletor — Cromwell.
Panopaea — Irland.
Pantheon — Westminster-Hall
Panorgus — Heinrich VII.
Scandians — Dänen
Teutons — Sachsen
Verulamus — Baco

S. über Harrington (insbes. im Vergleich mit Hobbes) Reybaud II, p. 370 ff. u. außer Mohl die Note 25 erwähnte Schrift Roschers p. 53 ff.

45) (Seite 133) Über die staatswissenschaftl. Schriften und Ansichten jener Zeit, insbes. üb. Milton s. Treitschkes hist. und polit. Aufsätze I.

46) (Seite 135) Körting, Gesch. d. franz. Romans im 17. Jahrh. (1885) I. II. Bornhak, Gesch. d. franz. Litt. (1886).

47) (Seite 136) Histoire des Sevarambes, peuples qui habitent une partie du troisième continent communément appellé la terre australe. Contenant une relation du gouvernement, des mœurs, de la religion et du langage de cette nation, inconnue jusqu'au présent aux peuples de l'Europe. Erste Ausgabe 1677 in 5 Bändchen. Dann 1702 u. 1716. Kleinwächter benutzte eine Ausgabe ohne Jahreszahl in 2 Bänden mit durchlaufender Paginierung. (Amsterdam, Mortier). Verfasser konnte außer der erstgenannten (aus der Universitäts-Bibliothek zu Tübingen) ebenfalls eine zweibändige aus der Bibliothek eines hervorragenden Nationalökonomen benutzen, die jedoch nicht durchpaginiert und in Amsterdam 1702 bei Estienne Roger erschienen ist. (Der erste Band enthält Teil I—III, S. 1—105, S. 106—207, S. 208—333, der zweite Band Teil IV—V, S. 143 bis 303.) In diesem Exemplare fand Verf. eine drei Seiten lange schriftliche offenbar aus dem vorigen Jahrhundert stammende Notiz über die Autorschaft. Man habe das Werk einem Engländer d'Allais zugeschrieben; dies sei jedoch irrig, es sei par un provincial Veiras verfaßt; verwiesen wird auf Mr. le Clerc Biblioth. choisie XXV, 402 u. Stolls Anleitung z. Historie der Gelahrtheit Kap. V, § 55 p. 758. Dann heißt es: „Morhof, der Isaac Vossium pro auctore gehalten in Polyhist. T I C 1. C 8 § 23 hat den Auctoren zum Atheisten gemacht, welchem aber Christ. Thomasius im Dec. seiner freymütigen Gedanken über allerhand Bücher 1689 nicht beystimmen will." Auch auf Gundling in einem geschriebnen Diskurs über Pufendorff de hom. et civ. officio und Joach. Teller Decus historiae praestantiss. in notis ad Hornii Prof. Hardensis in Geldria Orbem imperantem wird verwiesen und erwähnt, „der Verfasser Allais sei ein kluger Kerl und französischer Sprachmeister gewesen, der die Lords informiret."

48) (Seite 145) Les aventures de Jacques Sadeur dans la découverte des terres australes" erschien zuerst in Genf 1676, später öfter, auch i. d. Sammlg. d. voyages

imaginaires; S. Bayle, Dictionnaire, Art. Sadeur. Mohl, p. 194 Note 2. Kleinwächter p. 22.

49) (S. 147) Mandeville, Fable of the bees or private vices made public benefits (1723), französisch u. d. Tit. La fable des abeilles ou les fripons devenus honnêtes gens in zwei Bänden, in denen die Fabel mit Moral Bd. I, p. 1—34, der Kommentar alles übrige — Bd. I, p. I—XXXIII, p. 35—316 u. Bd. II 361 S. — einnimmt. Vgl. Lange, Gesch. d. Materialismus (2. Aufl. 1873) I, p. 421 und 75, II, p. 564 Note 4.

50) (Seite 148) Fénélons Telemach erschien zuerst 1698 furtivement, dann 1700 und unzählige male. Vgl. die Biographie v. Bausset (Paris, 1808, 1856, 1862, deutsch von Feder. Würzburg, 1811—13).

51) (Seite 155) Ramsay, Les voyages de Cyrus. Histoire morale (Paris, 1727), auch ins Englische übersetzt. — Eine Satire darauf: La nouvelle Cyropédie ou réflexion de Cyrus sur ses voyages (1728), bald darauf: Pervetti, Le repos de Cyrus. Vielleicht kann man auch in diese Gruppe rechnen „Der König auf Reisen, oder Beobachtungen über Völkerglück," Gera, 1786 (aus dem Französischen übersetzt, Reisen des Königs Meles von Lydien und seines Vertrauten Ismin schildernd (252 S.).

52) (Seite 155) Abbé de Terrasson, Sethos, histoire ou vie tirée des monumens anectodes de l'ancienne Egypte. 2 Teile. Amsterdam, 1732. (Inschrift Nutrimentum spiritus p. 70 dieser Ausgabe.)

53) (Seite 160) Sethos war nach einer Eintragung in dem der Kgl. Bibliothek zu Berlin gehörigen, aus der Bibliothek Mejan stammenden Exemplar eine Lieblingslektüre Friedrichs des Großen. S. Dunlop, History of fiction (deutsche Ausgabe p. 345). Die Eintragung rührt jedoch nicht, wie dort bemerkt ist, von Kustos Siebel her und ist — nach einer amtlichen Auskunft der Bibliotheksdirektion — wohl überhaupt nicht auf der Kgl. Bibliothek gemacht worden.

54) (Seite 162) Die von Flögel, Kom. Litt. II. 980 erwähnte Tabula von Utopien soll vom kaiserlichen General Schnebelin angefertigt sein und ist im Stile der Homannschen Landkarten entworfen. Ein im Besitze des Verfassers befindliches Exemplar trägt die Inschrift: Accurata Utopiae tabula, d. i. der neuentdeckten Schalckwelt oder des so oft benannten doch nie erkannten Schlaraffenlandes neuerfundene lacherliche Landtabell, worinnen u. s. w.

55) (Seite 162) Über Ophir (2. Chron. 9, 21. 1. Kön. 9, 28, 10. 2. Chron. 8, 18. 9, 10. 1. Chron.

29, 4. Hiob 28, 16. (22, 24, Ps. 45, 10. Jes. 13, 12) siehe Herzogs Enzyklopädie XI, 64. Die Sprachforschung weist entschieden auf Indien hin, da die a. a. O. gebrauchten Ausdrücke nicht hebräischen Ursprungs sind.

56) (Seite 165) Der hier — vielleicht das erstemal ausgesprochne und jedenfalls Jahrhunderte wieder eingeschläferte — Gedanke ist in unsrer Zeit durch die Eisenacher Konferenz von oben und durch den Evangelischen Bund aus dem Volke heraus neu belebt worden. Beide haben ihre Organe; jene das „Allgemeine Kirchenblatt für das evangelische Deutschland“ seit 1852 (siehe u. a. 1891, Seite 649 über die Wirksamkeit), dieser seit 1887 die „Kirchliche Korrespondenz für die Tagespresse.“ Auch in der Litteratur treten neuerdings deutsch-evangelische Einheitsbestrebungen hervor (Lechler u. a.).

57) (Seite 166) Der Stil erinnert unwillkürlich an die Verordnungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. an ihre „Justizbedienten,“ z. B. an die vom 31. Dezember 1746 (abgedruckt u. a. in Mathis juristischer Monatsschrift XI, p. 191. Bornemann, Zivilrecht I, p. 6). Vgl. im allgemeinen auch Trendelenburg, Friedrich der Große und Cocceji (1863).

58) (Seite 168) Über die Zustände in den Zuchthäusern jener Zeit siehe u. a. Krohne, Lehrbuch der Gefängniskunde (1889), p. 11 ff. und Streng, Studien (1886), p. 31 ff. — Der praktische Wert der Statistik wurde damals zuerst hervorgehoben und zwar durch Seckendorff (siehe Preuß. Jahrbücher XII, p. 251—272). Man wird überhaupt bei der Lektüre Ophirs mehrfach an das berühmte Werk des ersten Kanzlers der Universität Halle, Seckendorff, der deutsche Fürstenstaat (1655) erinnert.

59) (Seite 168) Vgl. Strafgesetzbuch für Newyork vom 26. Juli 1881, § 259 ff.

60) (Seite 169) Über die frühern Judengesetze siehe z. B. Stobbe, Die Juden in Deutschland (1866), Weiskes Rechtslexikon V, 813 ff., Holtzendorffs Rechtslexikon II, p. 416, 417.

61) (Seite 169) Die neusten Bestrebungen der Kriminalisten richten sich überall auf strengere Bestrafung des Rückfalls (insbesondre beim Diebstahl), vgl. z. B. Actes du congrès pénitentiaire international de St. Petersbourg (St. Petersburg, 1892) I, p. 321 ff., 383 ff. Sacker, Der Rückfall (1892). André, La récidive (Paris, 1892).

62) (Seite 170) Über das späte Entstehen eigentlicher Forstwirtschaft und Forstwissenschaft vgl. z. B.

Berg, Geschichte der deutschen Wälder bis zum Schlusse des Mittelalters (1871). Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens (1879).

63) (Seite 171) Gerade in jener Zeit erfolgten in Frankreich (1671) und im deutschen Reiche die strengsten, jedoch wirkungslosen Duellgesetze, vgl. Cauchez, Du duel (Paris, 1846) I, p. 199—233. Zimmermann, im „Gerichtssaal" 1872, p. 416 u. a. m.

64) (Seite 173) Über die Idee des Wohlfahrtsstaates siehe besonders L. v. Stein, Verwaltungslehre Band II, p. 12 ff. Kirchenheim, Einführung in das Verwaltungsrecht (1885), p. 15 ff. Marchet, Studien über die Entwicklung der Verwaltungslehre (1885).

65) (Seite 175) S. Kaweran, Aus Halles Litteraturleben (Halle, 1888).

66) (Seite 177) Vgl. Prutz, L. Holberg p. 216 ff.

67) (Seite 190) Das Fragment aus dem Reisetagebuche Tanians in der Tanachitischen Bibliothek enthält eine Reihe köstlicher Stellen. Es wird z. B. berichtet, wie in Europa viele Bucklige „Wohlgeboren" genannt werden, (vgl. oben S. 182), wie in Rom ein Oberpriester existiert, der die verdammen kann, die Gott losspricht, und umgekehrt. In den meisten Gegenden versteht Gott nur eine Sprache, nämlich lateinisch. Die Hauptgegenstände des europäischen gelehrten Unterrichts sind Schuhe, Halsketten, Gebräuche und Thorheiten einiger ausgestorbnen Nationen. In den südlichen Gegenden werden runde Kuchen zur Schau in kostbaren Gehäusen herumgetragen, von denen die Priester schwören, sie seien Gott. Selbst die Bäcker, denen der Teig, woraus sie geknetet wurden, noch an den Händen klebt, behaupten, diese Brötchen hätten die Welt erschaffen (diese Stelle hätte der Strafkammer in Cleve zur Lektüre empfohlen werden können, man vergleiche den ersten Thümmelprozeß, Erkenntnis des Reichsgerichts vom 30. April 1883). Unter den Gelehrten stehen diejenigen in großer Achtung, die den einfachen Sinn der Sätze so zu drehen wissen, daß das Deutliche undeutlich und verworren wird. Die Engländer spitzen den Verstand so, daß er überschnappt — einen Dienst des Hengstes bezahlt man dort besser als die lebenslängliche Arbeit des Geistlichen.

Portugal ist so unsicher an Europa angeklebt, daß es beim nächsten Erdbeben in Amerika wiedergefunden werden wird.

Noch findet sich ein Volk in Europa, das zwar keine Länderbesitzungen, aber desto größere Reichtümer hat.



Was die glänzenden Mistkäfer sind, das ist dieses Volk unter den Europäern: sie wissen aus allem Gold zu suchen. Sie selbst halten sich für die Auserwählten Gottes. Von ihnen haben die Europäer die Religion, die Wechsel und die Flöhe. Die Stelle über Deutschland lautet (p. 234):

Dieser Staat wird das heilige Römische Reich genannt. Da es aber weder heilig noch römisch, am wenigsten reich mehr ist, so ist es ein leerer Titel, wie überhaupt die ganze Nation sehr an der Titelsucht darniederliegt. Dieser Hang macht nicht nur ihre Sprache im Öffentlichen durch die Weitschweifigkeit unverständlich, sondern es hat sich zugetragen, daß Reichstagsversammlungen haben auseinander gehen müssen, weil man über die Ordnung, in welcher die Gesandten sitzen sollten, nicht hat können einig werden. Obgleich dieser Staat einen König hat, der sich Kaiser und allezeit Mehrer des sich immer mindernden Reichs nennt und diesen Titel daher nur haben könnte, insofern die Herrn von Gottes Gnaden sehr oft incognito Vermehrer ihrer Staaten sind, so kann man ihn doch ein vielköpfiges Untier nennen [Pufendorffs „Monstro simile corpus!"], das eine Musterkarte von allen Verfassungen, von abgerißnen und zusammengeflickten, geerbten und geraubten, großen und kleinen Ländern auf seinem geduldigen Rücken trägt. Auch stellt das Reich eine Armee so bunt wie ein Farbenkasten, da es Fürsten giebt, welche nur Einen Mann stellen, der die Armee und den Generalstab seines Landes in einer Person vereinigt. Fast jede bedeutende Stadt hat das Münzrecht, dessen Ausübung den meisten wieder untersagt ist. Man hat unendlich viele Schriften über die deutsche Reichsverfassung, weil die Deutschen Preßfreiheit, d. i. durchgängig die Erlaubnis haben, über Dinge zu schreiben, die nicht mehr sind! Gewiß ein schönes Vorrecht, denn ***

Hier zeigt das Werk, wie so oft, eine Lücke durch Zernagung, Flecke u. s. w.

68) (Seite 192) Über die Quellen Gullivers s. Hettner, Litteraturgeschichte, 4. Aufl., p. 339 ff. 342. Siehe auch die Biographie Swifts von Craik (London, 1882) u. R. M. Meyer, Swift u. Lichtenberg (Berlin, 1884).

69) (Seite 193) Über die Robinsonaden vergl. außer Hettner a. a. O. p. 305 u. Scherer, Gesch. d. deutschen Litt. p. 385 ff., jetzt das (während des Druckes) erschienene Buch von Kippenberg, Robinsonaden in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (Hannover, 1892). Das sozialpolit. Werk des Verf. des Robinson (an essay on projects, 1697), das mit seinen kühnen Vorschlägen

und in seiner polizeistaatlichen Auffassung zu interessanten Vergleichen mit den Utopien anregt, ist unter dem Titel „Soziale Fragen vor zweihundert Jahren“ kürzlich in deutscher Übersetzung von H. Fischer (Leipzig, Hirschfeld 1892) erschienen.

70) (Seite 194) Über Cyrano de Bergerac (1620 bis 1655) s. Körting, Geschichte des französ. Romans II, p. 173 ff. — Jules Verne wird mit Holberg verglichen von Kleinwächter in der „Neuen Freien Presse“ Nr. 5372. S. auch Höncher, Fahrten nach Mond und Sonne (Oppeln, 1887).

71) (Seite 196) Naufrage des isles flottantes ou Basiliade du célèbre Pilpai. Traduit de l'Indien par Mrs. M******. I. Bd. XLI, 216 pp., II. Bd. 307 pp. Mes sine par une société de libraires, 1753. Pilpai oder Bidpaï ist der indische Philosoph und Fabeldichter, der als Verf. der Pantschatantra gilt (Übersetzungen derselben von Werber 1801, Volgraf 1803, Benfay 1853). Vergl. Max Müller, Essays, Bd. III.

72) (Seite 197) Man vergleiche z. B. p. 18 ff., 31, 33, 68. Ses désirs n'étoient point derèglés parce qu'ils étoient aussitôt satisfaits que conçus (p. 31). — Arrêtez, s'écria l'Amante, satisfaites ma curiosité: j'allois vous demander, pourquoi cette différence que la Nature .... Mais quoi! Vous redoublez encore vos caresses ... Ah! cessez, ou je vais expirer ... Ah je me meurs ... quelles ravissantes délices ... so geht es mit „!“ und „....“ beinahe eine Seite weiter, und p. 33 heißt es gar: „On ignorait les termes infames d'inceste, d'adultére et de prostitution: ces nations n'avaient point d'idées de ces crimes: la sœur recevoit les tendres embrassements du frère sans en concevoir d'horreur. L'âge, le respect, des désirs satisfaits, et non la crainte du forfait empêchaient une mère de recevoir de son fils des carresses qui lui rendissent un époux enlevé par le trépas, un père n'étoit point épris des charmes naissans de sa fille u. s. w.

73) (Seite 199) Gute neue Ausgabe: Code de la nature par Morelly. Réimpression complète augmentée des fragments importants de la Basiliade avec l'analyse raisonnée du système social de M. par Villegardelle. Paris, 1841. p. 215. Über Morellys Leben ist sehr wenig bekannt. Er soll schon 1751 ein Werk Le Prince, système d'un sage gouvernement (2 Bde.) geschrieben haben. Vergl. Firmin-Didots Nouvelle Biographie, Bd. 36, p. 541 ff.

74) (Seite 211) La république des philosophes ou histoire des Ajaoiens. Ouvrage posthume de Fontenelle (1768). — Etwa gleichzeitig mit Morelly erschienen die im Texte nicht berücksichtigten, von einem römisch-katholischen Priester Simon Berington (nicht Bischof Berkely, s. Lewis, Methods, II, p. 373 Note 103) herrührenden Denkwürdigkeiten des Gaudentius von Lucca (Amsterdam 1753), die die Mezzoranier schildern und das Ideal in vollendeter Sittlichkeit und patriarchaler Staatsform erblicken. Vgl. Mohl, p. 194; Kleinwächter, p. 13.

75) (Seite 212) Diese Einrichtung ist thatsächlich dem Rechte der Masai und Wakuafi bekannt. Vgl. Post, Afrikan. Jurisprudenz (1887) I, p. 311.

76) (Seite 213) Rétif de la Bretonne scheint hauptsächlich etwas freie Romane und Halbromane verfaßt zu haben, wie aus Wolff, Geschichte des Romans (1841) p. 341 ff. und Hayn, Biblioteca erotica (1885) p. 252 bis 254 zu entnehmen ist. Der oben genannte Roman ist unter dem Titel „Der fliegende Mensch" in deutscher Übersetzung von W. C. S. Mylius (mit satirischem Titelkupfer) in Dresden 1784 erschienen. — Über den Gedanken der Luftschiffahrt und seine Verwirklichung in jener Zeit vergl. bes. die Werke von Tissandier, La navigation aérienne (Paris, 1886) und Histoire des ballons (1887).

77) (Seite 216) Entretien d'un Européen avec un insulaire du royaume de Dumocala par sa Majesté le R. D. P. (Anfang der fünfziger Jahre. Benutzte Ausgabe von 1755.)

78) (Seite 219) L'an deux mille quatrecent quarante. Rêve s'il en fut jamais. A Londres 1772 (458 p.). Über die Zeit des Beginnes der Ausarbeitung s. die Note p. 14 dieser Ausgabe. — Mohl benutzte eine Ausgabe „Amsterdam, 1771." Das Werk erschien auch in deutscher Übersetzung: Das Jahr 2440.

79) (Seite 221) Die glückliche Nation oder der Staat von Felizien. Ein Muster der vollkommensten Freiheit unter der unbedingten Herrschaft der Gesetze. Aus dem Französischen (?). Leipzig, 1794. 2 Bde.

80) (Seite 222) Vgl. Kants (drei Jahre später erschienene) Rechtslehre, z. B. Einleitung § C. ff.

81) (Seite 223) Hier zeigt sich eine ganz merkwürdige Übereinstimmung mit der Auffassung der modernsten Staatsrechtslehrer, z. B. dem Lehrb. d. deutschen Staatsrechts v. H. Schulze (1885) § 16. — Über die angedeu-

teten Fragen des „fingierten Volkswillens“ rc. i. u. a. Kirchenheim, Lehrbuch d. Staatsrechts. (1887) p. 243.

82) (Seite 224) Der Gedanke einer Bürgerweihe ist bes. v. Bluntschli in der „Gegenwart“ (August 1874) und in seiner Politik (Bd. III der Staatslehre, 1876) p. 427 vertreten worden.

83) (Seite 228) Über den Einfluß von Morelly auf Babeuf und die französische Revolution interessante Nachweise bei Sudre a. a. O. p. 215 ff. und Reybaud, Les réformateurs (s. oben Note 1) II, p. 423 ff. Pièces justificatives de la conjuration de Babeuf.

84) (Seite 231) Man kann das oben gesagte z. B. belegen durch den Hegelianer K. Rosenkranz, der in seiner Selbstbiographie „Von Magdeburg bis Königsberg“ (1875) p. 107 als Aufsatzthema erwähnt: „Schilderung einer glücklichen Insel im Ozean.“

85) (Seite 231) Die umfangreiche Litteratur über die oben genannten Utopisten kann hier selbstverständlich nicht angeführt werden. Man vergleiche außer den neuen Handbüchern der Nationalökonomie und den im Erscheinen begriffenen Werken von Warschauer und J. Wolf die Nachweise in L. v. Steins Gesch. d. sozialen Bewegung in Frankreich (1850) Bd. III und bei Reybaud, Les réformateurs (s. oben Note 1). Die Titel der in Betracht kommenden Werke der drei genannten sind genauer: Owen, New views of society (1812), Fourier, Théorie des quatre mouvements (1801) und Traité de l'association domestique agricole (1812). Seine Zeitschrift: Le Phalanstère (seit 1836), (vergl. Pellarin, Ch. Fourier, 5. Aufl. 1871). Saint Simons Werke wurden 1868 durch eine besondre Gesellschaft herausgegeben. Für die Verbreitung des Fourierismus in Amerika: Godwin, Parke, popular view of the doctrins of F. (New-York, 1844). Die Geschichte des St. Simonismus schrieb Villemain, Histoire rc. (1847).

86) (Seite 234) Über die Emanzipationsromane in der Mitte des 19. Jahrhunderts vergl. Wolff, Gesch. des Romans (1841) p. 619 ff.

87) (Seite 240, 241) Cabets Voyage en Icarie erschien 1842, 5. Aufl. 1848, deutsch von Wendel Hippler (1847). Vergl. A. Shaw, Ikaria, deutsch von Jacobi (Stuttgart, 1886).

88) (Seite 256) H. Semler, Gesch. des Sozialismus und Kommunismus in Nordamerika (Leipzig, 1880). Nordhoff, Communistic societies of the United States (London, 1875).

89) (Seite 258) Brisbane, The social destiny of men (1840) und in der New York Tribune, in der die Anhänger Fouriers seit 1842 eine Spalte für Propaganda gepachtet hatten.

90) (Seite 258) Vgl. Knortz, Die christl.-kommunistische Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien und Neue Mitteilungen über Nik. Lenaus Aufenthalt u. s. w. (Leipzig, Wickt, 1892). Mit Lenaus Aufenthalt bei den Rappisten beschäftigt sich auch der Roman von Luise Zehnder-Weil: „Geläutert" (München, 1889) und der in Reclams Bibliothek erschienene Roman von F. Kürnbürger „Der Amerikamüde," wo Lenau als „Moorfeld" auftritt.

91) (Seite 259) E. Bellamy, Ein Rückblick aus dem J. 2000 auf 1887 (Titel des amerikan. Originals: Looking Backward, 1888). Übersetzung nach d. 301. Tausend der amerikan. Originalausgabe von G. v. Gižycki (Leipzig, Reclam [1890], Nr. 2661/62). 1889 erschien eine verstümmelte Bearbeitung v. G. Motkowsky: „Eduard Bellamy. Alles verstaatlicht." Sozialpolitischer Roman. Berlin. R. Eckstein. — Weitere Ausgaben in der „Illustration," Juli 1889/90. (Wien, Steiner) und Übersetzung von Fleischmann. Leipzig, Wigand, 1890.

92) (Seite 262) Der Schluß von Bellamy ist in der Reclamschen Ausgabe verändert. Hier ist das Erwachen im 19. Jahrhundert ein Traum, wovon Mr. West wirklich im 21. Jahrhundert erwacht.

93) (Seite 263) Über und gegen Bellamy sind zu nennen: Erdmannsdörffer, H. E., Ein Phantasiestaat. Vortrag im deutschsozialen Reformverein in Leipzig. Leipzig, Werther, 1891. Herrn Friedrich Osts Erlebnisse in der Welt Bellamys. Herausgegeben von K. Wilbrandt. Wismar, Hinstorff, 1891. Ein Rückblick aus d. Jahr 2037 auf d. J. 2000. Aus d. Erinnerungen d. Mr. Julian West, hrsg. v. E. Müller. Berlin, Ulrich, 1891. Ed. Löwenthal, Der Staat Bellamys und seine Nachfolger. Berlin, Muskella, 1892. R. Michaelis, Ein Blick in d. Zukunft. Leipzig, Reclam, Nr. 2800. Tiburtius, Bellamy als Lehrer. Berlin, Bibl. Bureau (38 S.), 1892. Philipp Laicus, Etwas später. Mainz, 1891. (208 S.) Dies Werk hat zwar einen richtigen Grundgedanken, nämlich daß die vollkommensten Einrichtungen nichts sind, wenn die soziale Kraft sich nicht auf die sittliche Kraft (den Glauben an einen persönlichen Gott) stützt, ist aber sonst durchaus in jesuitischem Geiste gehalten, läßt den letzten Hohenzollern in einer Schlacht fallen, einen Aufstand der Katholiken wegen Erziehungs-

fragen (S. 179) ausbrechen, Polen und den Kirchenstaat wiederherstellen u. s. w.

94) (Seite 264) Die Titel der erwähnten Schriften sind: Morris, News from nowhere. London, 1892, Reeves and Turner. Looking Ahead, Not by the Author of Looking Backward. London, 1892, Henry. Ign. Donelly, Caesars Column, sensational story of the 20th century. London, 1892. Nebenbei erwähnt wurde noch: das Maschinenzeitalter v. Jemand. Zürich, Verlagsmagazin, 1889, Kingsleys Alton Locke, wovon 1891 bei Brockhaus in Leipzig eine Übersetzung erschien, und Maurice Blocks „Ein Streik u. seine Folgen“ (deutsch v. Schwarz, Berlin, Sigismund, 1891), worin dem Leser in Verbindung mit einer Liebesgeschichte Debatten über Lohn und Unternehmergewinn, Ausschreitungen bei Arbeitseinstellungen, Schaffung von Sparkassen vorgeführt werden. Nicht erwähnt im Texte ist: Justinus, In der Zehnmillionenstadt. Berliner Roman a. d. Ende d. 20. Jahrhunders. Dresden, Pierson, 1890.

95) (Seite 264) Amersin, Das Land d. Freiheit in schlichter Erzählungsform (bildet Teil II v. Freiheit u. Tugend des reinen Menschentums). Graz, 1874. Truth, H., Am Ende d. Jahrhunderts. Basel, Schwabe, 1891. Vgl. hierzu Kleinwächter p. 104. Der Titel der Kurd Laßwitzschen S. 3 u. S. 264 erwähnten Schriften ist: Bilder aus der Zukunft (Berlin, 1879) und Seifenblasen. Moderne Märchen (Apoikis u. a. m.). Hamburg und Leipzig, 1890.

96) (Seite 265) Im Reiche der Frauen. Jedem das Seine. Berliner Volksschriftenverlag, 1891.

97) (Seite 266) Hertzka, Th., Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. Zuerst Leipzig, Duncker & Humblot 1890; eine billigere Ausgabe 1891, Dresden, Pierson. Auszug f. 10 Pf. ebenda v. Propagandakomitee. Vgl. darüber Ludassy in Grünhuts Zeitschr. f. Privat- u. öff. R. XIX, p. 645. Gegen Hertzka erschien vor allem die wohl von keinem Semitenfreunde herrührende Broschüre „Dr. Hertzkas Ostafrikanaan.“ Ein freiländischer Strahl-Reflex a. d. Spiegel eines „Klugen“, Leipzig, 1891. Schaumburg-Fleischer, u. ein Flugblatt: Ein Bremser oder der letzte Pinselstrich am Freilandgemälde. Wien IV, R. Tambour, sowie „Billet f. d. Reise nach Ostafrikanaan,“ Wien I, Schaumburg & Weiger, und Tambour, D. Reise n. Ostafrikanaan, Leipzig, Litterar. Anstalt A. Schulze, u. dgl. m.

98) (Seite 271) Die Auffassungen und Ideale der heutigen Sozialdemokratie finden sich vor allem

aufgestellt in **Bebel**, D. Frau u. d. Sozialismus; **Engels**, D. Ursprung d. Familie, d. Privateigentums, d. Staats; **Engels**, D. Entwickelung d. Sozialismus v. d. Utopie zur Wissenschaft; **Klara Zetkin**, D. Frauen d. Gegenwart; **Osw. Köhler**, D. sozialdemokrat. Staat. Mit zwei graph. Darstellungen (Nürnberg, Wörlein, 1891). — Von d. Schriften gegen Bebel sei erwähnt: Ein Gang durch Bebels Paradies bis ins tausendjährige Reich. Von E. S. (Emden, Gerhard, 1891, gut) und, da die **Frauenfrage** mehrfach berührt wurde: **Jardou**, D. Frau in Bebels Utopien (Minden, Bruns, 1892) u. **Fehling**, Rektoratsrede (Stuttgart, Enke, 1892). Da es bei näherer Prüfung von großem Interesse ist, die Forderungen der Gegenwart mit den Ideen der Utopisten zu vergleichen und wir überhaupt weniger selbst urteilen, als durch unsre Berichte weite Kreise zum Nachdenken anregen wollen, bringen wir hier noch das **sozialdemokratische Programm** (Erfurt, 1891) zum Abdruck: 1. Allgemeines gleiches direktes Wahl- und Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe aller über zwanzig Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen. Proportionalwahlsystem, und bis zu dessen Einführung gesetzliche Neueinteilung der Wahlkreise nach jeder Volkszählung. Zweijährige Gesetzgebungsperioden. Vornahme der Wahlen und Abstimmungen an einem gesetzlichen Ruhetage. Entschädigung für die gewählten Vertreter. Aufhebung jeder Beschränkung politischer Rechte außer im Falle der Entmündigung. 2. Direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechts. Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volks in Reich, Staat, Provinz und Gemeinde. Wahl der Behörden durch das Volk, Verantwortlichkeit und Haftbarkeit derselben. Jährliche Steuerbewilligung. 3. Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit. Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung. Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege. 4. Abschaffung aller Gesetze, die die freie Meinungsäußerung und das Recht der Vereinigung und Versammlung einschränken oder unterdrücken. 5. Abschaffung aller Gesetze, die die Frau in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen. 6. Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, die ihre Angelegenheiten

vollkommen selbständig ordnen. 7. Weltlichkeit der Schule. Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen, sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeiten zur weitern Ausbildung geeignet erachtet werden. 8. Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und des Rechtsbeistandes. Rechtsprechung durch vom Volk gewählte Richter. Berufung in Strafsachen. Entschädigung unschuldig Angeklagter, Verhafteter und Verurteilter. Abschaffung der Todesstrafe. 9. Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfeleistung einschließlich der Geburtshilfe und der Heilmittel. Unentgeltlichkeit der Totenbestattung. 10. Stufenweis steigende Einkommen- und Vermögenssteuer zur Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, soweit diese durch Steuern zu decken sind. Selbsteinschätzungspflicht. Erbschaftssteuer, stufenweise steigend nach Umfang des Erbguts und nach dem Grade der Verwandtschaft. Abschaffung aller indirekten Steuern, Zölle und sonstigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen, welche die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einer bevorzugten Minderheit opfern. — 11. Eine wirksame nationale und internationale Arbeiterschutzgesetzgebung auf folgender Grundlage: a) Festsetzung eines höchstens acht Stunden betragenden Normalarbeitstages. b) Verbot der Erwerbsarbeit für Kinder unter vierzehn Jahren. c) Verbot der Nachtarbeit, außer für solche Industriezweige, die ihrer Natur nach, aus technischen Gründen oder aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt Nachtarbeit erheischen. d) Eine ununterbrochene Ruhepause von mindestens 36 Stunden in jeder Woche für jeden Arbeiter. e) Verbot des Trucksystems. 12. Überwachung aller gewerblichen Betriebe, Erforschung und Regelung der Arbeitsverhältnisse in Stadt und Land durch ein Reichsarbeitsamt, Bezirksarbeitsämter und Arbeiterkammenn. Durchgreifende gewerbliche Hygiene. 13. Rechtliche Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Dienstboten mit den gewerblichen Arbeitern; Beseitigung der Gesindeordnungen. 14. Sicherstellung des Koalitionsrechts. 15. Übernahme der gesamten Arbeiterversicherung durch das Reich mit maßgebender Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung. Vgl. dazu K. Kautsky u. B. Schönlank, Grundsätze u. Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm. Berlin, „Vorwärts“ u. dagegen A. Wagner, Vortrag auf dem Ev.-sozialen Kongresse 1892 (auch besonders erschienen).

99) (Seite 271) Die neuesten Schriften der Art sind: Gregorovius, Der Himmel auf Erden (Leipzig, Grunow, 1892.) Eugen Richter, Zukunftsbilder (Berlin, 1891), wogegen F. Mehring, Herrn Eugen Richters Bilder aus der Gegenwart (Nürnberg, 1892). Eugen Richters sozialdemokratische Zerrbilder, beleuchtet von B. August (Leipzig, Thiele, 1892). Wie kam es doch? Ein von Eugen Richter vergeßnes Kapitel. Leipzig, Grunow, 1892. Vgl. für Beurteilung neuerer Schriften die Litt. Note 1 am Schluß.

100) (Seite 273) J. H. Mackay, Die Anarchisten. Zürich, Verlagsmagazin, 1891 (erscheint jetzt in einer Lieferungsausgabe in Berlin).

Als Beleg für die Worte Harrings siehe die ersten Kapitel und die Litteratur bei G. Adler, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland (1885).

101) (Seite 277 ff.) Für das Schlußkapitel kann ein Litteraturnachweis nicht geboten werden. Es stützt sich u. a. auf die gesamte in den vorhergehenden Noten, besonders in Note 1, 18, 85, 93 aufgeführte Litteratur. Siehe auch Ottomar Lorenz, Der Himmel auf Erden (Leipzig, Braun, 1892).

Die Bemerkung über die Unpopularität der Jurisprudenz bezieht sich auf den Vortrag Leonhards, Grenzboten XLVII, p. 310, 353 ff.

Die angeführte Schrift Herbert Spencers, „Von der Freiheit zur Gebundenheit“ ist von W. Bode übersetzt und 1891 bei L. Simion in Berlin in zwei Ausgaben (einer zur Massenverbreitung) erschienen.



Namenregister

Die Zahlen ohne Zusatz geben die Seiten an

---

teten Fragen des „fingierten Volkswillens“ ꝛc. s. u. a. Kirchenheim, Lehrbuch d. Staatsrechts. (1887) p. 243.

82) (Seite 224) Der Gedanke einer Bürgerweihe ist bes. v. Bluntschli in der „Gegenwart“ (August 1874) und in seiner Politik (Bd. III der Staatslehre, 1876) p. 427 vertreten worden.

83) (Seite 228) Über den Einfluß von Morelly auf Babeuf und die französische Revolution interessante Nachweise bei Sudre a. a. O. p. 215 ff. und Reybaud, Les réformateurs (s. oben Note 1) II, p. 423 ff. Pièces justificatives de la conjuration de Babeuf.

84) (Seite 231) Man kann das oben gesagte z. B. belegen durch den Hegelianer K. Rosenkranz, der in seiner Selbstbiographie „Von Magdeburg bis Königsberg“ (1875) p. 107 als Aufsatzthema erwähnt: „Schilderung einer glücklichen Insel im Ozean.“

85) (Seite 231) Die umfangreiche Litteratur über die oben genannten Utopisten kann hier selbstverständlich nicht angeführt werden. Man vergleiche außer den neuen Handbüchern der Nationalökonomie und den im Erscheinen begriffenen Werken von Warschauer und J. Wolf die Nachweise in L. v. Steins Gesch. d. sozialen Bewegung in Frankreich (1850) Bd. III und bei Reybaud, Les réformateurs (s. oben Note 1). Die Titel der in Betracht kommenden Werke der drei genannten sind genauer: Owen, New views of society (1812), Fourier, Théorie des quatre mouvements (1801) und Traité de l'association domestique agricole (1812). Seine Zeitschrift: Le Phalanstère (seit 1836), (vergl. Pellarin, Ch. Fourier, 5. Aufl. 1871). Saint Simons Werke wurden 1868 durch eine besondre Gesellschaft herausgegeben. Für die Verbreitung des Fourierismus in Amerika: Godwin, Parke, popular view of the doctrins of F. (New-York, 1844). Die Geschichte des St. Simonismus schrieb Villemain, Histoire ꝛc. (1847).

86) (Seite 234) Über die Emanzipationsromane in der Mitte des 19. Jahrhunderts vergl. Wolff, Gesch. des Romans (1841) p. 619 ff.

87) (Seite 240, 241) Cabets Voyage en Icarie erschien 1842, 5. Aufl. 1848, deutsch von Wendel Hippler (1847). Vergl. A. Shaw, Ikaria, deutsch von Jacobi (Stuttgart, 1886).

88) (Seite 256) H. Semler, Gesch. des Sozialismus und Kommunismus in Nordamerika (Leipzig, 1880). Nordhoff, Communistic societies of the United States (London, 1875).

89) (Seite 258) Brisbane, The social destiny of men (1840) und in der New York Tribune, in der die Anhänger Fouriers seit 1842 eine Spalte für Propaganda gepachtet hatten.

90) (Seite 258) Vgl. Knortz, Die christl.-kommunistische Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien und Neue Mitteilungen über Nik. Lenaus Aufenthalt u. s. w. (Leipzig, Wicst, 1892). Mit Lenaus Aufenthalt bei den Rappisten beschäftigt sich auch der Roman von Luise Zehnder-Weil: „Geläutert“ (München, 1889) und der in Reclams Bibliothek erschienene Roman von F. Kürnbürger „Der Amerikamüde,“ wo Lenau als „Moorfeld“ auftritt.

91) (Seite 259) E. Bellamy, Ein Rückblick aus dem J. 2000 auf 1887 (Titel des amerikan. Originals: Looking Backward, 1888). Übersetzung nach d. 301. Tausend der amerikan. Originalausgabe von G. v. Gizycki (Leipzig, Reclam [1890], Nr. 2661/62). 1889 erschien eine verstümmelte Bearbeitung v. G. Motkowsky: „Eduard Bellamy. Alles verstaatlicht.“ Sozialpolitischer Roman. Berlin. R. Eckstein. — Weitere Ausgaben in der „Illustration,“ Juli 1889/90. (Wien, Steiner) und Übersetzung von Fleischmann. Leipzig, Wigand, 1890.

92) (Seite 262) Der Schluß von Bellamy ist in der Reclamschen Ausgabe verändert. Hier ist das Erwachen im 19. Jahrhundert ein Traum, wovon Mr. West wirklich im 21. Jahrhundert erwacht.

93) (Seite 263) Über und gegen Bellamy sind zu nennen: Erdmannsdörffer, H. E., Ein Phantasiestaat. Vortrag im deutschsozialen Reformverein in Leipzig. Leipzig, Werther, 1891. Herrn Friedrich Osts Erlebnisse in der Welt Bellamys. Herausgegeben von K. Wilbrandt. Wismar, Hinstorff, 1891. Ein Rückblick aus d. Jahr 2037 auf d. J. 2000. Aus d. Erinnerungen d. Mr. Julian West, hrsg. v. E. Müller. Berlin, Ulrich, 1891. Ed. Löwenthal, Der Staat Bellamys und seine Nachfolger. Berlin, Muskella, 1892. R. Michaelis, Ein Blick in d. Zukunft. Leipzig, Reclam, Nr. 2800. Tiburtius, Bellamy als Lehrer. Berlin, Bibl. Bureau (38 S.), 1892. Philipp Laicus, Etwas später. Mainz, 1891. (208 S.) Dies Werk hat zwar einen richtigen Grundgedanken, nämlich daß die vollkommensten Einrichtungen nichts sind, wenn die soziale Kraft sich nicht auf die sittliche Kraft (den Glauben an einen persönlichen Gott) stützt, ist aber sonst durchaus in jesuitischem Geiste gehalten, läßt den letzten Hohenzollern in einer Schlacht fallen, einen Aufstand der Katholiken wegen Erziehungs-

fragen (S. 179) ausbrechen, Polen und den Kirchenstaat wiederherstellen u. s. w.

94) (Seite 264) Die Titel der erwähnten Schriften sind: Morris, News from nowhere. London, 1892, Reeves and Turner. Looking Ahead, Not by the Author of Looking Backward. London, 1892, Henry. Ign. Donelly, Caesars Column, sensational story of the 20th century. London, 1892. Nebenbei erwähnt wurde noch: das Maschinenzeitalter v. Jemand. Zürich, Verlagsmagazin, 1889, Kingsleys Alton Locke, wovon 1891 bei Brockhaus in Leipzig eine Übersetzung erschien, und Maurice Blocks „Ein Streik u. seine Folgen" (deutsch v. Schwarz, Berlin, Sigismund, 1891), worin dem Leser in Verbindung mit einer Liebesgeschichte Debatten über Lohn und Unternehmergewinn, Ausschreitungen bei Arbeitseinstellungen, Schaffung von Sparkassen vorgeführt werden. Nicht erwähnt im Texte ist: Justinus, In der Zehnmillionenstadt. Berliner Roman a. d. Ende d. 20. Jahrhunders. Dresden, Pierson, 1890.

95) (Seite 264) Amersin, Das Land d. Freiheit in schlichter Erzählungsform (bildet Teil II v. Freiheit u. Tugend des reinen Menschentums). Graz, 1874. Truth, H., Am Ende d. Jahrhunderts. Basel, Schwabe, 1891. Vgl. hierzu Kleinwächter p. 104. Der Titel der Kurd Laßwitzschen S. 3 u. S. 264 erwähnten Schriften ist: Bilder aus der Zukunft (Berlin, 1879) und Seifenblasen. Moderne Märchen (Apoikis u. a. m.). Hamburg und Leipzig, 1890.

96) (Seite 265) Im Reiche der Frauen. Jedem das Seine. Berliner Volksschriftenverlag, 1891.

97) (Seite 266) Hertzka, Th., Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. Zuerst Leipzig, Duncker & Humblot 1890; eine billigere Ausgabe 1891, Dresden, Pierson. Auszug f. 10 Pf. ebenda v. Propagandakomitee. Vgl. darüber Ludassy in Grünhuts Zeitschr. f. Privat- u. öff. R. XIX, p. 645. Gegen Hertzka erschien vor allem die wohl von keinem Semitenfreunde herrührende Broschüre „Dr. Hertzkas Ostafrikanaan." Ein freiländischer Strahl-Reflex a. d. Spiegel eines „Klugen", Leipzig, 1891. Schaumburg-Fleischer, u. ein Flugblatt: Ein Bremser oder der letzte Pinselstrich am Freilandgemälde. Wien IV, R. Tambour, sowie „Billet f. d. Reise nach Ostafrikanaan," Wien I, Schaumburg & Weiger, und Tambour, D. Reise n. Ostafrikanaan, Leipzig, Litterar. Anstalt A. Schulze, u. dgl. m.

98) (Seite 271) Die Auffassungen und Ideale der heutigen Sozialdemokratie finden sich vor allem

aufgestellt in Bebel, D. Frau u. d. Sozialismus; Engels, D. Ursprung d. Familie, d. Privateigentums, d. Staats; Engels, D. Entwickelung d. Sozialismus v. d. Utopie zur Wissenschaft; Klara Zetkin, D. Frauen d. Gegenwart; Osw. Köhler, D. sozialdemokrat. Staat. Mit zwei graph. Darstellungen (Nürnberg, Wörlein, 1891). — Von d. Schriften gegen Bebel sei erwähnt: Ein Gang durch Bebels Paradies bis ins tausendjährige Reich. Von E. S. (Emden, Gerhard, 1891, gut) und, da die Frauenfrage mehrfach berührt wurde: Jardou, D. Frau in Bebels Utopien (Minden, Bruns, 1892) u. Fehling, Rektoratsrede (Stuttgart, Enke, 1892). Da es bei näherer Prüfung von großem Interesse ist, die Forderungen der Gegenwart mit den Ideen der Utopisten zu vergleichen und wir überhaupt weniger selbst urteilen, als durch unsre Berichte weite Kreise zum Nachdenken anregen wollen, bringen wir hier noch das sozialdemokratische Programm (Erfurt, 1891) zum Abdruck: 1. Allgemeines gleiches direktes Wahl- und Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe aller über zwanzig Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen. Proportionalwahlsystem, und bis zu dessen Einführung gesetzliche Neueinteilung der Wahlkreise nach jeder Volkszählung. Zweijährige Gesetzgebungsperioden. Vornahme der Wahlen und Abstimmungen an einem gesetzlichen Ruhetage. Entschädigung für die gewählten Vertreter. Aufhebung jeder Beschränkung politischer Rechte außer im Falle der Entmündigung. 2. Direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechts. Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volks in Reich, Staat, Provinz und Gemeinde. Wahl der Behörden durch das Volk, Verantwortlichkeit und Haftbarkeit derselben. Jährliche Steuerbewilligung. 3. Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit. Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung. Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege. 4. Abschaffung aller Gesetze, die die freie Meinungsäußerung und das Recht der Vereinigung und Versammlung einschränken oder unterdrücken. 5. Abschaffung aller Gesetze, die die Frau in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen. 6. Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, die ihre Angelegenheiten

vollkommen selbständig ordnen. 7. Weltlichkeit der Schule. Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen, sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeiten zur weitern Ausbildung geeignet erachtet werden. 8. Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und des Rechtsbeistandes. Rechtsprechung durch vom Volk gewählte Richter. Berufung in Strafsachen. Entschädigung unschuldig Angeklagter, Verhafteter und Verurteilter. Abschaffung der Todesstrafe. 9. Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfeleistung einschließlich der Geburtshilfe und der Heilmittel. Unentgeltlichkeit der Totenbestattung. 10. Stufenweis steigende Einkommen- und Vermögenssteuer zur Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, soweit diese durch Steuern zu decken sind. Selbsteinschätzungspflicht. Erbschaftssteuer, stufenweise steigend nach Umfang des Erbguts und nach dem Grade der Verwandtschaft. Abschaffung aller indirekten Steuern, Zölle und sonstigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen, welche die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einer bevorzugten Minderheit opfern. — 11. Eine wirksame nationale und internationale Arbeiterschutzgesetzgebung auf folgender Grundlage: a) Festsetzung eines höchstens acht Stunden betragenden Normalarbeitstages. b) Verbot der Erwerbsarbeit für Kinder unter vierzehn Jahren. c) Verbot der Nachtarbeit, außer für solche Industriezweige, die ihrer Natur nach, aus technischen Gründen oder aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt Nachtarbeit erheischen. d) Eine ununterbrochene Ruhepause von mindestens 36 Stunden in jeder Woche für jeden Arbeiter. e) Verbot des Trucksystems. 12. Überwachung aller gewerblichen Betriebe, Erforschung und Regelung der Arbeitsverhältnisse in Stadt und Land durch ein Reichsarbeitsamt, Bezirksarbeitsämter und Arbeiterkammern. Durchgreifende gewerbliche Hygiene. 13. Rechtliche Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Dienstboten mit den gewerblichen Arbeitern; Beseitigung der Gesindeordnungen. 14. Sicherstellung des Koalitionsrechts. 15. Übernahme der gesamten Arbeiterversicherung durch das Reich mit maßgebender Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung. Vgl. dazu K. Kautsky u. B. Schönlank, Grundsätze u. Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm. Berlin, „Vorwärts" u. dagegen A. Wagner, Vortrag auf dem Ev.-sozialen Kongresse 1892 (auch besonders erschienen).

99) (Seite 271) Die neuesten Schriften der Art sind: Gregorovius, Der Himmel auf Erden (Leipzig, Grunow, 1892.) Eugen Richter, Zukunftsbilder (Berlin, 1891), wogegen F. Mehring, Herrn Eugen Richters Bilder aus der Gegenwart (Nürnberg, 1892). Eugen Richters sozialdemokratische Zerrbilder, beleuchtet von B. August (Leipzig, Thiele, 1892). Wie kam es doch? Ein von Eugen Richter vergeßnes Kapitel. Leipzig, Grunow, 1892. Vgl. für Beurteilung neuerer Schriften die Litt. Note 1 am Schluß.

100) (Seite 273) J. H. Mackay, Die Anarchisten. Zürich, Verlagsmagazin, 1891 (erscheint jetzt in einer Lieferungsausgabe in Berlin).

Als Beleg für die Worte Harrings siehe die ersten Kapitel und die Litteratur bei G. Adler, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland (1885).

101) (Seite 277 ff.) Für das Schlußkapitel kann ein Litteraturnachweis nicht geboten werden. Es stützt sich u. a. auf die gesamte in den vorhergehenden Noten, besonders in Note 1, 18, 85, 93 aufgeführte Litteratur. Siehe auch Ottomar Lorenz, Der Himmel auf Erden (Leipzig, Braun, 1892).

Die Bemerkung über die Unpopularität der Jurisprudenz bezieht sich auf den Vortrag Leonhards, Grenzboten XLVII, p. 310, 353 ff.

Die angeführte Schrift Herbert Spencers, „Von der Freiheit zur Gebundenheit“ ist von W. Bode übersetzt und 1891 bei L. Simion in Berlin in zwei Ausgaben (einer zur Massenverbreitung) erschienen.

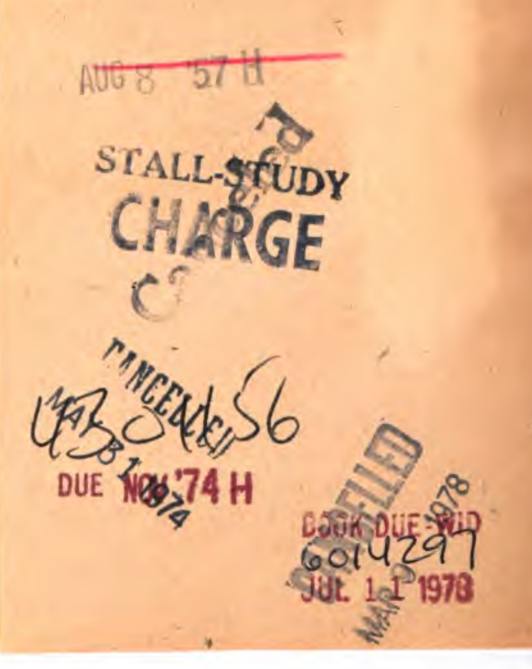


Namenregister

Die Zahlen ohne Zusatz geben die Seiten an

Druck von Carl Marquart in Leipzig






Soc 950.34.5
Schlaraffia politica;
Widener Library 005578209
3 2044 088 888 649